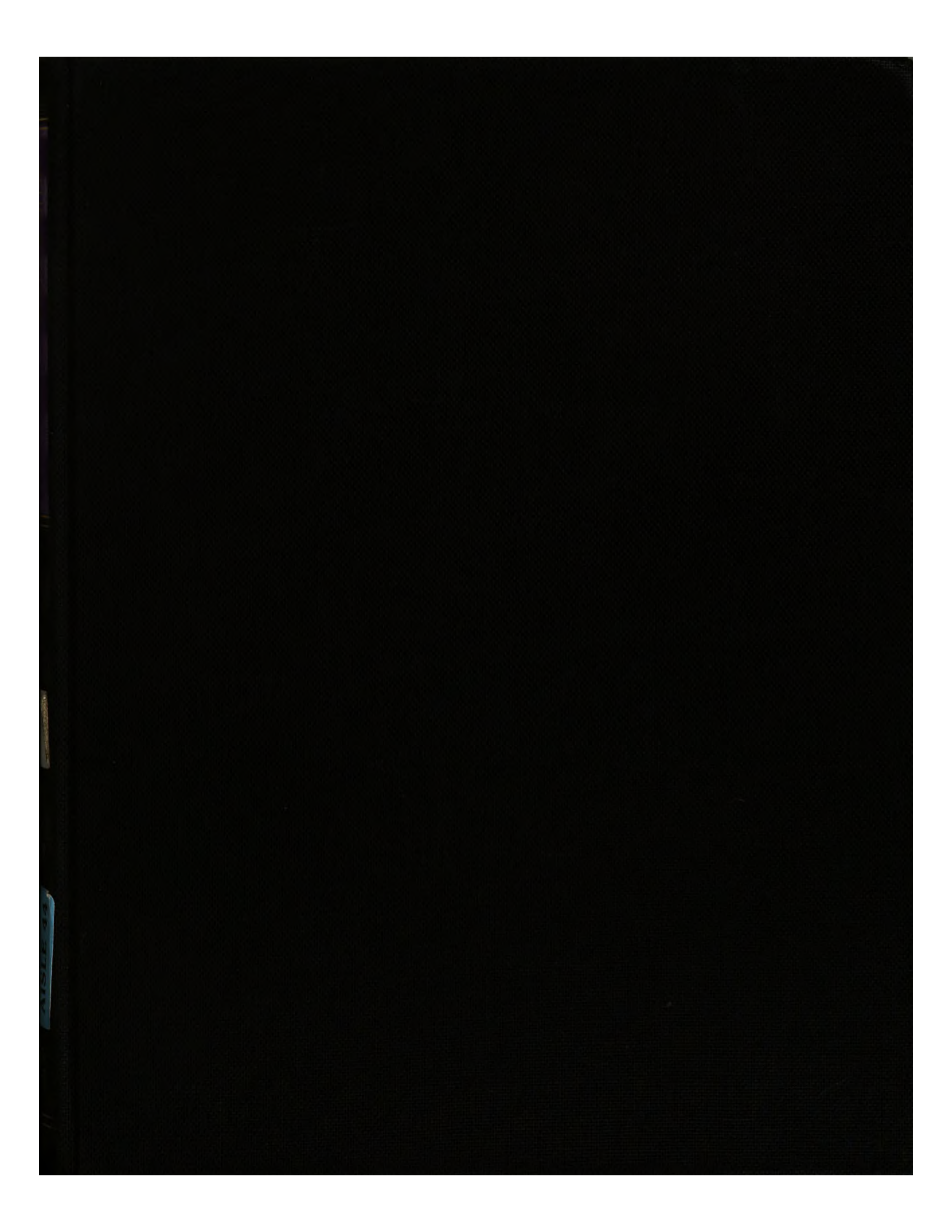
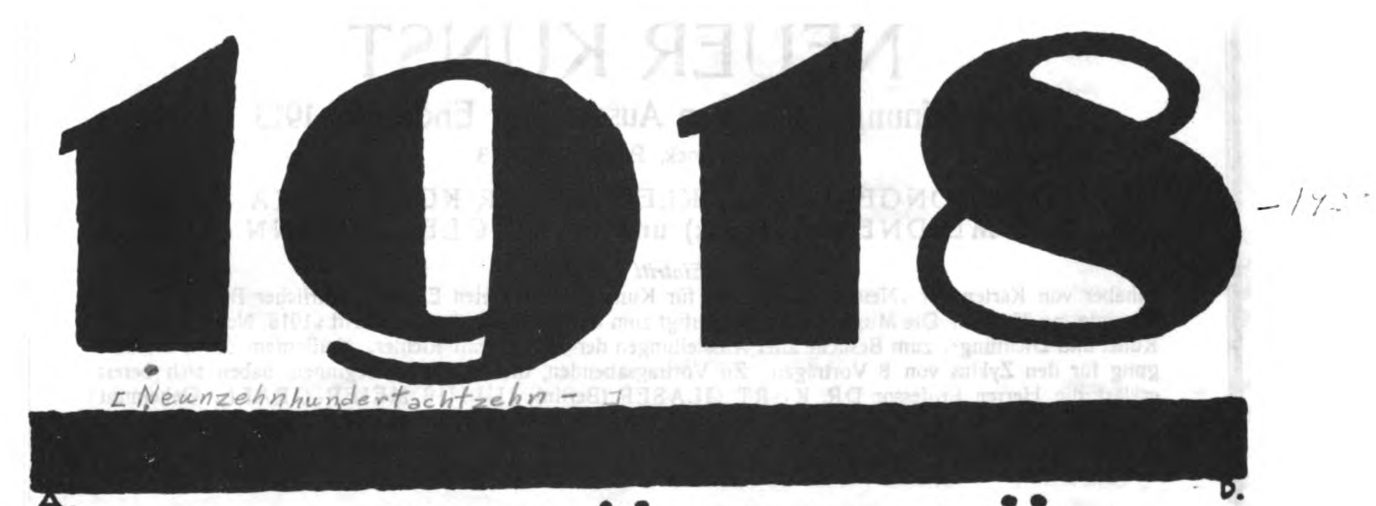
PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE





MAIHEFT JAHRG. 1



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918
„Neue Blätter für Kunst und Dichtung"
Schriftleiter Hugo Zehder

Maiheft

INHALTSVERZEICHNIS

1. Jahrgang

Abbildungen

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung „1918, Neue Blätter für Kunst und Dichtung"*, Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Reprinted by permission of the original publishers

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS
DES ERSTEN JAHRGANGES MAI 1918 — MÄRZ 1919

LITERARISCHE BEITRÄGE

ABBILDUNGEN UND BEILAGEN

BUCHBESPRECHUNGEN



OSKAR KOKOSCHKA: „Gethsemane“ *(Mit Genehmigung von P. Cassirer, Berlin)*

1918

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

KUNST ODER SENTIMENTALITÄT?

Von Adolf Behne

„Die Kunst muß die Gewalt vernichten" – indem wir dieses wunderbare Tolstoj-Wort über unsere Liebe zur Kunst schreiben, können wir wohl kaum anders, als die jetzt so oft mahnend gestellte Frage: „Enthielt nicht dieser Krieg eine heilsame Lehre auch für die Kunst?" mit einem klaren und herrischen Nein! zu beantworten.

Wie? Ihr wollt also, heißt es mit bitter-mitleidigem Lächeln, trotz allem gewaltigen Kriegserleben bei Eurem Ästhetentum in der Knnst verbleiben?

Ja, allerdings, das wollen wir. Denn wir würden selbst den Zustand einer absoluten Kunstlosigkeit einer unästhetischen Kunst vorziehen!

* * *

Der Gegenspieler des Ästheten ist der „Mensch, der in die Welt paßt", der gesunde Realist. Der sagt: Wir haben eine eiserne Zeit durchgemacht und die Sentimentalität verlernt. Fort mit den Gefühlsduseleien, fort mit dem „l'art pour l'art". Der Krieg hat unserer Kunst herrliche Aufgaben gestellt, an ihrer Erfüllung erstarke und ertüchtige die Kunst, daß sie monumental sei in der Auffassung und voller Kraft in den Formen.

Wir wollen diesen „gesunden Realisten" bekämpfen! Seine Gesundheit ist nur Dicke, sein Realismus nur Anerkenntnis für alles, was Konvention heißt. Er steht zum Ästheten nicht wie der Gesunde zum Kranken, sondern wie der Laute, dem in seiner Patentheit alles klar ist, zum Besonnenen.

Ihr verachtet den Ästheten. Ihr könnt ihn Euch nur weich weibisch, weinerlich denken. Er ist ein Mensch, der um sich ein bißchen Schönheit hat. Und was ist Euch Schönheit? – Eine angenehme Zutat mancher Dinge, nett, wenn sie da ist, entbehrlich für den Erwachsenen, wenn sie fehlt; unentbehrlich nur als hübsche Frau, als guter Braten.

Uns ist die Schönheit mehr, – so viel, daß wir es allerdings mit unserer Manneswürde für verträglich halten, ihren Dienst rein und streng zu üben. Uns ist die Schönheit der Sinn der Welt.

Ja, die Schönheit, die Ihr für eine bequeme Dienerin haltet, für Schein, den man den Dingen durch ein bißchen Mehraufwand leicht umlegen kann, falls Bildung und Stellung es empfehlen, für einen Begriff, den Ihr mitleidig nur duldet, dessen Vertretung Ihr den Tapezierern und Barbieren überlaßt – diese Schönheit ist in Wahrheit Euer Richter!

* * *

Schönheit ist vollkommener Sinn.

Das lehrt kein sentimentaler Poet, sondern das unsentimentalste Gebilde, das wir kennen: die Natur.

Die Natur ist vollkommener Sinn. Nicht der eines Sinnspruches, das heißt: nicht Deutung, nicht Moral, nicht „Geist", sondern ein Sinn, der nur mit den Sinnen erfaßt wird; der erlebt wird, nicht buchstabiert; geschaut, nicht geglaubt: ein ästhetischer Sinn. Der Sinn der Natur ist undenkbar, unendlich, ewig, nicht in eine Formel zu fassen. Er offenbart sich als absolute Vollkommenheit. Es gibt da gar keinen Ansatz zu einer Frage, zu einem Urteil. Durchaus problemlos stellt sich die Natur den Sinnen dar: Vollendung, Erfüllung.

Indem wir diese Vollkommenheit empfinden, erleben wir Schönheit, die kein gelegentliches Attribut der

Natur ist, nichts, zu dem sie zufällig aufsteigt, keine Definition, die hier und da auch auf die Natur paßt, sondern *ihre Erscheinungsweise selbst.* Deshalb ist es unmöglich, den Begriff der Schönheit von irgend einem anderen Begriffe abzuleiten. Nein, Schönheit ist eine primäre Wesenheit. Auch die Verbindung mit dem Organischen kann uns nur narren. So manches, das wir unorganisch nennen sollten, wuchernde Pilze auf einem Baume, ist oft unendlich schön. Wir müssen freilich unsere Sinne fragen, nicht den wissenden Verstand.

Häßlich ist, was sinnlos ist, und das ist das gleiche wie: „was unsinnlich ist". Die Sinne machen die Prüfung auf den Sinn.

Nirgends in der Natur werden die Sinne befremdet: Nähe und Ferne eines Waldes, ungezählte Stoffe seines Aufbaues, Borken, Blätter, Nadeln, Steine, Wasser, Gräser, Tiere und Blüten; Rauschen und Stillsein, die Fülle der Farben, der Gerüche; darüber der Himmel mit den Wolken; das Licht, das hell oder verdunkelt durch die Stämme wandert und die unerschöpfliche Bewegung aller Glieder! — Dieser unausdenkbare, grenzenlose Reichtum des Allerverschiedensten ist doch so innig verschmolzen, ist so unendlich fein und locker zugleich verknüpft, daß, wohin die Sinne gerichtet sind, kein Riß, kein Widerspruch, kein Mißklang ist. Von den zarten Rispen zu unseren Füßen über die Wipfel der Bäume hinweg, zu den Bergkuppen und den Wolken, bis in den Himmel... es ist fügsam wie die weichen Haare eines Felles. So hemmungslos geht das Auge von einem zum andern, wie die Hand über ein Fell.

* * *

Der Ästhet ist ein Mensch, der seinen Sinnen vertraut in dem Bewußtsein, daß, was sie als sinnvoll und als schön bestätigen, zugleich als des Lebens wert gerechtfertigt sei, daß in einem tiefen Zusammenhange stehen: Sinne — Sinn und Sein.

Der Gegenspieler des Ästheten war der gesunde Realist, der Mensch, der dem „gesunden Menschenverstande" folgt. Wir lassen uns nicht von ihm durch noch so lautes Rufen beirren. Der gesunde Menschenverstand ist klein und trägt nicht weit. Er kalkuliert den Nutzen, den guten Schein, die gegenwärtige Situation und — das ist sein typisches Verfahren — die Konvention. Er erliegt jeder Phrase, geht niemals auf das Wesentliche; mutlos, lichtlos bewegt er sich im Kreise von Viertelwahrheiten, deren falsche Summe er dröhnend ausposaunt. Mag er also dem Ästheten, dessen Existenz ihm freilich unverständlich sein muß, Weiblichkeit und Unmännlichkeit vorwerfen, weil er „unpraktisch" ist, Laschheit, weil er sich scheut, die neuesten Schlager anzuerkennen, Gefühlsduselei, weil er, statt mit Zahlen zu rechnen, Empfindungen folgt — er ändert nichts daran, daß der gescholtene Ästhet eine unvergleichlich strengere Selbstzucht, eine höhere Ehrlichkeit und einen reineren Mut besitzt. Und auf die Dauer bliebe es abzuwarten, ob wirklich die Zahlen eine gesichertere, eine klügere Bürgschaft geben als die Sinne!

* * *

Mißtrauisch zu sein gegenüber dem gesunden Realisten haben wir besonders dann alle Veranlassung, sobald er sich der *Kunst* annimmt. Er tut es selbstverständlich im Kommandoton. Seinem innersten Wesen nach ein Mensch des Nutzens und daher des praktischen Kombinierens, weist er der Kunst barsch die Stellen an, wo sie sich nützlich machen kann. Jetzt liegt es nahe, sie für die Verarbeitung der „eisernen Zeit" zu engagieren. Gewiß ließe sich dieses Geschäft auch ohne die Kunst ebensogut oder noch besser machen, aber da man gewisse kulturelle Verpflichtungen hat und auch auf jeden Fall den Schein wahren will, so möge die Kunst immerhin an den lohnenden Verdienst herangelassen werden, so sie sich nur verpflichtet, Entgegenkommen zu zeigen, ihre Unbequemlichkeit und Verstiegenheit, ihren Eigensinn und Dünkel aufzugeben, und so sie sich prompt einstellt auf Eisen, Mörser, Minen und Granaten. — Das ist der Sinn der Worte: „monumental in der Auffassung und voller Kraft in den Formen".

Aber der Pfiffige soll sein Programm nicht einleiten mit dem Reichskanzlerworte: „Wir haben die Sentimentalität verlernt"; denn gerade sein Programm ist dickste Sentimentalität.

Wenn er die Kunst so eifrig auf Mörser, Minen und Granaten hinweist und von deren Einfluß einen Heilungsprozeß der Kunst sich und anderen verspricht, so könnte die Kunst eines Tages Ernst machen! Niemand wäre dann furchtbarer erschrocken, als der Rufer im Streite, wenn die Kunst ein Höllenmal errichtete,

aus Lafetten und Rohren, Protzen und Bajonetten, Tragflächen und Torpedos; stumpf und blitzend, lauernd und packend, bunt und fahl, unheimlich still und doch platzend vor Kraft. Er würde sich bekreuzigen und sagen: „So habe ich es nicht gemeint."

O nein, gewiß nicht. Wir dachten uns gleich, daß er nur harmlose Nachahmungen von Minen und Granaten im Sinne hatte. Aber die Kunst läßt nun einmal nicht mit sich spaßen. Die Kunst, die glücklich und liebevoll in schönen Farben spielte und in graziösen Formen lebendig atmete, die hielt der Realist für schwächlich – weil sie nicht nachahmte! Er predigte zur Stärkung Eisen, Feuer und Schwert, und da ist es nun diese selbe nämliche Kunst, die, läuternd eine Wunde auszubrennen, Feuer und Schwert wirklich ergreift. Da aber geht dem Rufer der Atem aus, er kann nur noch den Vorwurf der „Barbarei", der „Geschmacklosigkeit" der Kunst zurufen. – Leider vergißt er in diesem Augenblick seine humanistische Bildung; sonst wüßte er, daß gerade die geschmackvollen und kultivierten Griechen derartige Trophäen errichteten!

Die Kunst ist alles. Aber niemals ist sie Nachahmung, stets ist sie Wahrheit.

Du wolltest gar nicht Mörser, Minen und Granaten; Du wolltest Sandstein, Marmor und Putz. Wenn Du dem harmlosen Sandstein die Form eines Torpedos gibst und Deinem Kunstwerke Hurrah schreist, so gleichen Dein Mut und Deine Kraft jenem Helden, der, wenn er sich weit genug vom Schusse weiß, gewaltig das Maul aufzureißen wagt. Wahre Kraft zu erkennen, bist Du nicht imstande. Die Verse eines Stramm verhöhnst Du als dekadent, und vor einem Gewehr nimmst Du Reißaus. Aber ein Rudolf Herzogscher Gewehrvers ist Dir mannhafte Kunst. Nun, er ist weder das eine, noch das andere; er ist weder mannhaft, noch ist er Kunst. Er ist, wie jede Vermengung zweier Welten, der Kunst mit der Tatsächlichkeit, eine Sentimentalität. Gebt das eine oder das andere; die Kunstform in der kühnen, kristallischen Reinheit der Pyramide oder die ungeschminkte, ungeweihte Tatsächlichkeit. Granaten in Sandstein aber, Torpedos aus Putz, Mörser aus Gips sind ein Unfug, sind den Sinnen eine Qual, sind sinnlos – häßlich.

Die Formen, die Instrumente des Krieges haben ihr Leben, ihre Ausdruckskraft in sich selbst. Sie sind und bleiben in ihrer Sphäre ausgeformt, fertig, sachlich erledigt. Hier haben sie Kraft und nur so, wie sie *sind*. Ihre nachahmende Verwendung in der Kunst ist ärmlich und, mag sie selbst in Kolossaldimensionen geschehen, sentimental. Denn wer sie in die Kunst überträgt, verzichtet auf die Wirkung seiner sowohl wie ihrer selbständigen, eigenen Sprache, appelliert weder an das Kunstgefühl, noch an die Wahrheit, sondern ist froh, wenn es ihm nur gelingt, durch etliche abgegraste Begriffe (nimmermehr „Symbole"!) in geistig primitivster Art an ein außerkünstlerisches Geschehnis zu erinnern, von dessen Mächtigkeit er für sein „Kunst"werk Wirkung und Beifall erhofft: Wirkung also nicht durch Gestaltung, sondern durch assoziatives Anschlagen eines allgemeinen Begriffes – kann man das anders denn als Sentimentalität bezeichnen?

Jemand, der sich von vornherein gezwungen fühlt, geistige Anleihen zu machen, kann nicht zum Schöpfer kraftvoller Werke berufen sein, auch nicht, wenn es die stärksten Leute sind, bei denen er borgt.

* * *

Windbeutel haben behauptet, Kunst sei Können. Wer am meisten kann, sei der größte Künstler. Nun, dann ist die Kunst ein schwacher Künstler. Denn sie ist in ihrem Können eng gebunden. So weit ist sie davon entfernt, alles zu können, daß fast das Nichtkönnen charakteristischer für sie ist. Denn sie kann nur eines – und das, weil sie muß –, Zeugnis ablegen vom Elementaren. Und das Elementare wird von selbst Kunst. Alle die Aufgaben, bei denen erst die Schwierigkeiten beginnen, die den Kenner locken, sie finden die Kunst unfähig und still: flinke Bestellungen, kühne Wendungen, prächtige Arrangements, beste Unterhaltung – da müssen andere in die Bresche springen. Die Kunst versagt. Aber sie blüht, von einem Zauberstabe geweckt, sobald nur Fühlen, Denken und Wollen so herzhaft in die Tiefe stoßen, daß sie die fruchtbare Schicht des Elementaren berühren. *Das* ist die eigentliche künstlerische Tat: durch alle Ableitungen, durch alle Bedingtheiten, durch alle Gewöhnungen und Formeln hindurch eine Sache zu verfolgen, nicht eher zu ruhen, nicht zu ermüden,

bis ihr ursprüngliches, nacktes, wesenhaftes Sein ergriffen ist. Und dabei hilft kein „Können“, es ist Bestimmung, Schicksal, Berufung, Gnade.

Vom Können wird zu Recht dort gesprochen, wo es ein Suchen gibt. Aber der künstlerische Ausdruck wird nicht gesucht. Der vollkommene Ausdruck ist nichts anderes, als der aufblühende Funke, der den vollzogenen Kontakt mit den Elementen, die Schließung des Kreises im Bewußtsein, bezeugt. Wer sich „schlecht ausdrücken kann“, denkt schlecht, empfindet matt, will ohne letzten Trieb. Für alles Geistige, das wahrhaft rein und klar in das Bewußtsein stieg, ist der Ausdruck ohne Suchen da. Die Kämpfe, die freilich nicht selten zwischen Vision und Vollendung liegen, sind gegen die störenden, ableitenden Momente im Eigenen gerichtet, haben mit der Kunst im wesentlichen nichts zu tun.

Der künstlerisch vollkommene Ausdruck weist mit der Unfehlbarkeit der Magnetnadel auf einen *wesentlichen* Menschen, auf eine *wahre* Idee. Denn diese sind Grundvoraussetzungen. Das mißlungene, das ausdruckslose, stockende Werk entlarvt seinen Urheber als abgeleiteten, halt- und wehrlosen Menschen, die Idee als oberflächlich, schief, unglücklich und widerspruchsvoll. Nichts ist verhängnisvoller als zu glauben, der Künstler sei fähig, allem den Ausdruck des Schönen zu geben. O nein, ob eine Idee den ewigen Ausdruck findet, hängt nicht vom Künstler allein ab, sondern zunächst von der Idee. Was nicht den künstlerischen Ausdruck findet, ist in seinem Wollen, in seinen Voraussetzungen unecht und unbrauchbar.

* * *

Da die Kunst ein unbarmherzig sauberes Empfinden, eine hellseherische Klarheit voraussetzt, fällt ihr leicht manche liebgewordene Gewohnheit zum Opfer. Alles Unwesentliche, mag ein Gewohnheitsrecht noch so fest daran haften, muß fallen. Zwischen Kunst und Konvention habt Ihr die Wahl. Vereinigen lassen sich diese beiden nicht. Bindet Ihr den Künstler an eine Konvention, so werdet Ihr kein Kunstwerk ernten, sondern eine Sentimentalität zu verantworten haben.

Das wichtigste Erfordernis ist, daß die Allgemeinheit oder zum mindesten die zur Führerschaft Gelangten den Geistesmut aufbringen, von einem Werk der Zeit etwas Höheres zu verlangen als von einem Reiseandenken, auch wenn ihnen die Vox populi Pietätlosigkeit und mangelndes Verständnis für das Volkstümliche vorwirft. Der Künstler soll ein Führer sein, soll eine bessere, tiefere Einsicht dem Massenansturm entgegenhalten. Wer der augenblicklichen Oberflächenbewegung der Zeitgenossen mit Riesenatrappen der Popularität zu Gefallen arbeitet, der versündigt sich am Genius des Volkes am unwürdigsten. Wer streng und unzugänglich seiner tiefsten eigenen Erkenntnis folgt, wird sich am Ziele mit seinem Volke am ehesten treffen.

Nicht auf Gutmütigkeit, nicht auf Gemütlichkeit kommt es an, sondern auf Mut – den Mut, das Elementare zu fassen. Was der gesunde Realist „kraftvoll“ nennt, ist im Grunde sentimental.

Nur aus dem Gefühl, aus der starken und tiefen Empfindung und Bewegung wächst die Kunst. Ohne falsche Scham und ohne Scheu darf sie Ergriffenheit, darf sie Tränen verraten. Ist das Gefühl echt, die Empfindung rein und der Gegenstand voller Wert, so kann von Sentimentalität keine Rede sein. Sentimentalität nennen wir vielmehr jene verdächtige Empfindsamkeit, die nicht elementar ist, sondern mehr oder minder deutlich von der Konvention bestimmt wird.

Die Konvention wird von keinem Gefühl getragen, sie versperrt das Gefühl. Sie soll aber *wirken* wie ein Gefühl. Infolgedessen muß sie ihre kalten Worte besonders stark wählen. So entsteht die sentimentale Form – stark aus Schwäche!

Ein wahres Gefühl spricht sich in unvergleichlich schlichteren Worten unendlich kraftvoll aus.

Das ist der Grund, weshalb die unechte, die übernommene, die kalte Empfindung sich monumentaler gebärden muß, als das reine, klare und freie Gefühl.

Ob eine Kunstform kraftvoll ist, hängt davon ab, wieweit sie aus ihren rein-künstlerischen, schöpferischen Voraussetzungen rein und ehrenhaft entwickelt ist, ohne Seitenblick und Nebenabsicht. Ist sie das, dann ist sie kraftvoll, ohne die stille Grenze des Feinen, ja des Zarten zu überschreiten. Carl Maria von Webers Milde, die Anmut seines „Oberon“ ist kraftvoller, als Richard Wagners selbstbewußtes Rauschen im „Lohengrin“. Die Absicht macht es nun einmal nicht in der Kunst!

Sind die Riesenmäler unserer letzten Denkmalsperiode „kraftvoll“? Sie hatten die schönsten Absichten und sparten nicht mit Blöcken, Kanten, Kehlen, Quadern und Rustika. Wenn sie trotz alledem matt und halb wirken, so ist es, weil ihre Verfertiger ohne künstlerische, geistige Notwendigkeit jene Monumentalformen gebrauchen. Sie standen unter der Suggestion einer populären Idee; sie ordneten ihre Arbeit einem Begriffe unter, den zuvor auf seine Echtheit, auf seine Tragfähigkeit und seinen Wert zu *prüfen*, sie nie den Mut hatten. Wie hätten sie – kopflos sich in die Menge werfend, damit der Strom sie trage – wie hätten sie in ihrer Arbeit energisch, wie hätten sie kraftvoll sein können!? Ihr Schaffen stellt sich als typische Sentimentalität dar, wenn wir sentimental dasjenige Arbeiten nennen, das, auf die eigene, innere tragende Kraft verzichtend, sich Flügel leiht von der Konvention, vom Vogel der Mode – und sei dieser Vogel selbst der Greif oder die dicke Berta.

MOND UND HEXEN *Camill Hoffmann*

Griechische Zauberinnen zwangen den armen Knaben
Auf der Waldwiese zu tanzen, Mitternacht.
Ach, wie glänzte Trauer der kristallenen Stirn erhaben
Über schwarze Wollust und geiler Tamburine magische Macht!

Und wie sehnte der Knabe sich nach den goldenen Hainen
Längs der Milchstraße droben, langsam blickt' er empor
Aus den langbewimperten Augen, träumerisch reinen.
Spiegel und Echo des Herzens, glitt dort lieblich verwandter Chor.

Wundes Lächeln der Wangen, süßes Rühren der Glieder
Riß aus Kehlen voll Brunst berückten Schrei.
Heiser hallt' er durch Sommernachtswälder wider,
Faune und Hirschböcke stampften witternd herbei.

Ach, wie tanzte der Knabe arglos im schwelenden Kreise,
Nur vom Traume gewiegt und ringsum feurige Qual,
Heiliger auf dem Rost, das Antlitz neigend ganz leise.
Aus zerklaffender Herzgrube brach ihm ein Silberstrahl.

DER MENSCH *Alfred Wolfenstein*

Vom Rand meiner Erde, die von der Welt mich scheidet,
Schluchzet auf meine Freiheit, die Not und Ketten leidet –
Ich esse und trinke von den Tieren rings beneidet
In dieser grünen Wüste, niemals abgeweidet.

Von brennenden Horizonten stehe ich umwunden,
Noch näher meinen Lippen kreist mit Wein und Brot
Die Erde in mich ein, verbrennt zu Blut und Kot
In meines Leibes Runden.

Macht sie nicht Land aus mir und mich aus ihrem Land,
Gleich wie sie Wolken zu Wasser, Wasser zu Wolken bannt,
Tausend rückspringende Bälle wirft an gleiche Wand?
Was entringt sich ihrer Hand?
O eins entringt sich ihrer Hand –

Hoch aufgerichtet mit flammendem Munde
In mächtiger Gerade steht unberührt
Von Labung, die ihn durchfließt und ihn schürt,
Mein Durst! Mein Durst ist meine stolze Wunde,
Durch die Erde ein Riß, der den Rand überschwebt,
Rot durch den Äther quillt, – suchend hebt
Den Mund in die Himmel, ungestillt.

DER MANN *Alfred Wolfenstein*

(Am Rand eines großen Platzes)

DER JUNGE:

Rauschender Platz, du aller Straßen gedrängter Strahl,
Zimmer sank zusammen, da springst du riesiger Brunnen empor,
Räder, Hufe, Kniee sprühen klingend auf und ab,
Und erwacht lehne ich am steinernen Rand,
Musik des Tages, überströme meine Hand –

DIE FRAU:

Gehen wir – dort kommt
Durch die Tür der bewegtesten
Straße mein Bruder herein in den Platz –
O betäubendes Geräusch – – Doch deine Worte werden sichtbar,
Eis, auf den geraden Fenstern deiner Lippen –
O Nacht, unvergangene, ich flatterte um Liebe,
Zu Wolken und zu Tälern kam ich hinauf, hinab,
Um Füße und Gipfel, um Löwensternbilder
Und Rehwälder tief schlug ich Liebe, den Menschenkreis,
Aber du lagest leuchtend und wieder bewölkt weiß.

DER JUNGE:
Nacht im Arm, orgelnde Wiederkehr Liebe,
Deine schönen Karusselltiere machten mit mir die Runde,
Nacht an meinem Herzen, ewige Wiederkehr,
Aber mein anderer Arm hing leer.

DIE FRAU:
Was suchte er, am Boden, in formloser Luft –
Andre Gestalt der Seele als die meine? Ach
Ich bedeckte ihn wohl nicht und war nie dein
ganzer Leib –
O Unruh, halbes Glück, all deinen Seiten jagt' ich nach,
Doch dein Wille wie ein Mond lief und stand mir
immer gleich weit.

DER JUNGE:
Sanft durchfragst du nur mein eigenes hartes Fragen,
Liebe, – durchkreuzest mich mit Weihrauchwölbung,
Blumen, Säulen,
Nur Fenster baust du niemals – unendliche Reihen
Weltenfenster
Sie fehlen, durch die Mauern hinaus in Morgenfeuer-
farben!
Unsere Blicke nur kreuzen sich, von Schönheit begrenzt,
Zwei schmal ewige Lampen,
Und rings schwimmt die Finsternis.

DIE FRAU:
Sage mir, was dich traurig macht,
Den unbekannten Wunsch,
An deiner andern Seite leidenschaftlich lagernd – –
Aber könnte ich ihn erfüllen?
Und wir gehn,
Wir gehn, daß uns mein Bruder nicht sehe –

DER JUNGE:
Dieser ist dein Bruder – –
Er blieb in meinem Blick –
Er unbekannt,
Wie ein Ding, Tier, Feind,
Seine Seele noch nie in meiner Hand –

Und doch berührt
Mein Auge seinen unbewußten
Nacken schon wie lang verführt –

Daß meiner Gegenwart Gedanken
Seltsam zwischen Ferne
Und Vertrautheit schwanken –

Zwar schroffer sehe ich ihn,
Gipfelnd heller Baum
Ins Stürmende entfernt er sich
Aus dir, aus einer Blume weichem Raum.
Doch jeder Zweig
Des zackigen Gesichts wie dein
Formt doppelt sich in mir mit Grußes Schein!

Von deinem Schritt umhüllt, sein Knie
Durchbricht Gewühl, Gestein
Mit rascherem Kleid und mir entblößter Melodie.
Und nun herumgewandt
Erblick ich deinen Hals
Auf flügeldünner Schultern Band,
Und breite Kiefer baun
Die Stirn mit deinen eingeneigten Säulen schmal,
Wie weite Vögel wellen geisthaft sich die Brau'n.
Und jetzt sein Mund,
Meer, das von Wucht gekrümmt ans Ufer greift,
Berauscht mich rings aus seltsam nahem Grund –

O du – und ihr –
Dein Traum hält blendend schöne Spiegel vor,
Aber durch ihn, durch offenes Glas und Tor
Seh ich *hinaus* aus jedem dreibegrenzten Raum
Und mir und dir!

Denn nun zeigt er sich ganz –
Und deinen fließenden Ähnlichkeiten
Enttaucht sein Arm, er springt ans kampfbedeckte Licht,
Aus einem Schrei wird langes Schreiten.
Sein Auge klettert scharf
Aus deinen Schatten,
Durchschaut die Straße, wie ein Führer darf,
Der weiter *tagt* in Dämmerung, Glück und Gatten!
Dein Haar auf seinem Haupte steigt, durchstößt
Die Stadt mit sinngetriebener Hörner Spitzen,
Aus deinen Nebelwangen löst
Sein Antlitz Stirnenfels und Quellenblitzen!

Ja, alles will ich, deine versenkende Freude
Und auch über Schwere
Die auffliegende Freundschaft!
Keine leere Hand greif ins Leere.

Erweiterung ist dein Leib –
Der lange einsam mich verwirrte, nun beglückend
Einen Mann gebiert, nun Liebe brückend

Auf seine andere Seite weist:
Da zieht parallel geschwungenen Ufers
In Leibeslinie der äthernahe
Gewaltig unterschiedene Geist!

Der Platz erdröhnt von Lebenden rot,
Als rollte ihn erst jetzt die Sonne
Aus Dunst und Liebestod
In Himmelsglut und Himmelsdonner.

Und nackter Fläche leuchtend, empfangend und gestrafft
Umfahre, umfasse ich mit Sturm und mit Ruder
Fülle und Freiheit, Brüste und Brust,
Tateinigkeit, Schicksalsleidenschaft!
Dich Lager des Kusses,
Dich Freundeslager des Kampfes, allmenschlicher Kraft!
Meine Jugend kennen zu lernen, naht unser Bruder.

OSKAR KOKOSCHKAS GRAPHIK

Von Hugo Zehder

Man hat Oskar Kokoschka einen Neugotiker genannt und ihn einmal in die Reihe der Nachfolger Klimts stellen wollen. Das war in Wien. Weil Linienhaftes, Zickzack und schnellende Kurve eigene Deutung dem Lebendigen und Sichtbaren verliehen. Wer Klimt und manchen anderen so nannte, durfte nur an die Spätlinge und Schwachen aus der großen Familie der Geistigen denken, deren leidenschaftlich-steile Schriftzeichen, stählerne Fesseln um Himmelanstrebendes, in den gar zu feinnervig gewordenen Händen spielendes Rokoko ward. Die Vertikalen schrieen nicht mehr den Namen Gottes. Jähe Winkel angestrengt sich steigernder Gesten, Zukkungen unter der Qual geheimnisvollen Einströmens, wurde zierliche Gebärde höfischen Dienstes. Steinerne Starre des In-sich-Aufgerecktseins im Lauschen der fernen Tuba, löste sich in tänzerisches Nicken, ein Beifall zur fröhlichen Musik, die um den guten König tönt. Man betete lächelnd. Das Geheimnis lag nicht mehr im Leben und im Tode, die auszudeuten es eines Gesichtes bedurfte: es wurde übersponnen, überrankt, unsichtbar gemacht, durch Blatthaftes, Blütenornament, fröhliche Geometrie, Singsang der Linien, eigenlebig und ohne Beziehung zur ohnehin nicht mehr ernst genommenen Fragestellung. So ist auch Klimt Gotiker. Das Antlitz des Lebens und den sonderbaren Augenblick seines Verschwindens, das in jeder Minute eintritt, hat er nicht geschaut. Doch: wie im Traum und ganz musikalisch! Das Eigentliche floß nebenher, unterirdisch, er wollte oder konnte es nicht sehen, nur fernher hören: daher seine klingenden Farbentupfen und die musikalische Schlinglinienweise „über das Leben".

Das von Oskar Kokoschka um und in die Gesichter Gezeichnete sind Schürfungen nach dem Geheimnis, damit es sich offenbare. Jedes Menschenantlitz ist unerforschtes Land, durchzogen von Strömen des Lebendigen und mit Schluchten, die Totes verhüllen; verdeckte Tiefen, Lauteres bergend, sind aufzudecken; irgendwo nisten Keime, die verheerende Seuche über Blühendes senden werden; es kann strahlen im Eigenleuchten oder im Widerschein naher Sonnen, und kann Einöde sein, ausgebrannt und leer wie erstarrte Landschaft des Mondes. Auf den frühen Bildnissen, die sowohl gemalt als gezeichnet sind, fällt nichts so sehr auf als das Graben und Suchen nach Quellen des Wesenhaften. Überallhin drängt Forschungstrieb. Das Merkwürdige wird eingezeichnet, Schädelhöhe und Wölbung gemessen, in Schattenwinkel hineingeleuchtet, Verborgenes aufzuspüren, der Augen Rund vielmals umwandert und genau und einfach bestimmt; dann kommt der lange, fragende Blick in diese tiefsten aller Seen: unendliches Staunen beginnt, panischer Schreck nach erlauschtem Geheimnis, Freude und Trauer zugleich im Anblick des Lebendigen, das sich hier hüllenlos zeigt, sonst ausgestreut überall auf dem Antlitz. Es wäre möglich, einigen Bildnissen Kokoschkas nach den Augen und ihren Gestaden Namen zu geben, und diese Bezeichnung würde öfters das ganze Umliegende beschreiben, so wie etwa manche alte Städtenamen das Aussehen der Siedelung charakterisieren. Nur wird man entscheiden müssen, ob Dunkles oder Helles im Klange der Worte ausgedrückt sein soll. Es gibt Gesichter, in denen das eine Auge sonnenhaft wärmt, das andere stumpf abblaßt oder daliegt als kalter, toter Stern. In der erhöhten Gesamtanschauung des Kunstwerks verbindet sich beides, wird visionärer Ausdruck innerlichster Vorgänge. Beruhigendes, Zuverlässiges und lauerndes Unheil erhellen und beschatten dann das gleiche Wesen. So wurde das Antlitz der Menschen auf den Bildern „gezeichnet". Und hat man bemerkt, welche Geschichten auf den Händen zu lesen sind? Kokoschka ist Malerisches allein nie das Wesentliche, sondern Geistiges höherer

Ordnung, und in diesem Sinne ist er vielleicht ein Neugotiker zu nennen. Doch malt er heute, wie kaum einer der Jungen und Alten malt. Hiervon ein anderes Mal.

In den schönen Blättern, die Kokoschka vor etwa fünf Jahren den Freunden darbrachte, sind Linien das Medium, das Erscheinung am reinsten ausdrückt. In ihrem Netzwerk verfängt sich das Flüchtige, geht den Fäden nach, die von seiner Bewegung erzittern, hängt sich an ihren Lauf, nimmt so Gestalt an. Sie sind unerbittlich: suchen nach allen Ausgängen des Lebendigen, erhaschen die Ausflüchte und da, wo es stille liegt und Verstecken zu spielen scheint, werden noch enge, feine Maschen gezogen, Andeutungen für Verborgenes. Und es ist rührend zu sehen, wie dieses vielleicht etwas grausame Spiel stille Sehnsucht nach der Schönheit, rein organischer Schönheit, mit sich trägt. Wo eine Form sehr prägnant und geschlossen sich darstellt, scheint es, als ob der graphische Apparat Plastisches bilden möchte, nach rhythmischer Ordnung sucht, im Sinne des Antikischen. Köpfe klassizistischer Meister. Auch viel später noch, z. B. in dem gezeichneten Porträt der Emmy Heym, berückt sinnliche Schönheit, ist sonorer Einklang im Laufe der Haarwellen und der Falten des Gewandes, – Toniges, Hell und Dunkel bereichern die Harmonie. In früheren Zeichnungen geben auch Schatten das schwer zu Erhaschende an, runden die Erscheinung, sind aber nicht so wichtig, bieten noch nicht Überraschungen: wenn sie an den Übergängen des Lebens, an seinen Wechselpunkten breit lagern, wie luftige Schleier oder dichte Nebel, bewegt vom Leben der Formen und dieses kündend.

Als in den ersten Bildern das Gezeichnete nicht nur Gerüst, sondern eigentliche Konzentration des Bildausdruckes war, trug auch des Künstlers Graphik flächenhaften Charakter, ein ganz allgemeines Kennzeichen, zur Schau. Prinzipielle mögen darauf bestehen. Begreifbares bietet sich aber in drei Dimensionen dar. Kokoschka kam es auf die vierte, die spirituelle an, darum griff er die drei auf, um alles sagen zu können. Das war die Zeit, als Grau und Braun unerhört klingenden Farben wichen. Es haben da wohl erst Wandlungen im Seelischen vorhergehen müssen. Türen öffneten sich, Welt schien verändert und Vergangenes, mit hineinbezogen in Gegenwart, erhielt neue Eigenschaften und anderen Wert.

Die Zeichnungen zur Kantate (II. Komposition) des J. S. Bach schließen hier ab und deuten voraus. Im Formalen: eine Übersicht über bisher Gewonnenes, weise Verwaltung erlangter Mittel und zugleich Hinübergreifen nach bereitliegenden Möglichkeiten, Geistiges neu zu erfassen. – Frauenstimme und Männerstimme, Welt mit Sehnsucht und Qual des Irdischen, Erdgebundenheit durch den Tod und göttliche Selbstbesinnung, Hoffnung auf Weltverklärung durch göttliche Kraft, beides laut werdend vor dem Donnerwort „Ewigkeit!“ Aus diesem steigen Bewegung und Wille Bachscher Musik. Mann und Weib führt auch Kokoschka in anschauliche, dramatisch bewegte Form. Weib wird Führerin, sie, die dem Sein näher steht als der Mann, der das Werden ist. Sie führt ihn in die Welt, vor den Tod, in den Tod! Im Manne reift Klarheit, Erkennen, und der Versuch letzter Deutung ewigen Gegensatzes, den der Mystiker stets empfindet, wird endlich auch dem Weibe zuteil: des hellsehenden Geistes Verklärung, deren Abglanz auf der ganzen Natur lagert, Sein und Bestimmung in eins verwebend! Mit großen, festen Strichen gewinnen Bühne und wanderndes Paar Gestalt. Welche Stileinheit erreicht werden kann, zeigt die Handschrift des Blattes: Weib und Mann auf ihrem Wege dem Tode begegnend. Die nicht mit Worten zu umschreibende Wirklichkeit des Todes trägt Starre in das dem Wechsel Unterworfene: Organisches schwindet, wird stummer Fels, des Menschen blutdurchtränkte, wärmespendende Hülle erscheint wesenlos, wie ausgezacktes, erstorbenes Gestein. Nur ein Bewegungsmechanismus ist der Mensch, und stumme Gebärde allein zeigt ein Geschehen im Sichtbaren; alles andere wird Schrift auf der Fläche, die Vorstellungsreihen gleichsam in eine Ebene zwingend.

Fülle, Blühen, Lichtspendung, der erste Satz erlösender Antwort auf bange Fragen: Mann und Weib auf der Rast vor dem letzten Aufstieg zu währender Klarheit. Raum tut sich auf, Natur verliert ihre Schrecken, da ein Sinn erkannt wird. Es ist, als atme der Künstler befreit auf, denn persönliches Geschick ist stets in Dingen, die aus dem Elementaren eigensten Erlebens geschöpft sind. Erlösungsruf und Empfängnis, deren Geheimnis in der Begabung mit innerer Freiheit ruht! Hier werden weite Schritte in die Tiefe unternommen, sich Traumlandschaften zu erobern. Das Musikalische



OSKAR KOKOSCHKA: Porträt seiner Mutter / Lithographie

(Mit Genehmigung von P. Cassirer, Berlin)



OSKAR KOKOSCHKA: Porträt Dr. F. N. † *(Mit Genehmigung von P. Cassirer, Berlin)*

liegt im gestaltenden Spiel mit dem Licht, dem gegenüber die beziehungsreiche Plastik der körperhaften Geste steht. In der Malerei ist Oskar Kokoschka nicht mehr weit bis zu dem Tage seines Gemäldes der „Auswanderer".

Es folgen wieder „Köpfe", weicher, runder in der Wirkung, aber unerbittlich in der Wiedergabe seelisch-geistiger Bewegtheit. Schatten, gesteigertes Leben, erfüllen die Flächen. In die Tiefen und in die Helligkeiten kommt vieles vom Glanz der Farben einer reichen Malerpalette. Fleisch blüht auf, man glaubt rosiges Aufdämmern auf zarten Wangen zu sehen, besonders das Email der Haut scheint gesucht. Zärtliches wird ausgestreut. Welch taghafte Beseelung im Porträt der Käte Richter! Dann das Bildnis des Dr. F. N.†: es kannten zwei Menschen zutiefst einander. Und wieder hier die in eins zusammengeraffte doppelte Natur, faszinierend durch das Ineinanderverwobensein. Mühsal, körperlich-mannhaft getragen, müdes, aber elastisches Ausbiegen, und immer wieder, flackernde Flamme, die still unter Trübungen brennt, aber daneben zielstrebiges Ausgreifen des Blickes, Prüfung, Zentrales. Die Stofflichkeit der modellierenden Töne und Halbtöne, die Struktur der Strichführung geben mehr als Äußerliches.

Malerisch-Flächiges und Plastisches zugleich in den Zeichnungen des Künstlers zu seinem Drama „Hiob": aber kein Dualismus der Form. Vielleicht die schönste Buchausgabe der letzten Jahre. Die groteske Ironie des Dramas verdichtet in Gestalten, die adäquater Ausdruck des im Wortbilde Gesehenen sind. Ja, das Tempo des Geschehens, sein ganz Peripherisches brodelt in der vagen Räumlichkeit der Szenenfolge. Sprechendes Licht war neben der eindeutigen Flächenhaftigkeit das wirkende Moment auf dem Theater des Künstlers. Auch in der Bilderfolge schießt aus der unbelichteten, gleichgültigen, doch unheimlich daseienden Räumlichkeit spukhafte Tragik. Agiert mit ungeheuren Gesten und durchgebildetster Mimik. Die Hände sprechen laut aus, was aufgeregt auf den Gesichtern zuckt. Wo malerisch-plastische Gebilde im Vordergrunde agieren und die Fläche Vielheit erlangt, bauscht sich groteske Ironie in nie gesehener Weise auf. Vom Geiste Rembrandts und vom Geiste Daumiers ist mehr als ein Hauch zu spüren, – das ein Drittes umwittert: Oskar Kokoschka.

Das Wachsen seiner Kunst ist wie Werden in der Natur. Auch sie baut sich nicht auf Stück um Stück, einander äußerlich, sondern ist ein aus sich bildendes Gebilde. Darum ist es schwer, Vergleiche zu ziehen. Denn um alle Namen lauern Mißverständnisse. Rembrandt? Nur, weil er ein Lichtsucher war, dem aber Finsternis nichts Schreckhaftes hatte. Kokoschka flieht scheu und mit Inbrunst ins Licht, obgleich viel vom Wehen des Todes in seinen Bildern ist. Milde, Erlösung, Mütterliches sind Wünsche, die in seiner Kunst ausgesprochen werden, und mit Güte, Behutsamkeit will er danken und bessern. Er sah die Schwächen der Menschen und kennt die eigenen. In glücklicher Stunde ballt sich der Pessimismus zum Humor, und kugelrund rollt die närrische Welt vorüber. Noch eines: Kokoschka sucht immer bewußter den Anschluß an jene, die ein Erbe hinterließen. Ein Erbe von vielen Jahrhunderten. Es ward übergeben, um zu mehren, und ist köstlicher als alle Ahnung unserer Jugend. Nur wer nicht fürchten muß, sich, mit dem Gut, zu verlieren, darf es verwalten. In diesem selbstbewußten und liebevollen Armebreiten in die Vergangenheit liegt Einbegreifen seiner Zukunft.

PAUL KLEE

Von Theodor Däubler

Paul Klee ist ein sehr bedeutender Musiker: auch in seiner Malerei tritt das ganz deutlich zutage. Alle Zeichnungen zeigen seelische Gebilde, die durch Musik hervorgelockt, zu innersten Verstiegenheiten verführt werden. Das Wesenhafte, das seine Kunst schöpft, wird gleich zu Tatsachen, die durch feinstes nervisches Empfinden entstehen, die aber auch ohne Cellotöne undenkbar wären: sie scheinen Eingeburten in der Seele zu sein, die sich verströmen müssen, aus uns heraus etwas von unserm Besten, Entfaltungswürdigsten mitnehmend. Die Stromlinien, die unsre Eingegebenheiten dann im Seelenbunt verfolgen, zeigt Paul Klee sehr reizempfindend auf seinen Aquarellen. Blaubäche ringeln sich vor den musikerfaßten Sinnen auf. Lila Zuströme blitzeln zitterhaft hinzu, übergittern, wie höchst empfindsame Nerven, das vorbestimmte Format. Jede Ecke ist ausgefüllt: als Musikwellen verstrahlen sich seine Einfälle aus Farbe und deren fühlsamst abgetasteten Farbenumrissenheiten.

Wie beherrscht Klee seine Flächen? Einmal sieht er Finsternis. Da schlägt eine Nachtigall: rosa Verliebtheiten weiten sich unglaublich zart und behutsam. Melancholisierendes Lila tönt nach, stirbt entbläulichend ab. Wieder ein Schlag! Entschieden-Rosa. Die gleichen lila-bläulich-rötlichen Verzücktheiten schwirren abermals durch das Nachthafte des Gesichts. Noch ein rascheres Schlagen! Eine andere Nachtigall? Es kam so hell, daß die goldgrünen Frühlingszweige sichtbar glimmten: nur so wenig, als ob sie ein Junikäfer belichtet hätte. Es war ein Nachtigallenschlag!

Paul Klees Gegrübel verrankt sich mit dem Getakel schläfrig in den Sand gewälzter Schiffsrümpfe. Auf einmal muß er, der Geigenspieler, einen Ton ververnehmen: von wo? Vom Draußen. Langgezogen. Ein Ruf! Ein Warnungsruf? Die Wimpel der Schiffe merken ihn auch, regen sich auf. Aber es bleibt windlos. Unweigerlich ein Ruf. Auch die Schiffe vor dem Hafen wissen das: sie und der aufhorchende Maler. Es liegt an den Silbernerven der Luft. Aber keines Menschen Ohr vernimmt etwas. Kein Klang – ein Ruf. Langgezogen wie eine Schlange: die Schlängelchen der Schiffe, ihre Wimpel, zittern auch immer wieder etwas empor. Sie verlangen sichtbar darnach. Der Ruf wird kommen. Schlangenlang. Warnend, luftgrün-meerblau. Beantlitzt.

Welche Feierklänge über uns! Durchsichtig kristallhafte Bronzegebilde fliegen ganz klar durch die Luft. Wo hält sich ein Streichorchester verborgen, das sie heraufbeschwört? Wie rein die Geigen! Mühloses Gestaltetsein durch Cellogeistern. Beinahe aus uns hervorgerätselt. Und doch schon etwas schwebend, ganz leicht über den Haarspitzen. O der sichere Dirigent: solches Fluggeschehen ereignet sich kubistisch ineinander verschachtelt! Dann wird ein Tanz wachsend atmender Kristalle: bronzehaft. Die Einsprenkelungen sind topasartig, amethystisch. Magie der Musik.

Ein Blutfleck. Nicht loszuwerden. Er muß haften bleiben. Dort, richtig in seiner Eingerissenheit ins Format. Blut! Keine Sonne, kein Abendrot, was für ein Wahrzeichen? Nerven werden es erfassen können: Nerven zeichnet der Künstler über die Wolke, den Blutdunst. Und diese Nerven vernesteln sich rhythmisch. Auch die Musik! Ein Gebilde! Sogar ganz deutlich eine Gruppe: da macht man Kammermusik. So genau klärte sich das Erlebnis bei Klee fast niemals. Es war vorbeschlossen, ereignete sich jedoch „a tempo“ beim Fixiertwerden im Format. Vorhergeschaut hatte es einmal irgend ein Künstler in seiner aufgelösten japanischen Glutsonne. Damals war sie bereits unbedingter Farbfleck: das Ergebnis aus Sonnenwolke und Erstaunen des reizsamsten Betrachters. Klee läßt sie sich nun musikalisch verströmen, unter einem Kreis von eingezeichneten Musikanten: eine tönende Sonne.

SCHATTEN ÜBER DEM MEERE ...

Dietrich

Schatten über dem Meere,
erinnernde Tiefe,
gottbelastet.
Jeder Traum ein drohender Fels.

Mondsicheln segeln über die Seele,
wachbang wogt,
traumbang träumt
zwischen Ich und All
erinnernde Tiefe,
gottbelastet.

Halb Stern, halb Tier.

*

Ich will wandern
zur Seite die Tiere,
Gestirne ersteigen.

Im Nacken den Todmond
aus Trieben auftreibend
träumen meine Tiere mein Tun,
ahnen meine Ängste die Acht:

Lichtschauder!
gelöstes Lachen!

DAS KREUZ

Dietrich

Lehrgassen klettern bis zum Totenacker,
mit hohlen Fensteraugen keilen sich Quadrate,
addieren sich zu gähnend-bleichen Perspektiven:
versteinert-starrer Geist der Schriftgelehrten.

Dazwischen treibt die ölig-trübe Flut
Pestblut von Hurenliedern, bräunlichen Skorpionen,
schwärzlichem Giftrauch blakender Laternen,
und heisere Schwüle gurgelnd-brünstiger Triebe
und schwemmt als Sintflut mich zur Schädelstätte.

PAUL KLEE

Im Reich der Luft (1917)



PAUL KLEE

Entfernung (1918)

Ein lebensgrünes Kreuz aus blau und gelbem Licht
in Purpurblutnacht glühend; –
sein Senkrecht aus der Tiefe
entwächst dem Trieb und endet hart im Geist,
der ritzt die Stirne mir wie Diamant.

Inmitten zwischen Geist und Trieb das Herz
löst sie verbindend beide, Gottes Liebe,
und breitet Arme aus nach Ost und West,
die Ewigkeiten in sich selbst umarmend . . . .

DER GOTIKER

Dietrich

Dem Gedächtnis der Gotiker
KARL BRAND und WILHELM MORONER

Seit dem Tage, da seine „geschwisterlich-einzig-Geliebte“ es aufgegeben hatte, seine Schmerzen zu erwidern, lebte Johannes völlig außerhalb seiner Umgebung, aufgelöst in eine Wildnis uferloser Träume, in denen er bald seinen Leib als Kreuz nach Golgatha schleppte, bald wieder gänzlich entkörpert mystische Nordlichtlandschaften betrat (eine Blüte, deren Weiß ihn zwischen den bunten Farben der andern einst erschreckt, als Symbol), bis dann abermals verdrängte Triebe seine Nächte zerquälten. So abseits im trüben Atelier eines Hinterhauses, traf er noch ab und zu ein paar Freunde, auch ihnen bei jeder Begegnung entfremdeter. Daß er eines Morgens die Grenze überschritt, sich letzten Realitäten ekstatisch entwandte, um eine neue „innere Wirklichkeit“ zu entdecken.

Dieser Morgen war geschwängert von Erlebnissen der Nacht, der er folgte. Johannes erinnerte sich noch ungekannt-deutlich, wie er im Traum seinen eigenen Spiegel über sich gesehen und Beziehungen zu einem vergangenen Leben geknüpft hatte, aus dem irgendwie irgendetwas in ihn einströmte, das sein Schicksal zeugte. – Aber alles war noch unerfüllt und bewußtlos in ihm: Bild, nicht Erkenntnis. – So daß, als Johannes dann das Fenster öffnete und hörte: – nachdem *SEIN* Kreuz vom Feuer verbrannt und *SEIN* Leib als Asche über die Erde verstreut war, – dennoch dröhnten die Karfreitagsglocken und die ganze Stadt lärmte: Kyrie eleison, – er's nicht verwinden konnte aufzuschreien, daß er nicht wußte, warum all das war!

Langsam dann tastete er sich hinein in den Tag, wand sich fröstelnd durch Gassen, vorüber am Irrenhaus, der Kirche und dem Kaiserschloß. Soldaten füllten den Marktplatz, und die Geißler verkündeten das tausendjährige Reich. Dann sprengte ein kaiserlicher Reiter heran, fragte, ob er der Maler Johannes Lamb sei, und überbrachte ihm den Befehl, die Muttergottes zu malen.

ER aber, der zwischen den Schneegipfeln der Vereinsamung und dem Mayaschoß in der Sonne hing, ließ *SEIN* Kreuz schwer auf Johannes niederfallen. Und Johannes erkannte, daß *ER* sein voriges Leben war und daß alles von *IHM* kam, was in ihn einströmend sein Schicksal zeugte:

„Hätten nur Licht und Dunkel ihre Wesen in die Welt gesandt! Gäbe es nur Geister und Tiere und keine Menschen. Aber es gibt Menschen, die in ewiger Unruhe irren zwischen Geist und Trieb und am Herzen verbluten. Wehe denen, die ein Herz haben, denn sie sollen gekreuzigt werden. – – –

Und doch ahnen alle die Geister, die über ihnen stehen; alle diese Menschen. Aber sie fürchten sie, wie die Tiere die Menschen fürchten.

Wer verwindet sein Herz um des Geistes willen? – Jeder zittert vor seinem Dämon.“

* * *

– – – – –

Seit Wochen hatte Johannes es völlig aufgegeben, das Haus zu verlassen. Obgleich die ganze Stadt in Aufruhr war und nur noch vom Krieg und vom jüngsten Gericht sprach, wußte Johannes von alledem nichts, sondern ging, desto ferner der geahnt-fremden Unruhe, seinen einsamen Weg, täglich verzweifelter vor der Last seines Körpers:

„Einem vermag der Mensch nur zu folgen: Gott oder dem Weibe. Wahnsinnigster, der von mir forderte, ich solle die Muttergottes malen. Ja, sähe ich die Dinge selbst und nicht die Geister, aus denen die Dinge sind. Wäre ich nicht schon von Gott besessen!“

Draußen jagte ein Gewitter über die Stadt. Weiße Blitze zerrissen den schwarzen Himmel. Da betrat sie den Raum, sie, die er malen sollte. Sie, die Heiligste. Und erkannte *IHN* in ihm, *IHN*, den *GEKREUZIGTEN*. – Draußen aber im rauschenden Regen hörte Johannes, Gebete lallend, die Menschen, die Geist- und Geschlechtslosen, die Irrenden zwischen Gott und dem Tiere, die heillosen Menschen.

Ewige Passiflora: wehe dem, der ein Herz hat!

– – – –

Und dann kam die letzte Nacht des Leidens, das sein Leben war. Um ihn herum lagen Farben und Gerätschaften auf dem Boden. Dazwischen der Rumpf einer Gliederpuppe (oder war es sein eigener?). Durch die Dachluke wehte die eisige Dezembernacht. Langsam kroch der Mond über ihn hin. Johannes Augen aber begannen sich seltsam zu weiten. Eine Felsentreppe sah er sich aufwärtssteigen in die Nacht. Etwas führte ihn. Wohl schon sein ganzes Leben lang. Nur daß er es selbst nicht erkannt. Jetzt aber fühlte er es wesenhaft vor sich wie ein unsichtbares Licht: weiß und kalt und scharf. Und manchmal glaubte er einen Widerschein davon auf den nächtlichen Felsen zu sehen. Und griff in die Dunkelheit und ballte die Gebilde seiner Seele. Doch alles Geschaffene fiel wieder von ihm. – Schon spürte er die erhabene Nähe des Todes. Schon erkannte er die weiße leuchtende Blüte, schon begannen seine Augen das Licht zu sehen, schon begannen seine Ohren das Strahlen zu hören – aufwärtsstrebend höher und höher.

Da geschah es, daß er plötzlich aus der Tiefe ihre Stimme ihn beim Namen rufen hörte. Und ein Schauder erfaßte ihn, wie einen Schlafwandler, da er zurücksah. Denn all sein Geschaffenes unter ihm in die Nacht gestürzt, hatte den Weg mit in den Abgrund gerissen. Er aber warf auch noch seinen Namen, bei dem sie ihn gerufen, von sich – hinab.

DU

Karl Otten

Kommst Du im Wehn des Vorhangs? Gib ein Zeichen!
O zeige Dich im Abendwind durch Bäume blau!
Die Blumen welken um mich her, die Wolken rauh
Verhüllen Dich mit Hagel, Blitz und Donnerstreichen.

Dich bringt das Schiff, das sanft hergleitet
Den Fluß um Insel, kraus durch Brückensprung.
Oder singen Dich die Kinder auf den Höfen voller Dung
Und Abfall, wo die Armut hölzern sich verbreitet?

Züge donnern, heller Lichter voll, und qualmen
Und versprühn in unerlöstes Land, das schweigt.
Wenn der Priester in der Messe die Monstranz hoch zeigt,
Wirst Du aufstehn unter Volks gefällten Halmen?

In den vieren Ecken meines Zimmers schatten
Noch Gesichte, die aus Deinem Wesen stammen –
Innen bin ich Glas, frühe Sonne, weiße Flammen –
Ist es wirklich, daß wir einstmals einen Körper hatten?

Komme, löse Dich aus Wolken, Mensch, Stadt, Sommerregen –
Wohin soll ich treten, wenn der Tag verrollt!
Barmherzigkeit! wenn ich gefehlt. Ich wollt
Ich könnte mich aufteilen wie Martins Mantel und mein Herz auslegen.

Aber die Winde wiegen sich,
Die Tage biegen sich,
Es wird Nacht und Herbst und kalt.
Ich lieg und wende mich,
Ich wein und sende mich
Zu Dir als einen Vogel aus dem Räuberwald.

HARUN AL RA– – – – –?

Von Mynona.

Aber Sie irren sich, irren sich vollkommen. Es ist nichts, gar nichts, sagte der greise Nikanor. Die Machtverhältnisse mögen ärgerlich sein, aber die Allmacht ist es nicht. Glauben Sie ernstlich, daß ein Kaiser *absolut* mächtiger ist als eine Mücke? Relativ, mein Lieber, vergleichsweise meistens – aber auch nicht immer. Und kleine Ursachen können nur deswegen große Wirkungen haben, weil der Unterschied, bei aller Drastik, nicht wesentlich ist. – Nikanor war dicht vorm Sterben angelangt, als er so sprach. Da öffnete sich die kleine braune Tür seines Gemachs wie von selber und herein trat ein possierlicher Zwerg. Sein Gesicht hatte einen unglaublich neckischen und dabei doch hölzernen Ausdruck. Er zog sich einen Schemel an Nikanors Großvatersessel heran und lächelte eigen. Wenn ich so reden höre, vortrefflicher Nikanor – dabei sog er an einem roten Tonpfeifchen, aus dem schwache Wolken drangen –, ich höre Sie oft, ohne daß Sie es wissen, kitzelt es mich nicht wenig, mich zu erkennen zu geben. Ich bin nämlich – passen Sie auf: der Zwerg verwandelte sich plötzlich vor unsern Augen in einen Lichtfleck, in eine Art Sonne; und ehe wir stutzen konnten, saß er wieder als Zwerg auf dem Schemel. Nun wissen Sie ja, wer ich bin, behauptete er. Ach so, meinte er, als er uns ratlos sah, Sie glauben, es habe Ihnen vor den Augen gefunkelt. Sie verwechseln meine Verwandlung mit



OSKAR KOKOSCHKA: Aus der Bach-Mappe / Lithographie

(Verlag Fritz Gurlitt, Berlin)



OSKAR KOKOSCHKA: Aus der Bach-Mappe / Lithographie *(Verlag Fritz Gurlitt, Berlin)*

einer optischen Affektion? Auch gut, meine Herrschaften! Ich bin viel ärgere Verleumdungen gewöhnt. – Na, wer zum Teufel *sind* Sie denn, fragte Nikanor. Auch ich war neugierig geworden. – Ich bin die Allmacht, erwiderte der Kleine. Sie sind ja wohl irre, sagte Nikanor unwirsch. – Und Sie sind ein hohler Schwätzer, ein bombastisches Großmaul, eine öde Runkelrübe, ein Bauer, ein gamsledener Haubenstock, ein ungenießbarer Apotheker, ein . . . . . Halten Sie ein, mein Lieber! unterbrach ich ihn. Weswegen schimpfen Sie so? Nikanor hat nicht mehr lange zu leben. – Darüber befinde *ich*, sagte der Zwerg; ich werde nachher mit seinem Tode eine Konsulation haben und mein Möglichstes tun. – Sagen Sie endlich, was Sie wollen, rief Nikanor. – Der Zwerg legte den Finger an die Nase. Ihr Thema, Nikanor, sagte er, war die anscheinende Kleinheit, ja äußerliche Nichtigkeit gerade der Allmacht selber. Woher wissen Sie nun so genau, daß die Allmacht keine Ohren hat? Daß sie nicht vielleicht zuhörte, als Sie sprachen? Warum hielten Sie einen Zwerg, ich meine mich, lieber für irrsinnig als für allmächtig? Schmeiß das Aas raus, schrie Nikanor mich an. Die Allmacht! *So* siehste aus. Er stieß den Schemel um. Der Zwerg – der war verschwunden. – Vielleicht ist er unters Bett gekrochen, flüsterte Nikanor. Sehn Sie doch mal nach! Wir spähten beide unters Bett – nichts. Als wir uns umdrehten, saß der Zwerg wieder auf dem Schemel. Ich habe mit Ihrem Herrn Tode gesprochen, erzählte er gleichmütig, er gibt Ihnen noch eine Frist von rund 98 Jahren. – Jetzt ging ich auf das kleine boshafte Luder zu, um es an die Luft zu setzen. Ich ergriff es beim Arm, erhielt aber einen schmerzhaften elektrischen Schlag durch meinen ganzen Leib. – Siehst du wohl, lächelte der Zwerg. Sagen Sie mal, Sie glauben wohl gar nicht an Allmacht? Sie halten es nicht für möglich, daß man über alle Kräfte der Natur wie über seine eigenen verfügt? Wie? Nikanor sprang aus dem Bette. Der sterbende Nikanor sprang ganz verjüngt im Zimmer herum. Er umarmte mich, und wir tanzten. Ich fühle mich auf einmal sauwohl. Zwerg, lachte er, du bist wirklich nicht ohne. – Nicht ohne Allmacht, wisperte der Zwerg und legte ein Beinchen aufs andere. Ach, da wollen wir ihn mittanzen lassen. Er aber winkte gebieterisch ab. Die Allmacht, erklärte diese majestätische Nippesfigur, tanzt zwar, aber nicht mit ihren Geschöpfen; sie tanzt allein. Sie glauben also jetzt an meine Allmacht, fragte er. – Ich, sagte Nikanor, wird sich was! Er beugte sich vorsichtig zum Zwerg hinab: muß es denn gleich Allmacht sein? – Ja, sagte der Kleine, alles andre ist Ohnmacht. Eh, machte Nikanor – also du kannst alles? Alles, Zwerg? – Weißt du denn nicht, was Seneka immer kurz vorm Selbstmord behauptete: der Mensch hätte sogar vor Gott etwas voraus, nämlich die Möglichkeit des Selbstmordes? – Wenn Seneka das behauptete, fuhr der Zwerg auf, so hat er ja Gott für eine Maschine gehalten, für ein lebloses Stück Automat, welches *gezwungen* wäre, allmächtig zu sein. Aber die Allmacht ist so allmächtig, daß sie nicht einmal Allmacht sein *muß*. Es steht ihr frei, sich selber zu vergessen, zu verlieren – freilich nicht absolut: aber es gibt auch keinen absoluten Tod oder Selbstmord, kein absolutes Vergessen und Verlieren. Ihr sagt Gott und meint eine fatale Trägheit: aber Gott zu sein, allmächtig zu sein, die Welt zu beherrschen, das ist das Kunst- und Meisterstück der echten Selbstbeherrschung. – Wir hockten uns beide beim Zwerg nieder, der gleichmütig auf seinem Schemel saß. – Zwerg, bat ich, laß uns doch Kraftproben sehen! Um Gotteswillen, du kannst doch nicht frevlerisch behaupten, du wärest der liebe Gott? – Erstens, erwiderte der Zwerg, habt Ihr Proben meiner Kraft bereits gespürt. Was das Zweite anbelangt, so seid Ihr dumm, wenn Ihr den Körper, den Leib, den Zwerg, das Abbild, das sinnliche Mittel, etwas so Äußerliches mit dem Innersten, dem göttlichen Original, verwechselt. Gott ist freilich kein Zwerg. Er kann sich aber eines Zwerges bedienen, um seine Allmacht auszuüben. – Aber du prahltest doch, *du* seiest die Allmacht? – *Ich* bin die Allmacht! Der Zwerg aber, der ich äußerlich zu sein scheine, ist nur mein Mittel, mein Mundstück, mein Handwerkszeug, mein Druckknopf. – Ach so, schrie Nikanor, jetzt bin ich orientiert. – Ich sagte, wer allmächtig wäre, könnte ja aus der Welt ein hübsches Kuddelmuddel machen. – Im Gegenteil, erwiderte ruhig der Zwerg. Erst Allmacht bewirkt die echte Weltordnung, dagegen jede Vernachlässigung des allmächtigen Selbstes nur allzumenschliches Kuddelmuddel bewirkt. – Aha, triumphierte Nikanor, das nennt sich Allmacht! – Warum nicht einfach Ordnungsliebe? Allmacht muß also brav sein, artig, ordentlich. Das wollte ich ja

nur wissen. – Statt aller Antwort war der Zwerg verschwunden. Auf dem Schemel befand sich jetzt eine durchsichtige, gläserne Kugel in der Größe eines Menschenkopfes. Diese Kugel begann wie eine Seifenblase bunt zu schillern; sie erhob sich und schwebte ein paarmal rings um das Zimmer. Nikanor hieb nach ihr, sie zersprühte wie farbiger Staub; auf dem Schemel saß wieder der Zwerg. – Es spricht nicht gerade für die Ordnungsliebe der Allmacht, schimpfte Nikanor. – Was Sie so unter Ordnung verstehen, murmelte verächtlich der Knirps. Sie machen sich ja keinen Begriff davon, daß man nur herrscht, wenn man eine Ordnung beherrscht; so beherrscht der Virtuos sein ordentlich gefügtes Instrument. Um also die Welt zu beherrschen, bewirkt Allmacht zuerst die Ordnung der Welt als eine Art Klavier. Alsdann aber, nach diesem Tribut an die Ohnmacht, an die Welt, vermag sie Melodien darauf hervorzuzaubern, welche sie will; wovon Sie ja soeben ein Beispiel hatten. – Sie scheinen aber nur, warf ich hin, ein Miniaturzauberer zu sein und eine Magie in Zwergformat herauszugeben. Können Sie die Sonne in den Sirius schleudern? – Ich bin die Allmacht, sagte es aus dem Zwerg, und einen Moment lang wuchs er drei Meter groß, um gleich darauf wieder zusammenzuschrumpfen. Ob ich die Sonne in den Sirius . . . . ? – Beachten Sie bitte folgendes! Allmacht ist unbedingt, ihre Äußerung die Bedingung selber. Um sich äußern zu können, teilt Allmacht ihre unmittelbare Unbedingtheit in Teile und gegenseitige Bedingtheit dieser Teile. So teilt das unteilbare atmende Leben der Allmacht, um sich zu äußern, sich in die Atemzüge des Ein und Aus. Und kraft dieses Gesetzes der atmenden Gegenseitigkeit beherrscht Allmacht ihre Äußerung die Welt. Da ist es nun klar, daß ihre inwendige Allmacht bei ihrer Äußerung auf die harte, unübersteigbare Schranke dieser gegenseitigen Bedingtheit stoße. Sie aber denken sich die Allmacht direkt, unberechnet, in plumper Unmittelbarkeit wirksam. Anstatt von mir zu verlangen, daß ich die Sonne in den Sirius stürze, sollten Sie vielmehr bewundern, daß ich nicht das Chaos bedeute, sondern die gegenseitige Weltordnung. Indessen läßt sich immerhin, unter dieser Bedingung, daß man atmend, schwingend, balancierend verfährt, mit Ein und Aus, Gewicht und Gegengewicht, durch genaue Rechnung mit entgegengesetzten Größen, eine hübsche Menge für Menschen zauberhafter Unmöglichkeit ausrichten. Mit diesen Worten verwandelte er sich in ein feuriges Vollblutrennpferd, wieherte ein paarmal streng stilisiert, wie in Richard Straußscher Musik, und war dann wieder der alte Zwerg. – Na, sagte Nikanor, wie Sie das mit dem magischen Atem meinen, verstehe ich noch nicht recht. Erklären Sie mir das noch! – Es sei! brummte der Zwerg. Ich werde aber bald verschwinden. Allmacht läßt sich nicht gern interviewen; es langweilt sie. Passen Sie auf! Alle Magie beruht auf richtigem Atmen in jeder Beziehung, aber nicht nur „unbewußtem“, sondern mit Wissen und Willen. Versuchen Sie einmal nur Ihre Lungenatmung eine kleine Weile täglich, am besten aber nächtlich, in reiner Luft, vor dem Einschlafen besonders (ja, als das tauglichste Mittel zum Einschlafen), wissend und wollend zu vollführen, – und Sie werden Wunder, das Wunder eines Ihnen sonst unbekannten leiblichen Wohlgefühls und zumal einer Gehirn-Erholung erleben. Bei der Magie aber handelt es sich um ein solches Ein- und Ausatmen in *jeder* Beziehung, nicht nur mit den Lungen sondern in einer auf alle Gedanken, Gefühle, Sinne und Handlungen übertragenen Bedeutung. Allmacht, verriet ich Ihnen, sei inwendig in sich selber absolut ungeteilt. Ihre Äußerung aber, die Welt, ist geteilt, und zwar durch und durch, in jedem Betrachte, in eine der Einatmung und in eine der Ausatmung analoge Hälfte. Verstehen Sie mich! Sie leben nicht in einer Welt, sondern in einer Doppel-, in einer Gegensatz-Welt. Wie Moses das Rote Meer, so teilt Magie die Welt in ein Hüben und ein Drüben, und mitten in der Gasse dieses ungeheuren Gegenübers schreitet sie, wo alles sonst ertränke, unsterblich ihres Weges. Aber nicht nur das! Sondern sie gebietet jeder Halbwelt, wie sie will; denn indem sie der einen genau gehorcht, gehorcht ihr die andre so, daß schließlich beide unter ihrer Oberhoheit sind. Er entzündete sein rotes Tonpfeiflein und paffte vergnügt. Plötzlich rief er begeistert aus: Oh! Könnte ich Ihnen die Welt eröffnen, wie ich sie erlebe! Ich bin das Intermundium, ich bin das weltreine Medium, bin der atmende Schöpfer, der die dunkle Welt gegen die lichte; die weibliche gegen die männliche; die alkalische gegen die saure, das Nein gegen das Ja wechselseitig atmet, wie er will: Ein und Aus; Plus und Minus; Werden und Sterben; Dur und

Moll; Abstoßen und Anziehen; Haß und Liebe; hassende und liebende Liebe gegeneinander. Ich bin das ewige Leben, welches Werden gegen Vergehen so restlos balanciert, daß es keinen Tod mehr für mich gibt. Ich bin der Kuß der ganzen Welt von Gegensätzen und Widerstreit. Ich spiele mit dem, was Menschen zerreißt. Ich bin Gott; ich bin das schöpferische Nichts der Welt! Er schrumpfte zusammen, winzig bis zum Punkt. Er entschwand uns wie durch ein immer intensiver wirkendes Verkleinerungsglas. Aber sein rotes Pfeiflein blieb gleich groß. Es stieß immer noch kleine Rauchwolken aus.

Dr. Fritz Neuberger †

Irgendwo in England an der Stätte und im Umkreis seines sehr praktischen Berufes hat man ihn gekannt. Er wird auch einige Freunde in Paris gehabt haben. Doch sprach er sehr selten davon. Der Krieg, dessen Haupt die Vaterländer entspringen, versuchte ihn und setzte ihn in Deutschland nieder. Der Vielgewanderte ließ sich nicht überlisten und erfand in der alten eine neue Heimat, um den Boden bestellen zu können. Wer kannte nun Dr. Fritz Neuberger? Einige Freunde. Die aphoristische Selbständigkeit eines abgeschlossenen Lebens, nur in Einzelzügen beobachtet und aus Fragmenten bestehend, deren Gedanken und Tat einer Gemeinschaft Erscheinungsform gaben, vor der offiziellen Unpersönlichkeit und stets Fertigen im Spiegel der Worte flüchtig erscheinen zu lassen, ist nicht der Sinn dieser kurzen Namensnennung. Moment der Vergangenheit: Zuspruch, entzündender Widerspruch, Durchbruch der Ideen, Wegbereitung dem Schaffenden, – ist einzubeziehen in das Gegenwärtige des hier Unternommenen. Wir Künstler ehren in dem einst Nahen einen wahrhaften, darum sehr seltenen, Freund der Künste und einen Andächtigen vor dem Leben.

Wilhelm Hausenstein: Die bildende Kunst der Gegenwart. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart und Berlin.)

„Die meisten Schriften über Kunst sind von Leuten verfaßt, die keine Künstler sind: daher alle die falschen Begriffe und Urteile“, schrieb Delacroix. Sein Tagebuch gibt mehr, als eine Generation Gelehrter zu verantworten sucht. Die Briefe Van Goghs, Segantinis, Feuerbachs, und heute die vulkanischen Ausbrüche des malenden Kraters Ludwig Meidner, bieten Anlaß, die Persönlichkeit mitzudichten, das Werk zu ergänzen. Daß in gewissem Sinne alles, was ein Dichter hervorgebracht hat, nachgelassen ist, wie Kierkegaard sagt, gilt auch vom bildenden Künstler. Hierin liegen feine Reize. Kunstwissenschaft – contradictio in adjecto – müht sich neuerdings mit Riesenstapel von Begriffen, durch eine wilde Ideologie, abgeleitet von Kant bis, allerdings nur bis Bergson (von dem mehr als eine bloße Ansicht über das Konkrete der Kunst zu holen ist), das Objekt, also das Kunstwerk zu umgehen. Das Gelebte, das Veränderliche unbetont zu lassen, zugunsten einer stabilen Begrifflichkeit. Möglich erscheinen: Kunstgeschichte in ihrer alten Form der Künstlergeschichte oder die begriffliche Forschung in der „Kunstwissenschaft“ und ihre Biologie der Form, die Stilbildung. Kunst-Soziologie. Aber Kunst-Psychologie? Nur als Handlangerin für gröbere Hilfsdienste.

Reine Irrlehre dagegen die künstlerische Kritik, der „letzten Endes Kunst und Wissenschaft sich nur im Material des Denkens unterscheiden“ (Fritz Burger). – Neben Julius Meier-Gräfe hat *Wilhelm Hausenstein* den Grad der Anschaulichkeit des Stils, der es ermöglicht, das Objekt als ein Reales wiederzufinden. Aber immer bleibt erkennbar: das Eigentliche kann nicht übertragen werden. Es geht um Dinge, die gemalt oder gemeißelt sind, die nur durch das Anschauen wirklich erlebt, d. h. erkannt werden können. Er umgrenzt sie, spricht von den Beziehungen zum Schöpfer ihrer Existenz, zur Umgebung und dem, was ihm als Zeitgeistiges wirksam erscheint; ist Kunstsoziologe, treibt mit Vorsicht Psychologie – er kennt ihren doppelten Boden – und erscheint in der Kritik erfrischend subjektiv. Es ist eigentlich wieder Künstlergeschichte, die sich aber liest, als hätte sie ein sehr wissender und belesener – Künstler geschrieben.

Bücherliste für wesentliche Leser

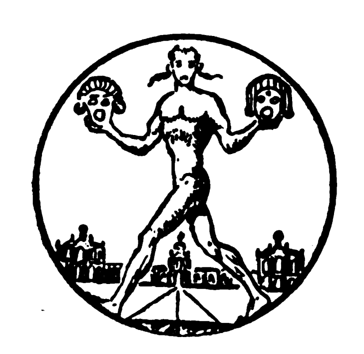
Wilhelm Hausenstein: Die bildende Kunst der Gegenwart – Deutsche Verlagsanstalt
Kurt Glaser: Die Kunst Ostasiens – Insel-Verlag
Theodor Däubler: Der neue Standpunkt – Hellerauer Verlag
Theodor Däubler: Sternenkind – Insel-Verlag
Julius Meier-Gräfe: Cézanne – Verlag R. Piper
Alfred Wolfenstein: Freundschaft – Verlag S. Fischer
Alfred Wolfenstein: Die Nackten – Verlag Kurt Wolff
Karl Otten: Thronerhebung des Herzens – Verlag der Aktion
Wilhelm Klemm: Verse und Bilder – Verlag der Aktion
Oskar Kokoschka: Dramen und Bilder – Verlag Kurt Wolff
Else Laske-Schüler: Die gesammelten Gedichte – Verlag Kurt Wolff
Mynona: Schwarz-Weiß-Rot. Grotesken – Verlag Kurt Wolff

„1918“ NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG – 1. Jahrgang – Mai-Heft
Verlag: Emil Richter. Druck: Oscar Laube. Für die Schriftleitung verantwortlich: Hugo Zehder. Sämtlich in Dresden.

DER ZWINGER

Dresdner Zeitschrift für Theater u. Kunst

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Wolff



INHALT:

Preis: Jährlich (10 Hefte) 5 Mark / Einzelnummer 60 Pfennig
2. Jahrgang 1. Mai 1918 Heft 5

Herausgeber und Verlag:
Alfred Waldheim & Co., Programmverlag der Königl. Hoftheater, Dresden-A. 16

JUNI HEFT JAHRG. 1



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Juniheft — INHALTSVERZEICHNIS — 1. Jahrgang

Abbildungen

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1918, Neue Blätter für Kunst und Dichtung*, Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Aus dem Inhalt des Maiheftes (1. Heft)

Abbildungen

Diese Lithographie ist im Maiheft versehentlich mit „Gethsemane“ bezeichnet worden



OSKAR KOKOSCHKA: Bildnis Walter Hasenclever

(Mit Genehmiguug von Paul Cassirer, Berlin)

1918

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DER FISCHZUG VOR TALAMONE

Für Will Frieg *Von Theodor Däubler*

„Niccolò Covato ist ein merkwürdiger Mensch!“ Dieser Satz fiel mir im Hafen von Talamone ein. Jemand hatte ihn mir in Rom gesagt: wer? Ich konnte mich an die Person nicht mehr erinnern. Aber der Betreffende hatte mich auch noch aufgefordert, Niccolò Covato in Talamone zu besuchen. Wenn Sie durch die Maremma ziehen, meinte er, so sollten, so werden Sie ihn entweder bei seinen Booten oder im Mediceerturm vor Ansedonia treffen. Das habe ich bestimmt gehört. Noch mehr: die Behauptung, er sei ein weiser Mann. Als komisch empfand ich's, daß mir Niccolò Covato tatsächlich in Talamone einfiel. Ich fragte aber weder nach ihm, noch nach dem Turm von Ansedonia.

* * *

Während ich gegen Abend am Strande bummelte, fielen mir ein paar Boote, die sich zur Ausfahrt rüsteten, auf. Es war nur ein einziger junger Fischer zugegen, mit dem ich vereinbarte, die Nachtfahrt mitzumachen. Schön, sagte er, kommen Sie nur: sie werden sich unterhalten. Wir werden bestimmt gut segeln: der Wind weht vom Großen Bären her.

Ich freute mich wirklich auf die Fahrt mit den Fischern, vermied es aber, Wein zu trinken. Dafür kaufte ich ein paar Flaschen Chianti für die Fahrt und ging damit nach dem Abendessen zur verabredeten Stelle. Man war bereits dabei, alles für die Ausfahrt bereit zu machen. Der Fischerjunge, ein andrer Fischer im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren und ein recht alter Mann warteten schon auf mich. Ich sagte ganz einfach: „Guten Abend!“ Man erwiderte meinen Gruß; dann stieg ich ein: alles ging in Stummheit vor sich.

Wir fuhren bei guter Brise aus. In Toskana ist man verschlossen und schweigsam, zumal in der Maremma!

Die Nacht entfaltete sich unglaublich groß, fast sommerlich, obschon es erst gegen Ende März war. Alle Sterne standen am Himmel. Ich blickte zu ihnen empor oder hinab in die schäumenden Wogen. Es fiel mir gar bald auf, daß unendlich viel gefischt wurde: alle Netze waren voll, und man zog sie gradezu hintereinander ein. Das schien mir schon märchenhaft wie in einem Traum. Der Weißhaarige im Boot, der am Steuer saß, schien mein Erstaunen zu bemerken; auf einmal sagte er: „Warten Sie ab, was erst kommen wird, wenn die Fische über den Horizont hinauf schlüpfen!“ Ich wandte mich zu ihm; er blickte mich mit großen Augen an. Da sagte ich: „Sie meinen doch das Sternbild?“ „So ist es!“ gab er zur Antwort. Das waren die ersten Worte, die wir miteinander wechselten! Dabei wurde wieder ein volles Netz ins Boot gezogen. Mir schauderte. Oder war ich seekrank? Das konnte wohl nicht sein, denn ich empfand angenehme Taumelgefühle. Ich dachte an den Fischfang im Meere von Tiberias. „Wir nähern uns der wirklichen Christenzeit!“ vernahm ich. Der Alte hatte das gesagt. Und wiederum wurde ein silbernes Netz, dicht behängt mit grünen, leuchtenden Fischen, an Bord geschafft. Da sprach der Alte folgendes: „Denkt an den Fischzug im Meer von Tiberias. Die Fische sind Sterne künftiger Christenzeit. Lange weidete Petrus des Herrn Schafe. Das war eigentlich die Nacht ohne Fischzug, solange die Sonne zu Ostern im Widder stand. Die fischlose Nacht ist längst vorbei. Roms Widderherrschaft weicht vor der Auferstehung Christi im Zeichen der Fische. Schon haben wir Ostern in

den Fischen. Kohlen stehen bereit: das ist unsre sterbliche Welt. Flammen werden lodern: unser Geist. Brot und Fische, das heißt Sonne und Sterne, werden durch unsern Geist, von der Erde her, umgestaltet werden! Und Jesus spricht zu uns: Kommt und haltet das Mahl. Niemand aber unter den Jüngern darf ihn fragen: Wer bist du? Denn sie wissen es, daß es der Herr sein muß. Der Fisch ist ein stummes Himmelszeichen: der Mensch kann sich selbst Antwort geben, ohne zu fragen. Doch auch ohne zu sehn, wie Thomas, der Zwilling, mußte! Vor dem Widder herrschte der Stier. Und noch früher waren es die Zwillinge. Damals erschien die Astralgestalt Zaroasters und trennte, um zu unterscheiden. Auch Thomas' entscheidendes Erdenwallen hatte bereits im Zeichen der Zwillinge stattgefunden."

Nach dieser Aussprache des Alten schwiegen wir lange: auch in mir selber ward es stumm. Endlich glühten die Fische wie Saphire und Smaragden über dem Meere auf. Korallen, durchscheinend und röter als Taubenblut, wurden in der hellgrünen Kristallsee sichtbar. Jeder Fisch im Wasser schien zu Mondlicht oder blauem Quecksilber geworden. Sämtliche Purpurschnecken der Welt standen offen. Der Fischer Herzen sprühten sichtbar in verschiednen Farben. Auch schimmerte das Sonnengeflecht des Alten, und Lotosblumen schmückten ihn flammend und rhythmisch bewegt.

Ich erwachte: in einem gewölbten, ziemlich leeren Raum. Des Fischzuges besann ich mich sofort; nachher mußte ich jedoch geträumt haben: was? Endlich wußte ich etwas davon: die Mondsichel war erst spät aufgegangen. Sehr deutlich hub für mich ein leichtes Schwebebewußtsein in den Wesen an. Soweit reichte meine Erinnrung. Dann bestand noch immer eine große Lücke. Wie ich so meinen Träumen nachträume, trat der Steuermann von der vergangenen Nacht ein; er stellte sich zwischen mir und dem Fenster, so daß er sich selbst im ziemlich dunkeln Raum beschattete, auf: ich sah bloß seinen weißen, rundgesichelten Seemannsbart. Mir wurde sofort klar, daß er mich, als ich schlafen mußte, an Land geschafft hatte. Ich habe also nicht nur unter seinem Schutz geruht, sondern sogar geträumt. Durch die Form seines weißen Bartes war die Sichel in mein Traumgesicht gebracht worden.

"Guten Morgen!" redete mich der Alte an: "Sie haben mich aufgesucht. Besten Dank: ich bin Niccolò Covato." Ich streckte ihm meine Hand entgegen: "Guten Morgen! Wo sind wir eigentlich?" "In meiner Wohnung, einem alten Mediceerturm, unweit von Ansedonia. Hören Sie das Meer? Wir hatten heute Nacht ziemlichen Sturm." Ich sprang auf, eilte an das kleine Fenster und schaute ins perlmutternde Smaragdenmeer. Über die Silberkämme schnellten sich ächzend schräg dahinschwebende Möwen; ein paar lateinische Segel näherten sich lustig der Küste. "Was für ein Türkisenhimmel!" rief ich aus.

"Da Sie ein Verliebter des Meeres sind, liegt mir viel daran, mit Ihnen über die Fische zu reden!" sagte Niccolò Covato und fuhr, da ich ihn freudig ansah, fort: "Ich stamme aus einer Fischerfamilie, habe wenig gehört und noch weniger gelernt; drüben auf Sardinien erfuhr ich einmal von einem abtrünnigen Mönch allerhand über die Sterne. Er meinte, ich könne ihn verstehn. Einmal war ich auch imstande, ihm allerhand zu sagen. Nachher trafen wir uns niemals wieder." "Sprechen Sie nun zu mir", fiel ich dem Alten in die Rede. "Wir bilden eine Kette von Lebendigen, die einander immer neue Ursprungsgeschichten erzählen, um sie dadurch zu erhalten. Was Sie gestern andeuteten, ist richtig, durchaus wahr!" Er schmunzelte: "Sie haben es mir ebensogut mitgeteilt, wie ich Ihnen, oder der Augenblick hat aus uns beiden gesprochen. Sie kommen jetzt aus Rom! Ich weiß, Sie sind kein Römer. Nun, Roms geistige Herrschaft geht unter. Seine zweitausendhundertundsiebzig Jahre sind um. Der Gott der Wüste aus der ägyptischen Stierzeit hat in Roms Fieberwüste seine Widderzeit gelebt. Die Campagna wird langsam wieder urbar gemacht. Zur neuen Wüste der Gottheit wurde das nordische Meer. Aber das muß von nun an der Mensch beackern und pflügen. Fischlaich einsetzen soll er, Fische hegen, pflegen und dann ernten. Viertausenddreihundertvierzig Jahre gehört der Mensch dem Meere. Die Fische und der Wassermann erwarten uns!" "Der Geist, der uns schafft, redet auch zu Sternen: aus eigner Verheißung gaben wir ihnen den richtigen Namen. Keine festen Welten sind das da oben, sondern unser Wissen um die Zukunft, Flammen im menschlichen Herzen. Der Milchstraße entspricht die innerste Blutstraße. Wie die

Mathematik, eine rein innerliche Wissenschaft, auf die Sternenwelt anwendbar ist, so verhält es sich ebenfalls mit unserm Wissen von der eignen Ewigkeit. Was in uns wahr ist, gilt auch für die Sterne. Es gibt einen unweigerlichen Mythos. Wir lesen ihn in unsrer Seele. Er ereignet sich in allen Geschicken, und bevor wir Buchstaben kannten, schrieben wir ihn ein im flammenden Nachthimmel." Als ich das aussprach, fuhren zwei Segelschiffe bis nahe an das Ufer heran und ließen die Anker fallen: Stimmen von drüben gaben die Nachricht, der Ertrag sei ungewöhnlich groß! „Trotz des stürmischen Meers", meinte Niccolò Covato": daß so etwas heute Nacht geschehn konnte, ist vorbedeutungsvoll: die Menschen brauchen Fische, sie werden immer mehr davon essen!" Ich aber dachte vor diesen daherschäumenden Zwillingsschiffen an einen schöngereimten Gesang.

„Wissen Sie", fing Niccolò Covato breit lachend, indem er mir die Hand drückte, wieder an: „sonst bin ich ein einfacher Fischer, ziemlich mürrisch aus unbeholfner Verträumtheit; wenn aber jemand wie Sie oder Aligero, der Mönch auf Sardinien, bei mir ist, so weiß ich gleich viel mehr über mich selbst: dann werde ich bald heiter und kann reden. So eine Gelegenheit ergibt sich aber in einem langen Leben nur sehr selten!" „Das kann ich in doppelter Weise deuten", gab ich zur Antwort: „Ihr wart in einem andern Leben ein Denker, nun seid Ihr Fischer, und Eure Einsamkeit soll der Seele ihre einfache Vollendung bringen. Vielleicht kehrt Ihr so bald nicht wieder. Möglich, daß Ihr zum letztenmal auf Erden wandelt. Dies ist meine erste Deutung, an die sich die zweite von selbst schmiegt. Erscheint einmal Jemand, der Euch vorbestimmt ist, weil er Eurer Vereinzelung nicht mehr schädlich werden kann, so erwacht der frühere Philosoph in Euch. Ihr werdet plötzlich uralt. Wahrscheinlich forschtet Ihr den Dingen unterm Einfluß Zaroasters nach. Das war zur Zeit der Zwillinge. Darum habt Ihr einen zweiten Menschen nötig, um ganz bewußt zu werden. Ihr sehnt Euch nach den Fischen, denn auch die tauchen zu zweit über dem Horizont empor. Auf der Zwei beruht auch die Wage. Wahrscheinlich traft Ihr im Alter der Zwillinge Euern Mönch auf Sardinien; vielleicht fanden auch wir uns damals. In der Zeit des Stiers und des Widders mußten wir wiederkommen, um einfach, schlicht und unbedingt zu werden." Der Alte wurde rot. Er sprach wie im Fieber: „Ich sollte nicht mürrisch sein, dann käme ich vielleicht nicht mehr zurück auf unsre Erde. So verdiene ich sie aber immer noch. Ich bin näher dran, den Heimatboden zu verlassen, als Ihr, und dennoch seid Ihr mehr: ich muß Euch ehren." Worauf ich antwortete: „Das ist, weil ich im Wissen steh, Ihr im Wittern. Wer eben weiß, ist Herrscher; wer das Wissen schon verlernt, sei Priester!"

Nach diesem Gespräch verließen wir miteinander den Turm, gingen hinab zum Strande und dann diesen entlang gen Osten. Der Bau, aus dem wir eben getreten waren, diente dereinst als Wachtturm gegen die Seeräuber aus der Berberei: deren gibt es viele an Toskanas Küste. Die Mediceer haben sie gebaut.

Ich kannte bereits die Maremma, aber so klar stand sie mir noch nie vor Augen. Das ist ein lila Land. Steinig und buschreich. Durch Stachelgestrüpp bereiten es in Leder gekleidete Männer. Vorsichtig und doch entschlossen ziehn sie von Gehöft zu Gehöft. Das Fieber und herumlungernde Hungerleider sind des Bauern Feinde. Dieses Volk ist stumm und sparsam: wunderschönes Italienisch erblüht seltsam aus jugendlichen Purpurlippen. Nur alte Weiber keifen oftmals, viel und gern. Aber die meisten Menschen werden in der Maremma schon vor dem Alter vom Fieber dahingerafft. Brot liefert ihnen die Sonne und auch goldnen Wein, der übrigens meistens von den Sonnengeländen um die Sonnenstadt Rom herüberkommt. Der schwache, ziemlich herbe Wein aus der Gegend ist irgendwie vom Mars beschert und nächtlich, aber doch nicht rasch berückend oder unheimlich. Eine gute Mutter bleibt Italien auch in weinblauen Nächten. Oft trunken am Mondlicht, aber immer liebreich, vielleicht noch liebreicher, wenn die silberne Scheibe lächelnd über uns dahintollt. Überdies schenkt die Mondzeit dem Maremmensohn Fische. Lauter lebendige Silbersicheln zieht er aus seinem Meer. Dann wieder Sterntiere, auch Polypen und Austern, Zugehörige einer unsichtbaren, oft dunklen und bösen Sternwelt in uns und über uns. Die Auster scheint zu sagen: Meeresschlamm bist Du, Schleim vom Meere sollst Du genießen. Aale durchschlingen und verknäulen sich im Süßwasser von Orbetello: sie sind das Fett im Meere,

so wie das Schwein auf dem Lande und der Ölbaum unterm Himmel, wenn in der Olivenhalde Himmelstropfen niederregnen. Nicht empor durch die zerklüfteten Äste des Ölbaums in die schwarze Frucht, sondern herunter zu uns träufelt die segensreiche Ölernte, die andre Welten dem geisterhaftesten aller Bäume geheimnisreich anvertraun. Dies wußte wohl bereits Niccolò Covato seit Zaroasters Zeiten: wozu brauchten wir unsre Überzeugungen überhaupt auszusprechen? Klar konnte uns vieles nur werden, wenn wir, miteinander wandelnd, schwiegen. Viel und lange blieb der Toskaner stumm. Ich wurde aber unterdessen sein Schüler. Mit Niccolò Alunno, dem strengen umbrischen Maler, wollte ich mich vergleichen; denn auch er heißt Nikolaus, der Schüler.

Silbriges Gebirge blieb uns beim Spaziergang immer sichtbar: tatsächlich heißt es auch Monte Argentaro. „Siehst Du", begann ich gegen Mittag, nach langer Zeit ernsthaft redend: „der Berg trägt seinen richtigen Namen, gleichgültig, ob er Silberadern birgt oder nicht. Es geht ihm wie den Sternbildern, deren Namen tiefste Beziehungen verraten. Bemerkst Du denn nicht grade dieses feinziselierten Gebirges geschweifte Wellenlinien? Überall empfinde ich Sicheln und anschwellende Kuppeln: mir ergeht es so, von welcher Seite immer ich den Berg beobachten mag. Der Farbe nach silbern sind alle Berge in diesem Land, bei ihm ist aber sein ganzes Wesen silbern. Ob man des Mondes Schleichwege am Himmel kennt oder nicht, sein Metall, das Silber, bearbeitet ein feinfühliger Künstler nach offenkundigen oder verdeckten Linien der Mondbahn. Für jedes Metall entsteht sein Kunststil, und der muß dann immer planetenhaft sein. Du weißt doch, dem Saturn entspricht das Blei, dem Jupiter Zinn, Eisen dem Mars, Kupfer der Venus, Quecksilber dem Merkur und Gold der Sonne: das war, althergebracht, im Mittelalter durchaus bekannt. Wer diesen Berg schuf, war kein andrer, als der ihn benannte. Und nun auch der, dem zugleich Name und Gestalt wieder erkennbar sind". „Ich glaube, die alten Etrusker wußten das und sagen es uns noch: überall im Gestrüpp findest Du ihre Spuren!" antwortete der Alte: „Daß wir uns nunmehr duzen, ist die Art von Rom, daß wir Magie erschauen wollen, bestimmt der Geist der Gräber von Etrurien!" „Jesus Christus hat die Magie erfüllt und aufgehoben. Nur eine teuflische, die ihm nachhinkt, kann man heute noch betreiben. Die Sternwelt trägt ihre alten Namen, doch man hält sie für willkürlich oder bloß poetisch gegeben. Christus, die höchste Astralerscheinung, ist der letzte Ausdruck himmlischen Geschehens unter uns. Er wurde bereits in den Zwillingen erwartet und geschaut. Und er lebt fort, denn er war Gott und Mensch; andre Astralgewalten blieben göttlich und wurden Richtung und Geist: heute sind sie Gespenster oder Wahrzeichen. Ich meine Gespenster im Sinne eines Gleichnisses: die alten Etrusker kehren aber nicht wieder; nach weniger als tausend Jahren verschwindet jedes wirkliche Gespenst." Als ich so sprach, gingen wir nicht mehr. Darauf setzten wir uns, wie auf ein verabredetes Zeichen, auf weichem Moose nieder. Veilchen und Primeln besprenkelten den Boden. Kühler Seewind rauschte durch das zarte Olivengezweig uns zu Häupten. Die Märzsonne blitzte und huschte über das helle Grün und einen schäumenden Bach, gleichmäßig zitternd, dahin. Das Wasser war aus sich selbst erregt, das Geblätter windbewegt, und unsre gute Laune verkräuselte sich angenehm durch den Frühlingsnachmittag. Wir fühlten gradezu unsern sanften Herzschlag: alle freudigen Wallungen des Blutes! „Ist es hier schön!" rief ich. „Und auch im Sommer ganz fieberfrei!" warf Niccolò ein. Dann fuhr er fort: „Sieh die Blumen an und Bäume, überall der Himmel bei Tag: Baum und Bach sind zugleich die Milchstraße unter uns. Dazu kommt, wie Du sagst, daß alle Metalle mit den Planeten verwandt bleiben; warum sollte es der Mensch nicht auch sein? Ich weiß, es gibt Ebbe und Flut in unserm Wesen. Blutspringflut. Auch Blutdürre: sie hängt von den Sternen ab. Feiner ist das Saftgebilde Mensch als das Meer mit allen Strömungen; hat dort der Mond verschleppende Macht, warum sollten nicht in uns Saturn und Merkur Krankheiten bewirken oder von uns nehmen? Ich als Fischer kenne den Mond: er bringt Stürme und schafft klares Wetter. Der Mars aber beherrscht unser Geschick und ebenso die Venus. Vielleicht lehnen wir uns durch Jupiters Hilfe gegen das Schicksal auf. Jupiters Macht ist für die See zu gering, daher bleibt sie unfrei, auch ihre Geisterwelt ist es." „In uns allen", ergänzte ich, „sind Sterne

lebendig, aber nur in Christo erfüllte sich die große Sternenprophezeihung. Alles, was über uns am Himmel geschrieben steht, sprach sich im Heiland aus. Daß aber Jesus von Nazareth ein Mensch war, daß seine Bergpredigt aus eines Erdensohnes Mund offenbar ward, vernehmen wir, die wir am Mittelmeer geboren sind, am deutlichsten. Palästina und unser Italien erfüllt noch die gleiche Natur, die nämliche Wesensart wohnt diesen Menschen inne. Andre Völker über den Bergen und Meeren mögen Jesum Christum für eine Sagenerscheinung oder bloße Sterngestalt halten, wir vom Kaukasus bis zu den Säulen des Herkules wissen ewig: Jesus von Nazareth hat gelebt! Er war ein Mensch.«

»Jedes Land beschirmt sein Erzengel, wir einzelne Menschen haben bloß Engel, selbst große Familien haben bloß Engel zu ihrem Schutze«, erzählte Niccolò Covato: »Aber auch jedes Meer, so unsers hier, segnet ein Erzengel: ein Meer jedoch hat nur Schicksal und Güte, wenn Menschen drauf leben. Wir Schiffer geben dem Erzengel die Macht, das Meer sanfter und schöner zu machen. So hängen die Wesen voneinander ab.« »Also wären wir für die Erzengel das, was Jupiter, Deiner Meinung nach, in der menschlichen Seele ist: Entscheidung zur Freiheit und die Macht dazu!« antwortete ich. »Siehst Du die Kohlweißlinge«, meinte Niccolò: »das sind winzige Ebenbilder der Engel, sie brauchen den Duft von Blütensternen.« »Das geistige Erwachen der Erde ist die Freude des Himmels,« meinte ich: »wir alle versündigen uns, Milliarden Wesen in allen Zeiten, aber die Fehler stammen vom Himmel. Keine Wahrsagung ist genau. Der Irrtum kommt von oben. Nur Jesus Christus war in aller Sternenewigkeit der einzige Sterngeist, der auf Erden sein ganzes Sein vollkommen dartun konnte. Er ist die Erfüllung aller Sterne und der Erde zugleich.« »Es gab auch andere Großgeweihte des Herrn; wie kommt es, daß nur Christus die Verheißung der Gestirne erfüllte?« fragte Niccolò. »Daß es Sternbilder, die wir Zwillinge, Fische und Wage nennen, gibt, ist von tiefster Bedeutung: Das Zwiefache in der Schöpfung wird dadurch festgestellt, geweckt und erhalten. Die Zwillingszeit gebar Zoroaster und Hermes. Beide, astrale Wesen, äußerten sich noch viel später durch menschliche Vertreter, also von ihnen geschieden in Zeit und Raum. Noch weit bis in die Stierkulturen hinein, die sie eigentlich beherrschten. Zu Ende der Stierzeit erschien Buddha, im Grunde der Verneiner dieser Zeit, oder vielleicht sogar aller Zustände überhaupt: er war fast bloß eine astrale Gestalt. Zwischen den zwei einförmigen Kulturen Stier und Widder eingekeilt, verleiblichte sich Jesus Christus. Nur da war es ihm möglich, ganz Einheit von Geist und astraler Menschheit zu werden. Ein einziges Mal in der Ewigkeit. Ferne und fremde Wesen verleiblichen sich nun auf Erden, um unsre Taufe zu erlangen. Der Widder blieb noch immer starr: wo er sich als Lamm offenbarte, allerdings geschmeidiger. Der romanische Dom ist des Widders vollster Kunstausdruck, wie es der ägyptische, assyrische und frühgriechische für den Stier war. Dante erkannte zum erstenmal die Fische. In der Gotik ließ man bereits Doppeltürme, den Fischen zu, gen Himmel zucken. Der Geist Thomas', des Zwillings, konnte da wieder durch die Einheit von Stier und Widder durchbrechen: eine erkundende Christenheit folgte der in sich beschlossnen, bestimmt-gläubigen. In den Fischen werden immer die stumm Wirkenden da sein. Das eigentliche Christentum steht in den Fischen. Der Einheitliche, der Herr und Heiland wurde, hat für uns große Lockrungen anberaumt. Die Zwillinge standen miteinander, die Fische kommen nebeneinander. Jesus Christus war die große Einfachheit und bewies die Unzertrennbarkeit der Widersprüche. Er enthüllt das herrliche Ineinander. Wir aber sind heute bereits die Unterscheidenden: die große Gleichzeitigkeit glüht auf in den Fischen!« »Du meinst wohl auch,« begann wieder Niccolò, »daß der politische und dann der religiöse Zusammenschluß Roms durch die Verbindung von Stier und Widder begann? Rom wäre somit für die Welt der Gewalt, was Christus in der menschlichen Versöhnung bedeutet: eine große, durch den Menschen gewordne Einheit. Glaubst Du nicht, daß auf die starren Riesenreiche des Festlandes ebenso geschlossne, aber doch sanftre Widderstaaten spätrer Zeiten folgten? Ich glaube aber, wir haben Völkerbünde, Doppelstaaten zu erwarten: ist ein Gebilde, das bloß auf einheitlichem Volkstum beruht, nicht ein letztes Widdertum? Mir will es vorkommen, als ob England bereits in den Fischen stände. Die große Doppelheit Amerika und England ist schon wie die Fische, die über den

Horizont emporglimmen. Nach der Festigung von Völkereinheiten erscheinen bestimmt wieder dehnbare Staaten: den Doppeladlern werden abermals Krallen wachsen."

Plötzlich zogen Wolken auf. Märzkühle machte sich fühlbar; scharf zog es über Land: wir brachen auf. „Die notwendige Störung", wußte Niccolò sogleich zu deuten: „die unsymmetrische Dreizehn. Selbst der Heiland ging von uns, als sein Sternbild sich verschob, so daß er noch die zwölf Apostel zur Tag- und Nachtgleiche zu sich berufen mußte. Er blieb als der Dreizehnte dabei. Dreizehn bei Tisch waren die dreizehn Monde in den zwölf Häusern des Tierkreises. Also es hängt vom Himmel ab, wenn die Wesen hier auf Erden gebrechlich sind: wir haben von den Sternen her unsre verletzbare Ferse, und wir müssen sterben, um wiederzukommen. Vollkommen aber sei die Kunst, denn ihr allein ist irdische Dauer gegeben. Ewige Symmetrie soll sie verstrahlen. Sie besteh der Dreieinigkeit am nächsten." „Der Vollmond klärt die Nächte", sagte ich: „Und das bedeutet das große Seelengeschehn in uns, eigenste Vertiefung zur Klarheit: die Abendsonne aber überstrahlt und versöhnt nochmals den Tag: so ist es oft nach trüben Stunden, und so wird es auch heute sein. Das soll heißen: ein ruhiges Alter möge den Menschen aufhellen, für seine stille Sternpilgerreise vorbereiten. Die Sonne, wie jedes Ich, ist groß auf Erden: ein Ich, das selbstschöpfrisch die andern gleichgestellten Ichs überstrahlt. Wenn wir sterben, vergeht unsre Nähe zur Sonne, dann tritt auch das Ich bescheiden in den Rang der andern Ichs. Wir stehn am Sternenhimmel und dann wandelst Du den Weg der Gerechten hinan zur Wage."

Den Nachmittag über blieben wir stumm: es ging heimwärts. Dann kam die Zeit zum Abendessen. Die Sonne war strahlend aus entwolktem Himmel in die See gesunken. Große Goldbündel hatten sich weit emporgesträubt; es war, als wollte sie sagen: seht mich an, ich bin ein Stern. Weiße Karawanen zogen ihr nach, die fliehenden Gischtkämme und drüber hurtige Segelboote, wie geschlagne Feldherrn weißer Heerzüge. „Wenig habe ich gelesen, ich vermag es kaum; nur sehr langsam geht mir der Sinn für das, was geschrieben steht oder mir erzählt wird, auf." So begann Niccolò wieder zu reden: „doch im Sternbuch der Nacht lese und dichte ich zugleich. Ich bin wirklich ein Zwillingswesen. Ich glaube Dirs, ich war ein Schüler Zoroasters: alle alten Gedanken leben noch; allerdings ist die Welt in Unordnung geraten. Kultlos, blöde vor den Sternen treiben wir dahin. Nichts ist mehr an seinem Platz wie ehedem. Die Fische aber ziehn auch Schlangen mit sich hervor. Flinke Eisenschlangen, rasche Eisendrachen, schnelle Eisenfische zerwirbeln den Kosmos. Alles Wassergeburten: Feuer und Wasser verbreiten das neue Weltgeschehn: Doppelschlote stehn dumm, plump und stumm riesenhaft vor den Städten. Aber Doppelaltäre für die Fische am Himmel lodern bereits in meinem Geiste. Ich bin streng und mild zugleich: ein Christ. Wenig will ich wissen, was mir zukommt, empfange ich. Wenig muß ich fischen, was ich brauch, fangen meine Netze. Bedauern hab ich mit den Tieren. Das Wild ist gehetzt. Haustiere nehmen furchtbar überhand. Früher krähte kein Hahn, wenn es nicht die Stunde, zumal das Aufblitzen bestimmter Sterne, verlangte; heute träumt und bellt alles wild durcheinander: der Mensch ist schuld daran: er glaubt nur aus Herrschsucht. Er wird sich verantworten müssen!"

Die Sterne strahlten bereits leuchtend. Die Milchstraße überzeltete den Astrologenturm zu Ansedonia. Da fiel mir ein: der Mensch ist da, um die Verantwortung für die Sterne zu tragen. Gestirne sind böse: wir fühlen uns schuldig. Gestirne sind gut: kein guter Mensch kann gut sein. Gestirne sind schuldig: der Mensch muß dafür büßen. Am Himmel steht das Sternenbild des Bechers: das Geschöpf muß den Becher bis zur Neige leeren. Die Himmlischen führen ihn bloß bis an unsre Lippen. Daß es so sei, ist aber des Menschen wesentlicher Wunsch: dabei still zu bleiben unsre Ehrensache.

Jesus Christus, der wahre Mensch, hat die Schuld der Sterne auf sich genommen. Wir ziehn ihm in Ewigkeit über die Planeten nach. Nur die Inder wollen in sich versinken. Der Osten sagte: der Gerechte muß auch Ungerechte mitnehmen. Wir Christen des Abendlandes hören: ein Schutzengel wird uns begleiten. Hier ist der Schwache, der Unerfahrne, der Wesentliche! Im Morgenlande wird hingegen dem Gereiften der Schwache mitgegeben. Da die Astralwelt Mensch wurde, ist die

Astralwelt tot. Mögen auch die Fische die Auferstehung, sogar der Astrologie, bedeuten: sie wird sich im Geiste ereignen! Die Wirklichkeit von Rom half der Menschwerdung Christi. Das Römertum suchte die Persönlichkeit auf Erden. Seine Kunst war Schauspiel, Tatsächlichkeit vor den Sinnen, wilde Berauschung. Christen waren Roms Opfer, aber auch Roms Erfüllung und Versöhnung. Seit Jesus Christus wandeln die Sterne unter den Menschen.

Ich erwachte. Aber nicht aus dem Schlaf, sondern ich sah nur keinen Niccolò: er war nicht da. Sollte alles bloß ein Fiebertraum aus der Maremma gewesen sein? Ich habe niemals in Talamone geweilt. Auch nicht im Turm von Ansedonia.

EINGANG

Karl Otten

Wie Sterne durch die Räume ziehn! *Ich* liegt von Unermeßlichkeit
Erschlagen zwischen Welt und Sicherinnern – nichts hält stand.
Herkunft, Kindheit, Glaube, Blut verrinnt wie Sand.
Angst klappert das Gebein – nichts gibt Verläßlichkeit!

Wo ist ein Punkt, Hauch, Herz, Gedanke, der noch faßbar –
Der leere Schauder saugt es ein und eine graue Wand
Von Worten, Mord, Gesichtern, Zeitungen, Vaterland –.
Schwindel erdrückt mich, dies: ich weiß, das alles nur Spaß war.

Daß dieses schöne Leben Strudel, der den Fallenden beschwindelt,
Daß er den Abgrund täglich fallend nicht erkenne.
O ungeheuerlicher Trick des Daseins, ich verbrenne

In Scham und muß doch morgen wieder frisch gewindelt
Mit eines Weisen heiligstem Rezept die Straße wandeln.
Wer läßt so wie der Mensch noch mit sich handeln!

DER NEUE EREMIT

Karl Otten

Ich sitz im Turm, versteckt wie Wurm
Im weißen, goldgebackten Apfel speist.
Mein Wärter, bös und krumm vor Gicht,
Verhätschelt mich, ist stolz auf mich
Und strahlt, wenn er das Schloß aufreißt.

Ich stelle mich, geselle mich
Zu Spinne, Staub und Dämmerlicht.
Staub, Spinne, Tisch und Gitterstab
Erkennen mich und nennen mich
Lieb Bruderherz und Augenlab.

Die Sonne kommt, dem Guten frommt
Ihr lächelndes Gegebensein,
Vor meinen Augen fröstelt sie,
In meinem Strupphaar nestelt sie,
Rinnt schnell verblaßt wie Lacke fast
Aus toten Lebens träger Last.

Grad solches Licht weint aus Gesicht
Der Brüder, die ich wütend überrannte.
Blick voller Zorn, kränz' meine Stirn mit Dorn —
Ich nehm den Schlag, o lösch den alten Tag —
Denn eine Stimme kam mir — ich erkannte:

Ich bin der Turm, der Wurm, der Wärter, Schloß und Kette,
Wand der Verstocktheit, meiner Mordgier Decke –
Des Mißtrau'ns kalter Grund, der feilen Wollust trübes Bette.
Muß essen meiner schönen Worte salzige Suppe!
Ausflucht und Trägheit, klebrig Brot,
Der Mutter Jammer brennt mir Morgenrot,
Ich gehe unter auf des Neids Schaluppe.
Ach, Gaunerei verstellten Herzens hat den Strick gedreht,
An dem ich jahrelang im Wind der Städte baumelte,
Von Mund zu Mund getret'ner Hund
Zu fremden Herren taumelte.
Der jetzt durch Finsternis in seiner Sphäre steht –
Jetzt schau ich alles Draußen drinnen!
Der Dunkle stirbt und ist bejaht –
Aus seinen Trümmern rollt beschwingt das Rad
Über der Siebentorigen Flammenzinnen!

SCHISMA

Von Karl Otten

[illegible] Cézanne, van Gogh, Gauguin und ihr gewaltiger Erbe, der Farbe zum Siege über das [illegible] Objekt zu verhelfen und zur unbeschränkten Herrschaft über das nur durch Schauen Gegebene, [illegible] Delaunay, Gleizes, Metzinger und ihr Meister Picasso restlos und endgültig geläufige Form [illegible] Objektes.

Aus dem überhäuften Schatz erkannter Visionen der [illegible] Erscheinungen konnten sie, nur ihrem individuellen Trieb gehorchend, jetzt unter dünnem Farbenmantel neue Gebilde in die Fläche, die keiner [illegible] unterliegen, jedem nicht adäquat durchgefühlten Gemüt fremd und feindlich sind. [illegible] eine Schar gehetzter [illegible] gegen den alles verschlingenden Moloch [illegible] die Kleinen, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] lichen Menschheit restlos zum Schisma gediehen war. Beide Teile verstanden einander nicht mehr, suchten fremd und feindlich Widerstrebendes und waren nicht mehr einander zu nähern.

Der eine Teil rüstete zum Kriege und zum vermeintlichen Siege der Massen-Material-Expansion über die Intensität des individuellen Schöpfergeistes, was der andre Teil aus Ekel und revolutionärem Bewußtsein ja auch prophetisch an die Wände der Sammler gemalt hatte: Ein tiefsinniges Mene-Tekel. Ohne jedoch Erfolg zu haben oder, wie wir heute wissen, selbst höhere Orientierung in Zukünftiges, noch Utopisches weisend zu finden.

Die Schismatiker der Dingmalerei waren abhängig, indem sie ihre Objekte der kritischen Analyse ihres Verstandes unterwarfen, gleichwohl vom gegebnen zuständlichen Objekt, zugleich seine Verneiner und schmerzvoll Liebenden. Sie züchtigten die Dinge, um den verhaßten Besitzer zu treffen und den Zustand, den jener zu ihrem Leid herauf geführt hatte. Aber der Kampf, ausgehend von Nichtgläubigen, verdunkelte den Blick, so daß er nicht mehr über das Chaos [illegible] hinweg weiter ging in die Tiefe [illegible] Menschheit, sondern verwirrt [illegible]

[illegible] etwas wie ein Glaube, [illegible] über die ver- [illegible] hinaus [illegible]

[illegible]

[illegible]



KEES VAN DONGEN: Bildnis



KEES VAN DONGEN: Bildnis

Eyck dem Kultus einer sich behauptenden Kirche unterliegt, sondern heute noch antastet zu den allmenschlichen Segnungen einer freien, tüchtigen, antimateriellen und antibellicosen Erde.

Die Schismatiker konnten nicht glauben, aber auch die Ungläubigkeit nicht hindern, die Menschheit mit in ihre Schuld, in Krieg und Untergang zu ziehn. Die neuen Menschen in der Malerei gehn über diesen Untergang zu ewigen Zielen über und ringen um die Gestaltung der befreienden, persönlichen *Antithese!*

Nicht mehr leidet der neue Mensch, der neue Maler unter der Vielheit und verschlossenen Ruhe natürlichen Daseins, Werdens, Vergehens.

Er sah viel furchtbareres Schicksal aus menscherfundener Maschine losbrechen gegen den Menschen. Die Erschütterungen, die Angst, Mordzwang, Gewalt, Haß und Lüge seinem ererbten und kulturbelasteten Gewissen zufügten, gingen allzu tief, als daß er noch auf etwas andres bauen könnte, als auf seine tiefste Bindung: Menschheit und Erfülltsein von göttlicher Gnade.

Es wird kein Messias aufstehn aus dem Chaos, es sei denn, der Mensch selbst wolle und lasse ihn werden!

Mit zweidimensionaler Täuschung wird keiner mehr Glauben finden.

Keine Technik, keine Illusion, keine Ästhetik kann standhalten vor dem kritischen und schöpferischen Willen der neuen Künstler-Büßer um endliches Glück der zertretenen Menschheit, als die um Freiheit und Menschenliebe kämpfende, bekennende und gläubige Seele.

KEES VAN DONGEN *Von H. Z.*

Anfangs natürlich Niederländer. Aber nicht die sublime Tonigkeit und ohne die disziplinierten Valeurs der ganz alten Herren Vorfahren in den Museen aller Welt, sondern der tapsige Wirklichkeitssinn breitbeiniger Kolonialwarenhändler, sehr aufgeregt durch die feinfingerige Art der französischen Nachbarn, der Pariser Impressionisten. Zähe, ein wenig käsig, auch dunkel und grau –, immerhin sehr beunruhigt. Dann kommt Paris, das schöne Wunder. Matisse. Der Niederländer macht riesige Schritte ins Helle, zu leuchtenden reinen Farben hin. Zugleich Organisierung der Fläche, Farbenwage, Farbenbukett wird Bild. Der Landschafter konnte schon das Bunte spielen lassen, der Bildnismaler ist ganz besessen von diesem Spiel. Was sich nicht bunt gibt, herausputzt, wird meist unbeachtet gelassen. Daher die vielen hübschen Kokotten und lieben Damen, in der Anordnung jener, oder fleißigen Mädchen, deren ganzes Talent darin besteht, Hübschlerinnen und ihren hochstehenden Rivalinnen zeigen zu können, wie der neuste Hut zu tragen ist. Sie sind alle nicht sehr gepflegt, haben sicher ganz eindeutige Parfüms, Ersatz, aber gerade das reizt die schwere Sinnlichkeit des Fremden. Für die Folies Bergère eine wild gewordene Bürgerlichkeit gar nicht leugnen könnend, in Antwerpen sehr respektable Grade der Verfeinerung darstellend, würden sie in Schwabing den Gipfel der Verwirrungen erzielen. Für Kees van Dongen ist diese Weiblichkeit Anlaß, alle Räusche reiner Farben auszuteilen: Aus rot, gelb, orange, grün, karmin entsteht eine Dekoration, raffiniert genug, das Kunstgewerbliche des Vorwurfs und der Anordnung zu überleben. Gelber Hut, riesige grüne Schleife, knallendes Rot auf angestrengten Wangen, wie gemein, wie anziehend, denn eine ganz sichere Art, mit schillerndem Grau oder durch eine andre Note die Würde der malerischen Situation anzudeuten, hebt den Widerspruch auf. Es wird eine sehr ernste Aufgabe. Keine Kleiderständer. Man sieht also, wie gefährlich Farben sind. Das, was sie im Zusammenhang mit der dargestellten Erscheinung sagen sollen, geben sie mitunter gar nicht her, aber dafür leben sie zueinander hin und miteinander. Die Farben Kees van Dongens haben Duft, und dieser starke Reiz ist ihre Sprache. Sie ist viel weniger oberflächlich, als die der geputzten und phantastischen Damen in den Bildern. Der Künstler lernte sie, wie gesagt, von Matisse. Aber er ist ungebärdiger, lauter, und spricht mitunter Sätze, die ein lateinisches Ohr verletzen können. Er weiß immer noch, Grazie zu haben; macht brüske Bewegungen, endet aber nicht im Schwitzigen. Er ist sehr dekorativ, nie kunstgewerblich. Das kommt, weil auf dem Montmatre Plakate mehr von Kunst aussagen, als anderenorts Akademien. Der Heiterkeit des Arrangements ist immer der leise Laut der Schwermut aller Kunst beigemengt, nur wird dieser nicht überbetont.

ERINNERUNG AN DRESDEN

Von Ludwig Meidner

Hellauflachend, mit flatternder Fahne; der Kassiopeja junisanftes Gleiten – so in dem lauen Sommerbrodem schwammest du in die Nacht hinein: Hochgekuppelte, du Kuppler in Dresden, munter und strenge, du hast mich müde und weh gemacht.

Das war im Frühjahr 1914.

Wir bewohnten einen rustikalen, kubischen Kasten am Anfang der Bautzner Straße. Die Bautzner Straße hatte einen Dämon im Genick. Ach, der war nicht der kosmopolitische Zug der Alaunstraße eigen: das Weitausschreitende und unermeßlich Wallende. Ein zweiter, schmaler, doch menschlicherer Elbstrom; ein Hineinrufen in den Himmel. Unten der Ladentüren Geläut. Oben, als ob die Fenster sich öffneten und Menschen verzückt und voll unaussprechlicher Weltfreude sich über die Brüstung in die Tiefe schwangen; in diese Tiefe, die so brunnenklar und weiß wie ein mattverhängter Maitag war. Man wehte so, ledig aller irdischen Schwere, mit dem erschütternden Gesang, durch diesen asphaltenen Engpaß hin und ward ein wilder, turbulenter Narr.

Ja, aber die Bautzner war ganz anders. Da standen viele Litfaßsäulen wie dicke, schwatzhafte Weiber herum, und wenn wir aus unsern Stuben die Köpfe raussteckten und die Leiber weit vorbeugten, dann gewahrten wir den großen Straßen-Dämon mit heiserem Hundegebell, und wir zuckten wie Gestochene blitzschnell wieder in die Stuben zurück und taumelten lange und riefen die Wände zu Zeugen unsrer unausdrückbaren Gefühle auf.

Drei verwegene Stuben bewohnten wir im ersten Stock. Ich und der Dichter Lotz.

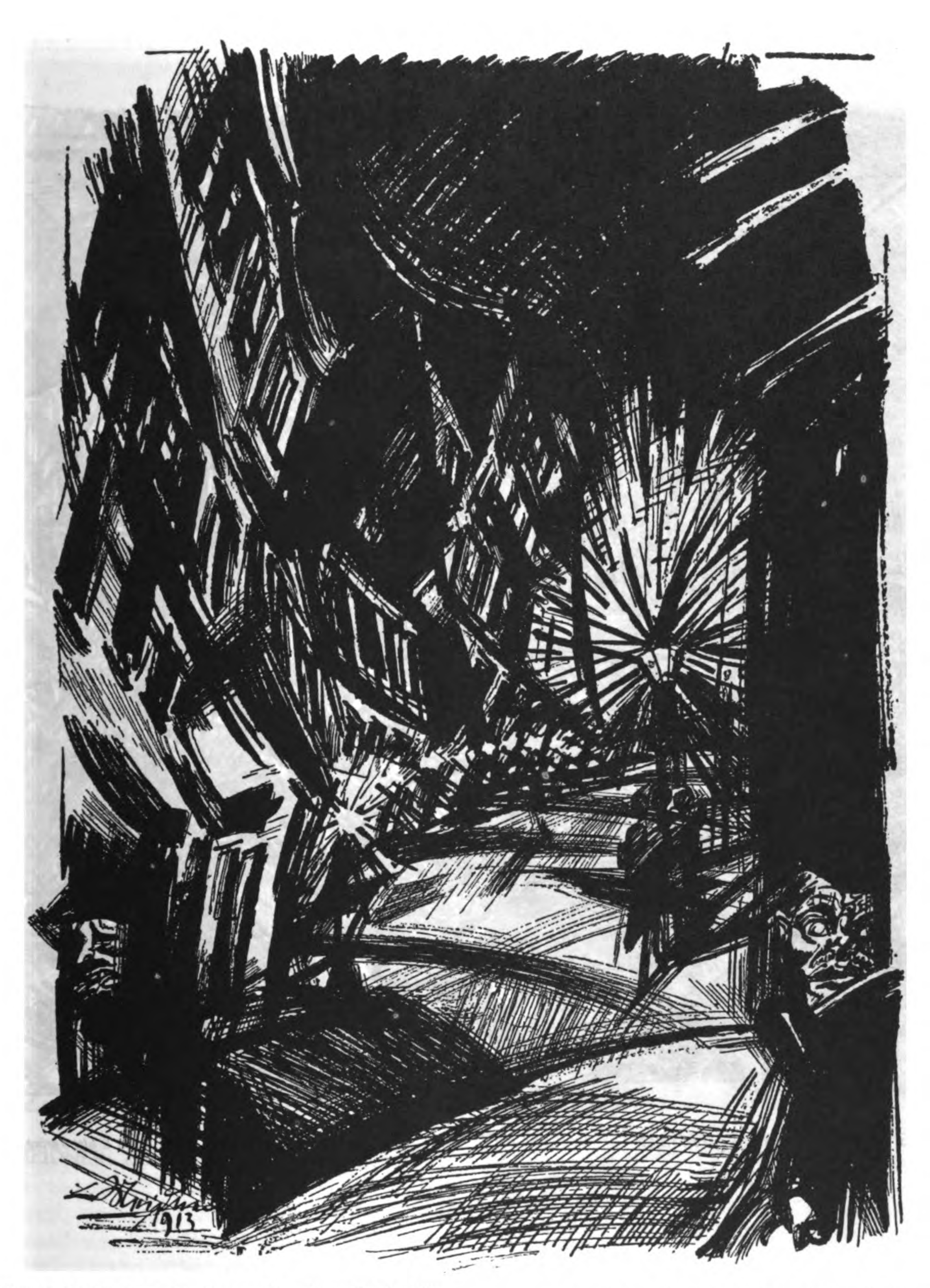
Lotz, Ernst Wilhelm: Deutscher Schwärmer, Romantiker, verliebt in Wolken und Wind. Schmal und lang, mit weiten Schritten durchs Gewühl der Straßen flammend. Immer straßenfroh und händehoch und beschwingter Besinger des Städtemeers. Immer Tänzer, Schwimmer, Segler durch die blauen Gassen. Von seinen Hüften glitt ihm alle Traurigkeit der Welt. Mit vorgeneigtem, verhalten-fieberndem Gesicht, mit beschwingten Lungen atmete er in den ungestümen Tag, horchte beherzt auf seine Impulse hin und riß die Inspiration, wenn sie kam, so stürmisch wie ein Mädchen in die Arme. Melodienreicher Dichter, in vierundzwanzigjähriger Jugend und Erden-Seligkeit; immer zugetan dem heiß schwärmenden, begehrenden Blut; und das Herz hochhaltend, und die Vernunft wie eine Schnupftabaksdose in der Rocktasche zu seltenem Gebrauch.

Wir waren dem rasenden, tausendstimmigen Berlin entwichen. Hatten uns auf dieses blumige, noch unbescholtene Gefild gerettet. Denn wir wollten ungestört uns unserm inneren Wesen weihen und auf die Lieder innen horchen und die Schätze aus vollen Schächten heraufholen. Eines Sinnes waren wir in allen Dingen. Rissen uns immer abwechselnd an unsern Entzückungen hoch; ermunterten uns in allen Wagnissen, und Tag für Tag gaben wir unbekümmert unsern süßen Kindereien recht. – Dichter und Maler können getrost zusammenarbeiten. Da gibts keine Feindschaft, noch Neid. Da gibt es nur helle Bereicherung und Leben in geistiger Fülle.

Tagsüber hämmerte ich an einer Leinwand in der hintersten Stube, während Lotz noch vorne schlief. In meine Striche floß ein wenig die edle Geigenmusik von Dresden ein. Ich fühlte einen andern Rausch als in Berlin in meinem Rücken. Ich fühlte, daß die Gegenwart allgütig, leicht und wie ein langer, sanfter Traum aus meinen Händen strömte. Und der Dichter gesellte sich dann meinem Demutsschweigen, und wir brannten zusammen auf wie ein riesiges Feuer, liefen sprachlos aus dem Haus, und als wir in den Albertplatz einbogen, umrauschte uns der Gesang der Türme, lieblich wie ein alter Choral, und wir blieben verdutzt stehen und fragten verwundert, was uns hier getroffen habe. Dann genossen wir den Abend in tiefen Zügen und spät nachts, an der Elbe, hielten wir noch immer die Flaggen der Begeisterung in Händen hoch.

Dresden! Dresden! Dein Schall und deine leisen Stürme! Dein Übermut am Strom hinan, dein Aufseufzen, dein Auflachen, dein zärtlicher Tränenfluß, deine barocken Sehnsüchte, ja – dein ergrauendes Haar, sind mir noch immer selig nah.

Wir schlugen uns wie Berserker durch den Tag, wuschen uns mit Erde rein und mit schimmerndem Wolkenweiß, und in des Taggestirns Verglühen haben wir immer den Rest des Unkrauts aus unsern Schädeln



LUDWIG MEIDNER: Straße am Kreuzberg Berlin SW

(Aus der Mappe „Straßen und Cafés". Kurt Wolff Verlag, Leipzig)



LUDWIG MEIDNER: Café Wolkenbruch

(Aus der Mappe „Straßen und Cafés". Kurt Wolff Verlag, Leipzig)



LUDWIG MEIDNER: Zeichnung

(Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin)



LUDWIG MEIDNER: Zerstörtes Haus *(Aus der Mappe „Der Krieg." A. R. Meyer Verlag, Berlin)*

gejätet, denn wir wollten lauter und ehrfürchtig dastehen auf den Gipfeln, wunderreicher.

Lotz dichtete jetzt seine besten Gedichte. Und ich entsank wieder in die Bizarrerien einer gottlosen, füneberen Welt, wo nur Skelette in allen Ecken kichern und Fragmente von Stadt, Laterne und Mensch an dreifachen Horizonten versprühen.

Todesängste, wie tobende Krähenscharen, fuhren allnächtlich über mich hin, und ich zankte mit Lotz, der das Todesgrauen verlachte und nur dem irdischen, atmenden Sein seine Päane sang.

Schmetterlingbrut und Gangestänzer und beschwingter, blonder Soldat: Ernst Wilhelm Lotz. Ein Flackerlicht im tropischen Wald. Immer hineilend, immer aufgeschlossen und das Frühgestirn mit tobendem Dichtergruße grüßend. Im Sternenscheine lächelnd. Im Wiesengrün Hände verwühlt in dem Wind. Immer Heide war er, sündelos und edel. Die tiefe Fleischeslust, die sichtbare Schönheit der Leiber, die Labung frenetischer Küsse lobend und würdevoll bejauchzend. Allen Gram zerbrechend. Geröll und Tragik des Alltags mit behenden Füßen und Gesang überquerend.

Aber unheimlich prangte auf seiner Stirn das Todesmal, und es wuchs mit den Stunden des Tages, und wenn die Nacht hochstand, dann senkte sich seine schmerzende Schneide in mich, und eine düstere Ahnung beschlich mich und machte mich erbärmlich klein.

Er liebte die Malerei. Die hellen, orphischen Flächen jener Jahre waren ihm Peitschen und Wind in die Segel –, Delaunay, Kandinsky und Marc. Und meine eignen gezeichneten Hymnen von Stadtstraßen gaben ihm oft genug einen grellen Stoß, daß er kopfüber, wie ein Schwimmer, in seine Visionen hineinsprang.

Die Tage verrauschten in Schönheit schwer.

Wir rissen uns alle Bangigkeiten wie beschwerende Kleider vom Leibe, und nach den Ängsten der Arbeit sausten wir im Galopp durch die Stadt. Von den alten Fassaden strömten unsägliche Wonnen ab, und der Duft der Avenüen klärte uns wieder und füllte uns von neuem mit Schöpfermut.

Aufrecht, wie dröhnende Bäume, standen wir im Juniglühen, und der Sommer wuchs hoch empor. Und wir wuchsen mit ihm, gespannt und schmerzlich. Die Stadt blühte auf wie eine betäubende Rose, und die Tangomusik, schwebend wie leichte Windwolken über Kirchen und steinernen Brücken, umflorte unsre Stirnen lind.

Da umfing mich sacht ein Alp mit unterirdischen Armen. Ich ward in quälende Bäder getaucht, hatte Unlust und Unrast alle Tage – und ballte die Fäuste in Jähzorn und Wut. Wie ein Affe sprang es aus mir heraus. Ich quälte immerfort Ernst Wilhelm damit; der aber blieb ruhig und lächelte fein.

Die Tage vergingen im häßlichen Hundetrott. Es wurde mir immer ärger und peinigender in der Seele. Mich kitzelte nun täglich der wilde Knochenmann und des Dichters erdentrückter, grüner Sommerflug (.... jenes Dichters mit dem dunklen Totenmal!) schnitt mich immer wie Beleidigung, und ich gab ihm rohe Worte Tag für Tag. Ich schlug mit Fäusten in meine unfertigen Bilder, und die Pinsel zerbrachen in den zynischen Händen, denn ich konnte nicht mehr in Innigkeit und gesammelter Inbrunst mich dem hohen Dienste weihen. So ward der Dresdner Sommer eine Höllenqual. Aber dennoch einmal, an der Schwelle frühen Tages, brach die große Liebe mächtig aus unsern geschändeten Seelen aus. Wir hoben unsre alten Schätze wie übervolle Weinkrüge auf. Landend unter einer Stubentüre, zwischen drei und vier, gingen unsre Gespräche weit hinaus über Erdenball und Sternenschweigen. Wieder einmal wuchsen wir in tiefer Freundschaft in unermeßliche Weite.

Wie ward mir die Arbeit sauer in den letzten Junitagen. Ach, mich quälte schwer das unsichtbare Gift. Da tat ich eines Tages die Augen auf und sah alle Leute verstört und suchend auf den Straßen stehen. Ach, es waren ihrer so Viele überall. Sie waren reich gekleidet, übersatt und müde, und es schien, als ob sie traurig wären, daß es keine neuen Zerstreuungen und Späße für sie gab. Sie waren leidend und wußten nicht warum. Die Autos donnerten vom Weißen Hirsch herunter. Gastmähler und Geigen nahmen schier kein Ende. Und die Sonne furchtbar heiß, drommetend, schnaubend, fuhr in mächtigen Bogen über den Himmel hin – Brandstifterin und Petroleuse, eine schreiende Hyäne des Unheils.

Mitte Juli fuhr mein Freund nach Berlin. Wir hatten ein neues, begeistertes Monatsblatt im Sinn, fanden Verleger und Drucker, und Lotz wollte in Berlin unsre Mitarbeiter werben...

– Indessen saß ich geduckt und verkrampft und die Zähne verbissen über meinem Zeichenbrett und es schossen nur wiehernde Fratzen aus meinem Stift und zerstampfte Leiber rannen wie Satans Speichel aus meinen Fingern.

* * *

Aber Gott der Herr fand, daß die Zeit reif war. Er bedeckte sein unerforschliches Angesicht und holte gewaltig aus in seinem Zorn. Und aus den Schlünden der Erde stiegen entsetzliche Unholde, setzten sich in alle Hirne breit hin, und der Dämon der Bautzner Straße sprang auf, wuchs riesengroß über den Kontinent.

Da tat die Stadt Dresden hunderttausend Mäuler auf zu Lästerung und grenzenlosem Hohn. Sie schäumte auf, und das Gift stieg bis an die Dächer.

Und sie entblößten ihre Scham, und ihre geheimen Schwären zeigten sie unter dem offenen Himmel. Und in ihrem Wahn logen sie die Zuchtrute zu einer Herrlichkeit um und priesen den einzigen Tag, und ihre heiseren Gesänge verdunkelten das Firmament. Ach, ach, ach! wir wissen alle noch, wie jene Tage uns gegeißelt haben, und es war hier wie dort das Gleiche.

– Viele Wochen lag ich brach wie ein Klumpen zerweinter Erde. Da, im Beginn des Herbstes, als meine Hand vermeinte, wieder in die Weite langen zu können, kam mir die Kunde von des Freundes frühem Tod. Der Zarte, Selige lag nun hingestreckt auf Frankreichs Erde. Ich sank wieder in meines offnen Sarges Jammerschrei zurück, und tausend Messer und Schaufeln und Äxte zerfleischten meine Brust... bis der Winter mich in seinen lindernden Mantel hüllte und kalte Regengüsse meine leidzerrissenen Hände wuschen.

Dresden, das einstmals schwelgende, in Würde, feierlichen Prunk, in goldenen Flaum getauchte, wandte seinen geschlagenen Leib und fuhr in eine tiefe Gruft des Schweigens. Ich nahm die Einsamkeit auf meinen Rücken und alle Erinnerungen, wie ein Leidenskreuz, und stahl mich weg von hier.

Tagaus, tagein noch wehrte ich mich gegen das große Gericht und geiferte über Gottes heilige Hand. Und Jahre vergingen, ehe ich zum Sinn dieses Unwetters gelangte:

denn es muß viel Trübsal, Verzweiflung und leibliche Not in die Welt kommen, auf daß ein bessrer Morgen tage!

ERSCHEINUNG*

Ernst Wilhelm Lotz †

Ich tanze die Treppen herab mit federnden Sehnen.
Mit glänzend geöffneten Augen fühle ich Straßen hin.
Aber der Tag ist schwierig im Winterdämmern.
Die Straßen biegen aus und flackern davon.
Ein Schatten überspringt mich, ein schmerzliches Wundern:
Die Wagen und Autos meiden mich in Flucht,
Die Straßenbahnen kreischen auf in den Strängen,
Um die Ecke schnellend läuten sie Not.
Und Menschen, schwarz, heftig und windgeweht,
– Ihr rot umworbene Richter meiner Empfindungen! –
Stürmen vorüber, wirr fuchtelnd mit Fluchtgebärde,
Steif zeigen Finger nach meiner Stirn,
Und alles, was da war begriffen, ungreifbar,
Legt zwischen mich und sich einen Raum!
Staub hebt sich auf und begibt sich von dannen!

Nur – O Traum besonnter Beruhigung! –
Ein Fenster im Dach – Auge, blinkend, verirrt!
Scheibe zerscherbt und der Armen Lichtschenker! –
Hält sich, gern gebend, plötzlichem Strahl der Scheidesonne hin.
Rührend empfangen, senkt sich der Funke auf mich,
Daß ich in Geleucht starr stehe wie ein Gott in der Fremde. –

Kommen da nicht aus allen Winkeln,
Den Türen, Läden, den Fenstern und Wagen,
Aus schwarz quellender Fülle der Torwege,
Aus Seitengassen, wo Janhagel pfiff –
Kommen nicht lauter sehr schüchterne Lichter,
Still flackernde Augen her, her zu mir!

Das was ich suchen ging: Suchende Augen!
Was mich erschüttert und emporfedert!
Was mir wie schluchzendes Jauchzen nach Innen schlägt:
Gefundene suchende Augen!

Hell schwimmen sie mir entgegen, glitzernde Wellen.
Ich bade mich, umtastet von ihrem Staunen.

Heilig frierend, bin ich der Sieger, bin der Prophet und der König. –
Denn seht: Ich schöpfe die Frage aus euren Augen, den Glanz und das Leben.

* Aus dem Gedichtband: „Wolkenüberflaggt." Kurt Wolff Verlag.

ZWEI LIEDER

Paul Adler

Ich gedenke, ich gedenke
Wie so stumm schweigt die Nacht
Wie so schwer aller Schlaf ist
Und kein Wacher je wacht.

An die Wände, durch die Hände
Tropft die Zeit, wie von Zinn
Durch den Raum, der ein Wrack ist,
Und ich einzig darin.

Und ich leg mich still, Rumpf, der legt sich still.
Und die Flut bricht durchs Dach.
Starke Worte noch, Zauberworte noch
Halten je wach.

*

Ich weiß nicht mehr, was die Welt ist
Denn sie ist ja nicht, weiß Gott.
Ich weiß nur: all das Gefühl rings
Ist die Welt außer Gott.

Nichts hab ich mehr zu verkünden
Und nichts weiß ich von mir.
Allen Widerspruch, auch meine Sünden
Warf ich glücklich von mir.

Auf den Ewigen, der sie hütet
Als sein eigenes Kind
Auf den jüngsten Tag, wo sie Alle
Seine Tugenden sind.

DIE FLÖTE*

Paul Adler

Noch ehe die Welt war, in ihrer Wiege bereits schrieen die Töne
Vor fremde Türen gelegt. Die Erste in dem Spalt war die Zeugerin Stimme:
„Es werde Licht." Noch ehe das Licht war, schon leuchtete Ton.
Ton im Schwange. Der Ton schwang sich Töchter, schwangere alsbald mit dem Himmel und den Sternen.

Wie stark sich Sonne und Sterne mit Mond aneinander sanft rieben,
Summende Bienen. Indessen erzeugten die Töne geschwellt mit einander
Den Baum der Erde und alles Kraut, das Getier und zuletzt auch den Menschen.

* Aus einem ersten Entwurf zu des Autors „Zauberflöte".

Der Mensch spielte. Ein Kain erzeugte das Schwert, und ein Kain die Flöte,
Noch ehe das Schwert, vor der Sichel schon lange ersauste die Flöte.

Indessen erhob sich bei Göttern unbändig ein Ton,
Des ersten Tones Gezeugter, der Lichtruf, nicht bändigte ihn länger die Stimme,
So wie sie ihn getragen, so versenkte sie ihn darum und belud ihn mit Rasseln.
Überhebe dich, Ton, nicht! Noch vor deiner Schönheit schon die Stimme.

Indessen vermehrte sich unten bei Menschen die murmelnde Flöte,
Sie belog Löwen, sie legte gelüstvoll zu Städten die Steine.
Den Tapferen trug sie. Sie rauschten alle ein Sand, Körner so viel in der Welle.
Echte, wie unechte Kinder des Tons, sie riefen da alle durcheinander.

Jedoch erbarmte sich da über dem Wirrwarr von neuem die Stimme,
Sie sang das Wort, nur sich selber gleich. Und das Dritte da im Licht war das Lied.
Wann das Lied wieder ertönt eins mit dem Worte, dann nahm es mit der Flöte ein Ende.
Jedoch so lange ward ihr Gewalt verliehn bis über die Götter.
Menschen und Blumen sind die Kinder der Flöte und selbst überm Altar die Göttinnen.
Selber die Stimme verschmähet es nicht, solange Gesetz anzunehmen
Von dem Rohre. Schweigt indessen das Rohr, so schweigt auch das Wort, achtet sein Kind der Vater,
Der es erzeugt. Also auch achtet das Rohr, die es gebildet, die Stimme.

Schicksal und Frauen und Richter sind Toren alle in den Gängen des Rohres,
Sind – taugliche Töne. Der Arme, sobald er die Flöte will, ertötet den Fürsten.
Fluß, Wagen und Berge, auch das Gewitter hier an Felsen lärmend, dies alles sind Töne.

Die Flöte bestürze mir stärksten Zweifel:
Warum zittere ich? Weshalb schweigt in mir die Stimme?
Überall – denke ich tonlos – wo immer ich die Lippen anlege, ist ewig nur Nichts.
Ist Nichts —. Da beginnt die Flöte. Sie kann nicht schlafen. Sie kann nicht schweigen, in Ewigkeit eine Grille.

KUNST UND DEFINITION

Von Walter Hasenclever

Es gibt Leute, die davon leben, daß andere dichten; das sind Kritiker. Es gibt Leute, die nichts können und trotzdem leben; das sind Literaten. Es gibt Politiker.

Ich gehöre zu keiner Kategorie. Zufällig heute geboren, werde ich im Laufe meines Lebens Stücke schreiben, von denen später die Rede ist. Ich sehe den Mangel an Zeitgenossen; die Literatur interessiert mich nicht. Das hat mir die Feindschaft der Vorstadtblätter zugezogen. Charlottenburg, Wilmersdorf und ein Kreisblatt aus der Potsdamer Straße behaupten, sie seien originaler als ich. Ich will diese Männchen nicht ernst nehmen, indem ich sie Lügen strafe. Ihre Namen sind vergessen, wie der Schund, den sie gedruckt haben. Ich erlaube ihnen ein für allemal, die Prozedur an mir vorzunehmen, die ohne Zensureingriff im „Götz" nachzulesen ist.

Immerhin bin ich schuld an der Verwirrung der Geister. Ich habe zur Aufführung meines Dramas „Der Sohn" ein Vorwort geschrieben, in dem das Wort „expressionistisch" steht. Es sollte die Leiter der Bühnen von ihrem Schema ablenken und darauf hinweisen, daß nicht jedes Stück, das den Menschen darstellt, zwischen Strickstrumpf und Wasserglas zu verkörpern ist. Von der Familientragödie zur Phantasie – welch ein Schritt! Vergebens.

Viele meiner Freunde und Feinde vergleichen mich mit Schiller oder Wedekind. Sie irren. Ich heiße Hasenclever. Andere verübeln mir meine Belesenheit, die meisten meine Naivität. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ich habe wenig Bücher gelesen und bin kein Journalist. Ich muß den Nebel zerstreuen, als sei der Tod des Vaters im Drama an sich bedeutungsvoll. Was damals Programm war, ist heute Rechtfertigung. Ich schrieb, weil ich besser Bescheid weiß als meine Leser, im September 1916:

„Dieses Stück wurde im Herbst 1913 geschrieben und hat den Zweck, die Welt zu ändern. Es ist die Darstellung des Kampfes durch die Geburt des Lebens, der Aufruhr des Geistes gegen die Wirklichkeit. Der erste Akt der menschlichen Geschichte ist Besitzergreifung; noch bedeutet Freiheit frei sein und nicht frei werden, das Wunder der Unbewußtheit zur Bewußtheit des Unendlichen. Aus diesem Wunder entspringt die Tat. Als Forderung des Willens, der durch sie von neuem die Welt erschuf, biegt sie das Willkürliche ab in die Folge eines notwendigen, von Gesetzen regierten Seins. In ihr offenbart sich die Erkenntnis der ewigen Gegensätze, um deren Mitte in gleichen Abständen der Kreis des Lebendigen rollt. Diese Mitte, begriffen als eine Kraft, liegt der Idee des Dramas zu Grunde. Von hier bewegt, löst die Einheit sich auf in eine Mehrheit des Kosmos, um, auf der Spur des Menschlichen sich ergänzend, wieder in höherem Sinne sie selber zu werden. Deshalb ist der Sinn des Lebens nicht die Tat, sondern die Frage des Sittengesetzes, und das höchste Ziel ein Zustand, wo beide, Gesetz und Tun, zusammenfallen in dem Reiche Gottes. Deshalb wächst die Handlung aus dem Zufälligen in die Gewißheit, der eine späte Erfüllung nicht mehr Schlag, sondern Opfer bedeutet.

Dieses Drama ist die Menschwerdung. Der Umweg des Geschöpfes, sein Urbild zu erreichen; das Spiel des Sohnes zum Vater, das Vorspiel des Bürgers zum Staat. Nicht die Wahrscheinlichkeit besonderer Charaktere mit der allgemeinen Rechnung ihres Typs: es ist die Welt des Zwanzigjährigen, aus der Seele des Einzigen gesehen. Der Versuch, das Gegenspiel der Figuren in demselben Darsteller zu verkörpern, würde die Einheit des Ganzen erläutern; ein Zuschauer, der, dem Parkett und der Bühne entsagend, außerhalb stände, würde erkennen, daß alles, was hier geschieht, nur verschieden ist als Ausdruck des einen gleichen Gedankens.

Wichtiger als dies Bekenntnis eines, wenn man will, expressionistischen Dramas, ist das Manifest, um dessen Willen es auf die Bühne gelangt. Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben, wird es heute zum Alarm an die Menschheit. Der Verfasser weiß, daß wir alle Söhne, daß wir mehr als Söhne: daß wir Brüder sind. Er hat in diesen Akten die Geschichte des Jünglings geschrieben, der von der Freiheit der anderen zu seiner Freiheit gelangt. Vor ihm liegt der Weg des Mannes; der Aufbruch des Gewissens in die Zeit. So darf sich der Dichter erheben in die große, noch ferne, schon politische Tragödie...

Möge zu jenen, deren Herz dies Schauspiel ist, ein Ton in die Gräben dringen! Ein Glaube in die letzten Maße von Wahrheit, Lüge, Schicksal und Schmerz. Möge mancher, der an dieser Stelle nicht weilt, dennoch wissen: ihm wird geholfen."

Dies Vorwort war an den Regisseur gerichtet. Inzwischen mußte ich erkennen – mit einer einzigen Ausnahme: Richard Weichert am Hoftheater in Mannheim – daß die Dummheit der Regisseure größer war als meine Frechheit. Es ist Zeit, einen Schwindel aufzuklären, auf den die Geister hereingefallen sind. Expressionismus gibt es nicht!

Dichten heißt: eine Absicht haben. Wer sie zustande bringt, hat die Richtung. Wer sie nicht hat, drückt aus, was dem andern eingefallen ist. Dieser Zustand ist expressionistisch. Es gibt wenige, denen etwas einfällt und viele Expressionisten! Der Expressionist hat den Standpunkt. Er wechselt die Farbe; es kommt auf den Druck an.

Das Drama erfindet Gesetze. Gesetz ist die Ordnung der Welt durch den Geist. „Alle Menschen müssen sterben. Cajus ist ein Mensch. Also Cajus muß sterben." Der Fundamentalsatz der Logik ist der Anfang des Dramas. Aber Cajus ist nicht das Drama!

KUNSTDEBATTE

Von H. Z.

Wenn in Parlamenten Kunstdebatte Tagesordnung, vollzieht sich ein Schauspiel, vielmals erlebt und immer wieder mit gleicher Befriedigung genossen. Nachtwandlerisch-sicher begibt sich eine Schar Ahnungsloser auf Spitzen und Höhen, versammeltem Volke die Freude öffentlicher Unfälle zu bereiten. Keine feige Verlegenheit vor Hindernissen, deren Bedenklichkeit selbst bei ständigem Training einleuchtet; – nein, phantastische Begabung, das Groteske des Unternommenen nicht, dagegen die eigene Grenzenlosigkeit voll und ganz zu empfinden, befähigt die wackeren Redetouristen, am Kletterseil eines bald hierher, bald dahin pendelnden Pathos den unvermeidlichen Absturz ins bodenlos Flache zu wagen. Einer landet beseligt im „Dreimäderlhaus", bei Hannerl, Hederl und – „wie heißt die dritte noch gerade?" Und läd das ganze Volk dahin ein. Kann er das bezahlen? Besinnt sich, mitteilsam, wahrend seines Sturzes nach oben dem fahlen Geiste Wedekinds in der Erscheinung von Hasenclevers Sohn begegnet zu sein, was vielleicht der einzige unangenehme Augenblick für die spiegelnde Innenfläche seiner zarten Seele gewesen sein mag. Dieses Erlebnis und nachfolgende Inbrunst von achthundertfünfzig schattigen Abenden im Dreimäderlhaus haben genügt, den Ort zu entdecken, wo der gesunde Kern unseres Volkes gehütet wird. Im Friedrich Wilhelmstädtischen zu Berlin. Den Türschließer, besonders gegen Westen, soll der Theaterkulturverband machen. Der aber, in Katakomben bald verstaubten Idolen Glocken gießend, hatte doch Absichten, gerade der Mehrheit im Dreimäderlhaus den Lichtstrahl zu entlocken, der wahre Blüte bewußtem Kern entkitzelt. Und so wird gelegentlich schmerzliche Reise und Rasseln in alle Höhen und Tiefen der Kunst nochmals unternommen werden müssen. Also die Schaubühne eine moralische Anstalt mit Absichten auf Verbilligung der gefährdenden, weil verpflichtenden Gesetzmäßigkeit aller Kunst. Schon Goethe, bitte, Goethe!! orakelt beiläufig über die Weisheit jener, deren Eifer mit seltener Zähigkeit das Selbstverständliche zur brennenden Doktorfrage der Nation machte. Er verlautbart: „Dieser Streit nötigte leider die Freunde der Bühne, diese der höheren Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nützen. Die Schriftsteller selbst ließen sichs gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäsigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuierten." Nun: Ein Kunstwerk darf Tendenz haben, ganz gleich welche, wenn bekehrende Dialektik sich in seinem Kreise vollendet! – Weiter erfreute noch der Cancan eines konservativen Dampfhammers, wütend gegen den „Sturm" antanzend und das gelegentliche Genrestück ratloser Kopfstürze ins Gebiet der bildenden Kunst, aus liberaler Richtungslosigkeit, in passender Art die hübsche *Veranstaltung des 8. Juni im preußischen Landtage* abschließend.

Ludwig Meidner: „Im Nacken das Sternemeer". (Mit 12 Zeichnungen.) ***Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.***

Wirrwarr des Fleisches übertost singende Inbrunst der Seele. Hingegebensein an Tier, lüsternes Gespenst der Straße, lockende Fratze aus dunkler Kaschemme, Wirbel des Blutes unter den Stichen glutenden Sonnenstrahles, tiefes Versinken in die Betörung mondweißer Nächte, in brünstige Räusche farbensatter Visionen. Aber immer wieder flehender Aufstieg, die kleine Hand emporgereckt zu Ihm, der Gewißheit ward durch einsame Begegnung. Nicht zufällig ist sie: Mündung, Zwang, einzige Gewißheit! Wohl jubeln die Sinne bis zur Tollheit, der Schrei des Schmerzes ist erlesene Musik den überwachen Ohren, Zerknirschung wird süßester Genuß; doch nur, um Schlaffheit zu fliehen, Dumpfheit zu bannen, in der Ekstase letztes Sicherleben auszukosten, ganz nahe dem Ort zu kommen, wo des Gottes Warnerstimme gewitterhaft grollt. Beweise des Daseins des Gütigen und Geheimnisvollen und am weiten Ende alles Erschließenden sind dem schreibenden Maler die Pein der Lusträusche, Zuckungen des Fleisches, Sehnsucht im Flammenbade schöpferischen Aufschwunges in einsamen Nächten, eingemauert zwischen den Wänden des Ateliers. Sie, seine Mondsichelnacht, die Feindin des Lichtriesen, des Tages! Der Geist dieser ekstasischen Konfessionen ist der barocker Büßer – fast ein Exerzietienbüchlein. Pathetisches Barock zeigen die neuen graphischen Blätter Ludwig Meidners an. Gewellt und geballt, großartig und geladen mit dem Explosivstoff geistig-sinnlichen Erlebens türmen sich Sätze, entfalten sich Bilder der Betörung des Geistes durch den Leib. Der Welt Süße und Verlockung wird in überströmender Dankbarkeit als labende Peitsche, kostbare Prüfung, das zu bestehende Abenteuer hingenommen. Die früher gezeichneten „Köpfe" Meidners und andere gleichzeitige Graphik zeigen heimliche Liebe zu einem, den er sonst nie nennt: Daumier. Wenn man dann später die sich auf weiter Fläche ergehenden Teufeleien Breughels, Hogarths jäh aufzuckende Späße neu erlebt und nun der barocken Kurven rythmisches Furioso, mit den Mitteln der strengen, graphischen Gesinnung des Urs Graf etwa vorgetragen: ein Wirbel von Begeisterungen! der auch in den Sätzen tobt und in schönen Kapiteln von den Nächten des Malers, vom Zeichnen, des Künstlers Art und seines Werkes Wesen deutlicher enthüllt, als viel Geschreibe „über". –

H. Z.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

Theodor Däubler: Wir wollen nicht verweilen – Hellerauer Verlag

Walter Hasenclever: Der Sohn, Drama – Kurt Wolff Verlag

Walter Hasenclever: Antigone, Tragödie – Verlag Paul Cassierer

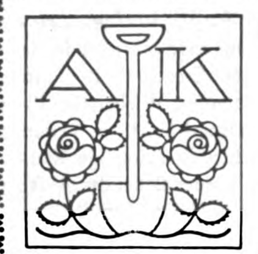
Paul Adler: Elohim – Hellerauer Verlag

Ludwig Meidner: Im Nacken das Sternemeer – Kurt Wolff Verlag

Albert Ehrenstein: Die rote Zeit – S. Fischer Verlag

Hedwig Dohme: Mißbrauch des Todes – Verlag der Aktion

Gottfried Benn: Diesterweg – Verlag der Aktion



Herz und Haus der Kunst erschließen..

eine wichtige Aufgabe in ernster Zeit!

Unsere Helden im Felde finden gerade an Werken der Kunst Erholung und seelische Aufrichtung! Sollte da nicht jeder Deutsche aus jenen Quellen schöner Geistigkeit neues reiches Leben schöpfen?

Hofrat Alexander Kochs
»DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION«

pflegt seit ihrem Bestehen die Gebiete deutscher Kunst und deutschen Kunstgewerbes. Sie fördert die Künstler, sie sammelt und veröffentlicht in meisterhaften Wiedergaben die Hauptwerke deutscher Maler, Bildhauer, Architekten und Kunstgewerbler. Sie spricht durch die Feder maßgebender Schriftsteller über die Ereignisse der Kunst, führt *in Bild und Wort* eine Auslese des kraftvoll Schönen vor unser Auge und begeistert *zum Kunststudium durch unmittelbaren Kunstgenuß,* den sie in ihren vielen ein- und mehrfarbigen Bildern bietet.
Preis des Heftes M. 2.30 im Jahresbezug · Einzelhefte für M. 3.– und Porto
Abgeschlossene Jahrgänge in 2 Bänden gebunden M. 44.–

Innen-Dekoration

Die gesamte Wohnungskunst in Bild und Wort. Monatshefte für die künstlerische Ausgestaltung unserer Häuser und Wohnungen. Probe-Doppelheft mit gegen 100 Bildern (dabei viele kostbare Kunstbeilagen) M. 5.– und Porto · *Jahresbände* in prächtiger Geschenk-Ausstattung, weiß gebunden M. 33.–

Stickerei- und Spitzen-Rundschau

Monatshefte zur Förderung künstlerischer Handarbeiten aller Techniken. Probe-Doppelheft mit 100 Bildern und naturgroßen Pausen M. 2.50 und Porto
Jahresbände in prächtiger Geschenk-Ausstattung, in grau Leinen gebunden M. 22.–

Wie man über unsere Zeitschriften urteilt:

Augsburger Postzeitung: Diese auf allen Kunstgebieten führende Zeitschrift .. die am unmittelbarsten den lebendigen Pulsschlag des heutigen Kunstwillens verrät. Das Abbildungsmaterial ist von einem selten erreichten Glanz und Reichtum. Die Texte kurz, richtunggebend, von dem Lebensatem einer vorwärts, in die Höhe und Weite drängenden Bewegung durchpulst. ... Sie leistet solid begründete Kulturarbeit in großem Stil. • Der Konservator einer kunstgeschichtlichen Sammlung: ... es ist ein glänzendes und in Inhalt und Ausstattung ein bewundernswertes Dokument der hohen Leistungsfähigkeit Ihres Verlages. Es bringt dem kunstsinnigen Herausgeber neue Ehre und Anerkennung. • Ein Amerikaner: Die Tatsache, daß die „Deutsche Kunst und Dekoration ununterbrochen erscheint, ist nur ein weiterer Beweis deutscher Kraft, die so nach und nach auch der Voreingenommene anerkennen muß.

Kochs Handbücher neuzeitlicher Wohnungskultur:

In sich abgeschl. Bände mit je gegen 300 meisterhaften Abbild. *künstlerisch* vorbildlicher Wohnräume aller Art.
BAND: *Empfangs- und Wohnräume,* Wohndiele, Musikzimmer, Damenzimmer, Fenstersitze und Einzelmöbel.
NEUESTER BAND: *Das vornehm-bürgerliche Heim.*
Einfach gebd. je M. 26.40, in weiß Japan M. 33.– · Sonderprospekte gern zu Diensten

---

Nur in 300 Exemplaren wurde hergestellt:

»Deutsche Werkkunst«

Arbeiten deutscher und österreichischer Künstler auf der „Werkbund-Ausstellung" in Köln a. Rh. Mit einem Anhang: *Bucheinbände* des Jakob-Krauße-Bundes auf der Bugra-Ausstellung in Leipzig 1914. Quartband mit mehr als 340 Abbildungen, dabei 13 Sepiatondrucke und 3 farbige Beilagen.
Preis in weiß Japan mit Goldprägung gebunden, in eleganter Kassette M. 33.–

Gute Buchhandlungen haben meist Lager unserer Werke, wo solche fehlen liefert der Verlag auch direkt
Sonderprospekte erhält jeder Bücherfreund auf Wunsch unberechnet

Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt N. 37

JULI HEFT JAHRG. 1



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Juliheft **INHALTSVERZEICHNIS** 1. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die ***Schriftleitung 1918, Neue Blätter für Kunst und Dichtung,*** Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Aus dem Inhalt des Maiheftes (1. Heft)

Aus dem Inhalt des Juniheftes (2. Heft)



LUDWIG VON HOFMANN: Lithographie

1918

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DIE GÄNSEMAGD *Von Hermann Essig* †

Marie lebte bei Leuten in Pflege. Denen gab man aus einer kleinen Hinterlassenschaft der Eltern jährlich 100 Mark. Dafür durfte das Mädchen in der fremden Familie mit leben und mit essen. Sie war ein richtiges weiteres Kind der neuen Eltern, indem man gar keine Zeit hatte, sie besonders aufs Korn zu nehmen. Ein richtiger Mitläufer wurde sie. Das war schön von den Pflegeeltern, daß sie die Aufgenommene nicht haßten. Allerdings Liebe, genoß sie die? Darüber besann sich niemand. Manchmal saß Marie mitten drinn beim Essen stille, hielt den Löffel gedankenlos in der Suppe, aß erst hastig weiter, wenn sie zur Wirklichkeit zurückgerufen wurde. Erinnerte sie sich? Einmal traf man sie auch weinend auf dem Heuboden versteckt, aber man fragte nicht nach dem Grund. Man hatte keine Zeit, keine Zeit. Erinnerte sie sich? Die Pflegeeltern waren gut, indem sie der Marie nicht verübelten, wenn sie hie und da dumste. Sie dachten, eine gewisse Pietät kann man ihr nicht verargen. 'S ist ja sonst ein braves Kind und ist ganz in die Unsern eingewachsen. Marie war anders aussehend. Die Eigenen waren ziemliche Knirpse. Aber gerade darum konnte man die Pflegeeltern gut nennen, sie nahmen es Marie nicht übel, daß sie so schönen Wuchs hatte. Im Gegenteil, sie verdienten vor den Leuten Lob damit, daß sie das Pflegekind gut hielten.

Verdienten sie das Lob oder nicht? Jedenfalls, Gott liebte Marie, denn sie war ein schönes Mädchen.

Es war in der Familie so festgesetzt, daß jedes Kind, sobald es aus der Schule kam und vierzehn Jahre alt wurde, hinaus mußte und die Gänse hüten. Zuerst war Paula daran gekommen. Dann kam Minna aus der Schule, und *sie* mußte die Gänse hüten. Nach der Minna kam Gottlieb. Weil er aber männlichen Geschlechts war, so mußte er ein Handwerk lernen und infolgedessen Minna die Gänse so viel Jahre weiterhüten, bis Katharinchen aus der Schule kam. Nach Katharinchen war Marie an der Reihe. Und weil nach Marie im Alter wieder ein Jakob kam, so hatte auch sie die Pflicht, länger als Katharinchen und Paula, gerade so lange wie die Minna, die Gänse zu hüten, bis es wieder das nächste Mädchen traf.

Freilich, als Minna von ihrem Beruf mit $16^1/_2$ Jahren freikam, war sie 1,40 Meter groß und fast noch gerade so unansehnlich, wie sie aus der Schule kam. Dagegen war Marie mit 14 Jahren, als man sie das erstemal mit der Gänseherde entließ, bereits 1,70 Meter groß, ein Wesen von Kraft und Saft. Und jetzt, am 3. Juli 19 . ., war sie $16^1/_2$ Jahre, hütete immer noch Gänse, obgleich sie gerüstet gewesen wäre, es dem stolzesten Grenadier gleichzutun. Doch die Verhältnisse, wer wollte sich in fremde Angelegenheiten einmischen? Niemand fiel es ein, den guten Leuten den Rat zu geben, lieber die Minna ihr Lebtag Gänse hüten zu lassen, als die Marie, diesen blendenden Schatz, nur einen einzigen Tag in die Einsamkeit hinauszusetzen. Der Gänswasen lag in einer Einbuchtung des eine gute Wegweile entfernt aufgehenden Waldes.

Schon als Marie das erstemal mit der Herde geschritten kam, folgten unwillkürlich alle Augen der neuen Erscheinung. Bisher waren es richtige Gänsemädels gewesen. Jetzt aber schritt da ein Goliath.

Und wo auf der Erde lebt ein schönes Mädchen, bei dessen Schritten und Bewegungen kein Mann sündige Wünsche hegt? Marie, als sie sich jetzt aus dem Gansvieh so herrlich heraushob, war angesehen, gleich von Jörg und Michel. Jedem stand der Sinn still, jeder paßte auf und erschrak. Erschrak, doch hoffentlich nicht zu spät zu kommen. Auf den Gänswasen hinauszufolgen, fiel keinem ein. Da ahnte jeder, daß man dorthin seinen Schlichen schnell auf die Spur käme. Aber wenn sie vorbeikam, allmählich konnte sich etwas anknüpfen?

Somit war Marie trotz Schönheit in ihrer Einsamkeit draußen gut aufgehoben. Die jungen Männer fühlten eine Art Scheu, sich ihr gegenüber zu erfrechen. Als Gänsemagd hätte sie alte Jungfer werden können.

Aber! Am 3. Juli – – war sie auch draußen. Die Gänse hatten sich im Bache schneeweiß gebadet und putzten sich nun auf dem grünen Rasen in der hellen Sonne, die hier zwischen dem aufgebauten Walde noch greller schien. Marie saß am höchstgelegenen Punkte der Weide unter einem weitästigen Baume.

Plötzlich schrieen die Gänse und trompeteten die Nähe eines Feindes. Sie liefen in rascher Gangart auf die Hirtin zu. Marie sah ringsum, da bemerkte sie fern am Bache sitzend einen schwarzborstigen Mann, der seine Strümpfe auszog. Zuerst schien der Mann erschrocken wie sie selbst.

Durch das Geschrei der Gänse wurde die Aufmerksamkeit beider erst geweckt. Der Mann am Bache folgte mit den Blicken der Richtung, in welcher die Gänse liefen und saß in dieser Stellung lange regungslos, die halbausgezogenen Strümpfe in der Hand haltend.

Marie kriegte Angst vor dem schwarzen, bärtigen Kerl, der unverwandt nach ihr herübersah. Je länger es dauerte, desto fürchterlichere Vorstellungen tauchten in ihr auf. Der Mann glotzte sie an wie ein großer, unzurechnungsfähiger Affe.

Die Gänse waren jetzt ganz eng um sie geschart und umschnatterten sie. Sie fühlte einen Zwang, aufzustehen. Jetzt regte sich der Mann auch und zog seine Stiefel wieder an.

Marie atmete tief auf. Sie hoffte, der Mann würde jetzt weggehen, da man ihn offenbar gestört hatte. Er stand auf und gleich entschied sich's. Weh nein! der Mann ging nicht davon, er kam raschen Schrittes auf sie zu, er torkelte ein bißchen. Marie sank fast in den Boden, sollte sie Hilfe schreien? Aber wie konnte sie so feig sein und gleich mit Furcht kommen vor einem Menschen, dessen Absichten sie gar nicht kannte! Aber der Mensch sah so schwarz und finster, war so arg zerlumpt und auch noch betrunken. Sie trieb mit der Gerte mechanisch die Herde an, heimwärts. Doch entkam sie nicht mehr. Noch ehe sich die Herde gesammelt hatte, stand der Mann hart neben ihr. Er fletschte sie an wie ein Bär, grinste, unverständliches Zeug schwatzend, schrie sie dann zuletzt an und, da sie ihm keine Antwort geben konnte, packte er sie. Sie floß wie weicher Teig hin, und so geschah an ihr das Verbrechen, es stank nach Schnaps und sah aus wie ein Hundekopf.

Als der Mann schon lange wieder davon war, unbekannt woher, unbekannt wohin, raffte sich Marie zusammen zwischen den Gänsen, die ihre weißen Flügel der Unschuld um sie zur Deckung hielten.

Sie wurde und blieb ganz gedankenlos. Bloß, daß es kein Mensch wissen durfte, das dachte sie. Sie schämte sich, als sie im Dorfe eintrieb, mehr vor ihren Gänsen, als vor den Menschen.

Sie bat ihre Pflegeeltern, man möchte sie nicht mehr hinausschicken. Da verwunderte man sich und fragte nach dem Grunde. Sie gab an, es komme ihr so vor, als spukte es seit einiger Zeit da draußen. Da sie nicht Bestimmtes als Spuk angeben konnte, dachte man sich eben, sie wird sich halt fürchten, wie so manches dumme Ding, und man sandte sie wieder hinaus, redete ihr ein, daß es Spukereien auf der Erde gar nicht gäbe.

Etwas weit Schlimmeres gab's. Marie wußte es. Sie biß die Zähne zusammen, wenn sie hinausging. Sie nahm die Peitsche mit, statt einer Gerte. Jetzt war sie gefaßt. – Doch nun kam kein schwarzer Mann mehr.

Das arme Mädchen war zu bedauern. Wie sorglos war sie bisher hier außen gewesen und nun drehte sie fast jede Sekunde den Kopf nach allen Seiten, nach oben, nach unten, ob niemand käme. Sie suchte nicht einmal mehr den Schatten des Baumes. Frei, mitten auf der Sonnewiese, stand sie in steter Furcht.

So dauerte es einige Monate, bis es endlich den Augen der zweiten Mutter einfiel, sich über das Aus-

sehen Mariens zu verwundern. Sie nahm sie nahe heran und fragte sie: „Wirst du nicht immer dicker?" Marie meinte, es komme ihr auch so vor, doch ahnte sie noch nichts von der Ursache. Erst als sie die Pflegemutter noch ein anderes fragte, erschrak sie jäh. Ohne etwas Näheres über die wirklichen Zusammenhänge und Umstände zu wissen, wurde sie bewußt, sie errötete wie feurige Glut. Die Pflegemutter fragte sie nach ihrem Liebhaber, noch ganz liebevoll, sie wollte Verständnis entgegenbringen. Da schlug es aus Marie heraus, wie eine Flamme aus dem Schutt, sie grillte es hinaus: „Ich weiß nicht!"

„Marie, du wirst's doch deiner Mutter sagen!"

„Ich kenne ihn nicht." Und wieder und wieder schwor sie und beteuerte sie, sie kenne ihn nicht. Man hielt sie für verstockt, und die Schande, die sie der Familie bereiten würde, trieb Marie aus dem Pflegehause.

Sie saß auf dem Steinhaufen der Landstraße, wenn sie ausruhte und heulte fassungslos: „Wenn ich nur noch meine Mutter hätte!"

Obgleich man sie nicht hinausgeworfen hatte – sie war aus Scham gegangen, weil sie das Angesehenwerden nicht mehr aushielt im fremden Neste, wo sie drinn saß wie ein hineingelegter Kuckuck – fühlte sie, daß sie heimatlos war.

Sie wollte gar keine Heimat mehr haben, ihre richtige hatte sie doch nicht. Sie irrte immer weiter und wurde immer dicker, dem konnte sie nicht entrinnen. Sie mußte sich einen Schutz suchen, aber wo? Namen und Herkunft verschwieg sie jedermann, sie behauptete, darüber nichts zu wissen.

Wenn sie noch beten konnte, so betete sie zu Gott, er möchte ihr ein totes Kind schenken, denn sie wisse ja nicht, was mit ihm anfangen. Aber in ihr war es so laut und wild, daß sie, verzweifelt endlich, dem Landjäger, der des Weges kam, ihre Lage gestand. Dieser nahm sie mit.

Am 10. April gebar sie einen Knaben im öffentlichen Krankenhause, aber Gott hatte ihr Gebet nicht nach ihrem Wunsche erhört.

Denn Gott liebte sie auch jetzt noch wie früher, da er sie wachsen ließ als junges Mädchen. Er sprach zu ihr: „Du bist jung und stark, dein Knabe soll nicht tot sein, er soll leben."

„Leben, so leben?" wimmerte sie erschüttert in die kurz gegönnten Kissen des Krankenhausbettes. Dann ging es wieder auf, mußte sie weiter, nicht mehr allein, zu zweien, sie und ihr Knabe.

* * *

Was war sie? Eine Bettlerin. Zu diesem Berufe hatte sie ihr gutes Recht.

Sie lachte den an, der ihr gab. Dann, wenn sie allein war mit ihrem Kinde, weinte sie Ströme von Tränen über es hinweg, bis es nach wenigen Monaten einmal unter ihren nassen Augen lag und sie anlachte. Da preßte sie den Knaben an sich und fragte ihn laut: „Du, wirst du denn nun auch einmal ein Lump werden wie dein Vater?"

„Nein, das darfst du nicht werden, wir müssen suchen, immer weiter suchen, bis wir einen Menschen finden, der uns in Obdach nimmt." Oft rannte sie mit dem Knaben, wo weit und breit kein Haus war. Man begegnete ihr, wie sie verzweifelt des Wegs schritt, und riet ihr, doch das Kind in Pflege zu geben, für sich allein könne sie schon etwas finden. „Das Kind weggeben?" wie machte man denn das? „Und in Pflege?"

Ihre Pflegeeltern waren immer gut zu ihr gewesen, und doch waren sie keine Eltern gewesen. Bei ihren richtigen Eltern hätte man sie nicht allein hinausgeschickt. Oder auch? Nein, richtige Eltern stehen immer wie bezaubert da, wenn das Kind in Not ist. Bei ihrem Knaben wollte sie immer, ganz gewiß immer, bleiben.

Hie und da gelang es ihr, auf Gutshöfen als Aushilfsarbeiterin anzukommen. Dauernd wollte sie niemand behalten. Wenn sie kein Kind gehabt hätte! Sie begriff nicht, worin das Kind hinderlich sein sollte. War es denn, daß man sich scheute, sich mit ihr einzulassen, weil sie so jung schon Mutter war?

Je größer der Knabe wurde, desto mehr wuchs ihre Sorge um eine dauernde Heimstatt. Ihr Lieber sollte doch in seinem Leben nie eine Erinnerung an ein Vagabundenleben haben. Und da sie es fort und fort gesagt kriegte: „Wenn Sie kein Kind hätten", so entschloß sie sich endlich, beim nächsten Gute für sich allein zu suchen. Der Sommer war so heiß und das Wandern auf der schattenlosen Landstraße erdrückend.

Ein großer schöner Hof kam immer näher. Ein schloßartiger Herrensitz mit einem ausgedehnten Parke. Eine hohe Mauer führte ringsum, das breite eiserne Hoftor stand offen. Wenn sie sich noch mehr näherten, mußte sie aufmerken, daß man sie nicht mit dem Kinde entdeckte. Darum ging sie in einem Umweg auf den Hof zu. Seitlich vom Tore an die Parkmauer setzte sie ihren Knaben hin, küßte ihn kurz zum Abschied und sagte ihm: „Bleibe still sitzen, in einem Weilchen komm ich wieder, und dann gehen wir miteinander zu Leuten, die dich in Pflege nehmen. – Ich komme bald wieder."

Der Knabe verstand von allem nur das, daß die Mutter von ihm wegging. Er machte ein Gesicht, wie wenn er weinen wollte. Aber es half alles nichts. Die Mutter mußte es wagen, ihr Kind zu verleugnen.

Schön war sie noch immer, und so schritt sie voll stolzer Hoffnung durch das Hoftor. Der große Hund bellte dumpf, aber sie schritt beherzt an ihm vorüber. Bald stand sie in der Gutsverwaltung.

Der Verwalter knurrte sie an und wies sie schroff hinaus.

Zufällig betrat der Herr selbst die Stube und hörte, wie sie abgewiesen werden sollte.

Den kurzen Augenblick, den sie zögerte, dem Verweis zu gehorchen, benutzte der Herr, seinen Verwalter dringend ins Jagen zu schicken.

Marie war es sofort selbstverständlich, daß es wegen ihr geschah. Warum? War sie denn eine auf Verwöhntheit dressierte Baronin?

Es gab einen kurzen Augenblick Stille im Raume, der Herr und die schöne Fremde sahen sich an.

Seltsam. Marie fühlte sich auf einmal standeserhöht. Sie vergaß, daß sie in schlechten Kleidern steckte. Warum? Drückte denn der Blick dieses Herrn, der sie noch nie bisher gesehen hatte, so bestimmt aus, wie sehr sie ihm gefiel?

Eigentlich hatte sie in den Tagen ihrer Not oft gehofft, der Zufall möchte sie einmal mit einem so besonderen Manne zusammenführen, den sie gleich beim ersten Blicke bezauberte. Aber dann, wenn sie so etwas gedacht hatte, war sie jedesmal zusammengeschaudert. Jener Kerl, den sie weder als Mann noch als Vater des Buben fühlte und der doch Vater war, hatte sie den auch bezaubert?? oder hatte er nur als Tier an ihr gehandelt? Da starrte sie so verzweifelt in eine rätselhafte Fügung, daß sie den Gedanken mit Entsetzen von sich schüttelte, doch einmal von einem Manne Erhöhung zu erhoffen.

Und nun, wirklich ein Mann stand vor ihr, der weder zu reden, noch zu winken brauchte, dem zu gehören sie für selbstverständlich hielt. – –

Während sie drinnen war im Schlosse, saß ihr Bube still wartend vor der Mauer, als ahnte er, welche Bedeutung das Ereignis hatte, daß er allein sitzen mußte.

Die Mutter wollte bald wiederkommen. Die Sonne war aber schon um gute Längen vorwärtsgeschritten und stach heftig auf den unbedeckten kleinen Kopf. Am ausgesucht heißesten Flecke saß der Knabe. Die Mauer warf die Hitze doppeltglühend zurück. – –

Die Mutter war innen, und was sie tat, konnte nur gut sein.

„Warum wollen Sie noch einmal vorher fort, ehe Sie hierbleiben?" fragte man sie mit einer Besorgnis, als fürchtete man, das zufällig hergelaufene Glück möchte wieder entrinnen.

Marie brannte aber, je länger man sie hinhielt, mit steigender Ungeduld, zu ihrem Büblein hinauszukommen. Wenn ihn jemand fortnehmen würde!?

„Aber es muß gewiß gelten, daß Sie morgen wieder hier sind!"

So hatte sich in ihrem ganzen Leben noch niemand von ihr getrennt. In Angst um *ihr* Wiederkommen, und unter Abnahme des Versprechens.

Mußte sie sich hier nicht sofort wie in einer neuen Heimat fühlen? Hier war ein Ort, wo man ihr Liebe entgegenbrachte. Liebe, wie sie sie ahnt, gehofft, aber für unmöglich gehalten hatte.

Und auch in ihr war Liebe. Wie leid war ihr der vornehme Herr, daß er eine Nacht Sorge haben sollte, ob sie wiederkam.

In welcher Veränderung schritt sie zum Hofe hinaus! Alles lachte und jubelte um sie herum. Sie sollte als Magd immer hier sein dürfen, aber sie wußte noch weiter, sie würde mehr werden. Das Erhobenwerden von der Magd zur Herrin, das gab es wirklich? Solches existierte nicht bloß in Märchen?

Unter der Hoftüre sah sie nur noch kurz scheu hinum, ob man ihr nachsah. Die Sorge, man ent-

decke sie mit dem Kinde, umdüsterte sie plötzlich. Und wenn sie jetzt an die Mauer gedrückt hinschlich! Wenn es nur dem gütigen Herrn nicht zu denken gab, daß sie so tückisch verschwand?

Fast wie gedankenlos nahm sie ihren Knaben vom Boden auf, sie rannte nur mit ihm fort, um jetzt noch das zweite zu finden, die Pflege. Das wollte sie schnell haben. Gegen Geld gab es immer Menschen, die Kinder annahmen und gar *ihren* Buben!

Als sie endlich das Gut außer Sicht hatte, küßte sie ihren Knaben. Warum war er denn so glühend? Sie besah sich ihn, er guckte sie ernst an. Warum lachte er nicht wie sonst? Was war denn mit ihm? Sie warf sich mit ihm an die Erde. „Kind, was hast du denn?“ Sein ganzer Kopf war tiefrot. Wie entsetzt erinnerte sie sich eines ähnlich roten Kopfes. War er denn sein Vater? Sie umschlang ihn. Warum wurde er denn gar nicht recht lebhaft? Ach nein, der Knabe war krank. Wie war er so schnell krank geworden? Sie eilte mit ihm an einen Bach, kühlte seinen heißen Kopf, da entfärbte er sich plötzlich, daß er ganz schneeweiß wurde. Was war nun das? Sie rieb ihn, daß er wieder rot werden sollte. „Kind, du wirst mich doch nicht so in Verzweiflung bringen? und sterben?“ Händeringend stand sie vor dem elenden Geschöpfchen, preßte die gefalteten Hände über ihren Brüsten und heulte herzzerreißend.

Endlich sprach er ein Wort: „Mama.“

„O Mama! Ja, deine Mama sollte man steinigen, daß sie von dir weglief! Hänslein, ich bitt dich bloß, bleibe vernünftig und stirb nicht! Ich werde ganz gewiß nie wieder von dir fortlaufen! Was bin ich für eine Rabenmutter, daß ich dich so vergessen konnte!“

Der Knabe streichelte ihre Wange.

Marie fühlte das erstemal, daß es für sie nichts geben durfte auf der Erde als den Knaben. Ob Not und Sorge, Jammer und Elend. Sie flehte zu Gott im Himmel mit lauter Stimme: „Laß mir mein Büblein nicht sterben!“

Und Gott erhörte diese Bitte. Er liebte sie, denn sie war stark und stark auch die Frucht ihres Leibes.

War es ein Sonnenstich gewesen?

Sie wanderte mit dem Knaben auf den Armen weiter. Da fiel ihr ein, daß sie ja dem gütigen Herrn versprochen hatte, gewiß wiederzukommen. Vielleicht war er wirklich so gütig und ertrug es auch, daß sie mit einem Knaben auf dem Arm kam?

Nein. Mit dem Kinde durfte sie nicht umkehren, sonst verschloß man ihr die Hoftüre.

Wie kam es denn, daß sie der Knabe heute das erstemal in den Gesichtszügen an seinen verkommenen Vater erinnert hatte? Gemahnte sie nicht diese häßliche Fratze, daß sie das Glück, welches ihr der hohe Herr geboten hatte, nicht verscherzen durfte?

Welches war die Versuchung? Sie sah in die Augen ihres Knaben. Die Erinnerung an das häßliche Gesicht seines Vaters blickte nicht mehr aus ihnen. Er lachte sie selig an.

Aber was half ihm sein Lachen? Er bezwang seine Mutter nicht mehr damit. Der kranke Zustand, in den ihr Kind so plötzlich verfallen war, zeigte ihr, daß auf das Mutterglück nicht voller Verlaß war.

Sie gab ihn weg.

Dann eilte sie zurück. Sie entriß sich der Klammer des Vagabunden.

AUF DEM TROCKENPLATZ

Von Hermann Essig †

Eine Damasthose und eine Flanellhose hängen eng nebeneinander, mit Wäscheklammern befestigt, an der Leine. Die Sonne wirft helle Strahlen auf den Trockenplatz. Die Wäsche flattert im Winde. Während die glänzend weiße Damasthose vom Winde hochgetrieben wird, bewegt sich die dunkle, schwere Flanellhose langsam und träge.

Damasthose: Um Gottes willen, wer hat mich hiergehängt! Ich halte es nicht aus neben Ihnen.

Flanellhose: Lassen Sie mich doch zufrieden. Hier hänge ich zum Trocknen. Das kann Sie wenig genieren.

Damasthose: Sie haben solch grobes Gesicht! Und ich meine auch, Sie riechen – (sie hält sich die Nase zu).

Flanellhose: Was Riechen anbelangt, so könnte ich mir auch die Nase zuhalten!

Damasthose: Warum tun Sie 's dann nicht! Ich fühle mich belästigt durch Sie, nicht Sie durch mich.

Flanellhose: Wie können Sie das wissen, ob ich mich durch Sie belästigt fühle oder nicht! Unsereins ist eben duldsamer und schweigt über seine Gefühle.

Damasthose: Das sagen Sie jetzt. Wenn Sie Gefühle hätten, so hätten Sie nicht geschwiegen. Ich fühle mich geplagt in Ihrer Nähe. Können Sie denn nicht ein wenig von mir abrücken?

Flanellhose: Wenn ich schon möchte. Ich kann nicht! Die Klammern halten mich fest.

Damasthose: Welche Klammern?

Flanellhose: Dieselben Klammern, die auch Sie festhalten, mein verehrtes Frauenzimmer.

Damasthose: Frauenzimmer! Ich werde rasend! (der Wind reißt sie heftig hin und her; eine Klammer lockert sich und fällt ab)

Flanellhose: (lacht) Da haben Sie ja Ihren Wunsch. Nun sehen Sie sich einmal an, wie Sie jetzt dahängen. Wären Sie lieber nahe bei mir geblieben.

Damasthose: Wenn ich auch etwas schlechter hänge, so ist es mir doch wohler, daß ich nicht mehr so nahe bei Ihnen bin. Der Geruch hat nachgelassen (sie läßt ihre Nase los).

Flanellhose: Das freut mich. Ich mache genau dieselbe Entdeckung.

Damasthose: Sie wollten also wirklich behaupten, daß ich genau so übel rieche wie Sie?

Flanellhose: Jawohl, das behaupte ich. Wir sind in einem Wäschefaß gewaschen worden. Und mit einer und derselben Seife. Das ist die Seife, nach der man jetzt riecht. Deswegen hängen wir ja da, daß wir uns auslüften und nachher nach der warmen Sonne duften.

Damasthose: Woher beziehen Sie Ihre Weisheit? Es ist traurig genug, daß ich mit Ihnen in einem Fasse lag. Wenn ich von Riechen redete, so meinte ich übrigens einen ganz anderen Geruch als die Seife, diese rieche ich wohl auch nebenbei. Ich meinte aber, Sie riechen nach einer gewissen Vergangenheit.

Flanellhose: So eine unanständige Person wie Sie! Wie können Sie mir eine schlechte Vergangenheit nachsagen, ohne mich zu kennen!

Damasthose: (lacht auf) Haha. Das ist es eben. Man erkennt seinen Nachbarn, von einem gewissen Ozon ganz zu schweigen, schon am bloßen Äußern. Wie grob ist Ihr Tuch! wie weit sind Ihre Beine! welch häßliche lila Farbe! und diese unordentlichen Bändel! Keine Spitze, kein Besatz! Nichts! Wenn ich Sie jetzt von etwas größerer Ferne betrachte, so haben Sie höchstens Blumenkohl und Knoblauch verkauft.

Flanellhose: Unverschämtes Mensch! Ich bin Rat 1. Klasse.

Damasthose: (fällt vor Schreck fast von der Leine) Das können Sie mir nicht vorlügen! Das ist unmöglich. Ich bin aber eine Baroneß (sie faßt sich). Allerdings, man kann ja nicht wissen, wie ordinär andere Stände sind.

Flanellhose: Das verbitt ich mir, daß Sie junges, unerfahrenes Ding mich ordinär nennen. Es sind rein praktische Erwägungen, die mich so gestaltet haben. Flanell ist schön warm.

Damasthose: (zieht die Nasenflügel arrogant hoch) Das ist es eben. Ich bin lieber kalt, reizend und geschmackvoll.

Flanellhose: Mit wem Sie aber verkehren, darf man wohl nicht nachfragen!

Damasthose: Jedenfalls mit einem feineren Herrn als Sie. Sie können sich doch denken, eine Baroneß und eine solche Rat 1. Klasse.

Flanellhose: Eine solche? Eine solche? Wollen Sie mich etwa beleidigen! (wird wütend) Wenn ich nur näher an Sie hingelangen könnte! Diese verfluchten Klammern, die mich festhalten! Wenn Sie noch neben mir hingen, jetzt würde ich Sie herunterreißen und in den Schmutz hinabwerfen.

Damasthose: Das ist recht gut gegangen, daß sich meine Klammer gelockert hat und mich wenigstens auf einer Seite losließ.

Flanellhose: In Ihrem Hochmut mögen Sie Ihre schiefe Lage glücklich preisen, aber sehen Sie sich nur vor, daß Sie nicht vollends die zweite Klammer verlieren. Hochmut kommt vor dem Fall.

Damasthose: Das wird nicht passieren. Das könnte nur Ihr Neid wünschen.

Flanellhose: Wenn Sie natürlich alles umdrehen. Neid können Sie mir keineswegs vorwerfen. Ich hing in aller Ruhe neben Ihnen, Sie haben die Händel angefangen. Weil ich rieche, wie Sie sagten.

Damasthose: Das tun Sie auch. Lassen Sie mich aber nun in Ruhe, damit ich mich nicht weiter aufrege. Ich sehe es ein, die Aufregung könnte mir schaden und mich von der Leine werfen.

Flanellhose: (zuerst schweigend, dann knurrt sie vor sich hin) . . . Ich soll nach meiner Vergangenheit riechen. Mein Mann hat hohe Auszeichnungen.

Damasthose: Sie können laut reden.

Flanellhose: Ich habe über Sie nichts gesagt.

Damasthose: Ich dachte.

Flanellhose: Das ist höchstens wegen Ihres schlechten Gewissens. Sie wissen wohl, was Sie auf dem Kerbholz haben.

Damasthose: (wird vom Wind hochgebläht) Kerbholz? Reden Sie deutlicher.

Flanellhose: Wenn Sie mir von Ihrer Vergangenheit erzählen wollten?

Damasthose: (hüpft erregt) Meine Vergangenheit. O, diese ist sehr schön! Ach, damals auf dem Ballfest!

Flanellhose: Erzählen Sie mir. Ich bin sehr neugierig.

Damasthose: Um Ihnen das sagen zu können, müßte ich wieder näherkommen.

Flanellhose: Wie schade, daß Sie halb gefallen sind. Vielleicht kommt die Wäscherin, dann will ich ihr rufen, sie soll Sie wieder mit der Klammer feststecken.

Damasthose: Ach ja.

Flanellhose: Wie war es auf dem Balle?

Damasthose: Ach! Wir liebten uns.

Flanellhose: Sie liebten?

Damasthose: Ja.

Flanellhose: Wann war es denn?

Damasthose: Ehe ich in die Wäsche kam.

Flanellhose: In diese Wäsche?

Damasthose: Ja, in diese.

Flanellhose: Das dacht ich mir doch, man riecht es.

Damasthose: (wird ohnmächtig, verliert die zweite Klammer und fällt auf die schmutzige Erde).

Flanellhose: Da hat sie's.

PSALM

Alfred Günther

Über taubem Herzen der Stadt verdorrt der Dom.
Das Kreuz verfault. Welk sind die steinernen Blumen.
Dein Bildnis bleicht, zerbröckelt zu staubigen Krumen.
Kein Licht ist mehr in der Fenster leerem Chrom.

Wir legten unser kindliches Herz in Deinen Schrein.
Unschuldige Lippen lallten Deine Gesänge.
Wir fühlten, Du wolltest ein Vater sein.
Uns verwunderten nicht Deine Sonnen- und Mondaufgänge.

Die Orgel rast ihre wildanklagenden Fugen.
Keine Säule blüht mehr auf in die Rosenhimmel.
Die heiligen Fraun, die feurige Weltkugel trugen,
Sie wenden sich von dieser Geschlechter Gewimmel.

Du hörtest unsre Gebete und nahmst sie nicht an.
Verwirrtest uns und ließest Dich nicht schaun.
Geschah Dein Wille im Leib unsrer Fraun?
Neidest Du uns, was unsre Liebe gewann?

Keine Wege führen zu den Strahlenaltären.
Dumpfer Häuser grausige Prozession
Höhnt die kristallnen Stufen zu Deinem Thron.
Der Glocken Triumph kann die dröhnende Stadt nicht verklären.

Wir suchten Dich, da nahmst Du uns gefangen.
In welchen Kerker sind wir nun geschmiedet!
Wir wissen, daß das Sternmeer übersiedet,
Allein Dein Angesicht bleibt uns verhangen.

Dein Volk zerschlägt sich die Stirn an ewigen Steinen.
Manche stehn auf und weisen auf Dich mit Wundenhänden.
Erschrickst Du nicht vor der gemarterten Seelen Weinen?
Laß den heiligen Trug nun enden!

Wir wollen nicht länger in diesen Wänden kauern,
Die von den Wundern fast zerbersten, die wir locken.
Wir wollen nicht länger in diesen verfluchten Mauern,
Gefangene Deiner Gottesallmacht, hocken.

Zersprungen ist das heilige Gerät.
Auf Deinen Türmen stehen goldne Feuer.
Ein Engel schreit. Sein Schrei klagt ungeheuer.
Er naht sich. Ist es nicht zu spät?

Es hallt ein Schrei zurück aus Todesleere.
Wir graben singend unsre Herzen ein
In dieses Abgrunds Schattenwüstenein.
Um unsre Gruft erbrausen Gottes Meere.

MONDSTUNDE

Alfred Günther

Blutgefesselt an deine Magnete,
Zerrst mich im Kreise durch eisige Welt.
Welkende Blume auf himmlischem Beete,
Duft, von Giften der Erde erhellt.

Gespensterauge der starren Ferne,
Lockst alles Elend, das ich vergaß.
Klimpernde Glöckchen der kleinen Sterne
Im Schweigen Gottes, das mich zerfraß.

Meiner Einsamkeit nährende Wabe.
Aus meinem Kerker goldnes Tor.
Silbernes Fenster aus meinem Grabe.
Enthülle dich, Fremdling, und tritt hervor!

LUDWIG VON HOFMANN ALS GRAPHIKER

Von Alfred Günther

Farbe ist in seinen Bildern nur ein abhängiges, nachträgliches Element. Sein Wesentliches spricht der Maler aus in der rhythmisierenden Kurve, die nackte Menschen, Fels, Wolke zu arkadischer Lebenshymne steigert. Hofmanns Kohle- und Bleizeichnungen haben Farbenreichtum, den seine Palette nicht erreicht. In der Graphik zuckt Bewegung, schwingt Tanz, singt Musik. Die Gemälde haben die wohlgeebnete Oberfläche schöner Dekoration.

Impressionist war Hofmann nur als Schauender vor der Natur: in Aktzeichnungen, die gelegentlich verraten, wie gut er Manet, Renoir verstand, in Szenen am Meer, die Liebermann nahestehen. In Landschaften schon sieht er unter dem Schimmer von Luft und Blühendem Schichtung des Gesteins, Rippe des Berges. Von Anfang an hat er, in Puvis de Chavannes, Besnard, Marées Ahnen erkennend, die eine, geheimnisvoll starke Linie des Umrisses gefunden, die Macht der Wiederholung mit Parallelitäten, Kreuzungen entdeckt. Die magische Fläche erschließt ihr Leben. Hintergrund verschwindet. Raum, Mensch, Tier, Stein, Wolke, Welle wird von der gleichen Kurve umschrieben. Rhythmisierte Fläche wird Expression.

Kinder, Frauen, Jünglinge, Frühlingsland. Arkadisches Idyll von Mensch, Wasser, Tier und Wind. Keine Antike. Nahes, warmes, zutrauliches Leben. (Welche Erinnerungen werden wach an schönere Tage der Hellerauer Festspiele! Sommer mit goldnem Himmel, das festliche Haus umwogt von reifenden Feldern. Zwischen hellen Säulen Mädchen. Tanz und Musik! Verlorene Paradiese?) Jünglinghafte Schwärmerei wird zu männlich-ernster, feierlicher Huldigung. Befreites Daseinsglück im tanzenden Leib muß in ringenden Körpern brünstigen Kampf des Geschlechts zulassen. Leidenschaften schwellen. Tragik düstert. Doch schon wieder setzt Flöte und heitere Geige ein.

Dichter und Musiker ist dieser Maler. Aber es gibt Blätter, auf denen nur Kurven stehen. Keine Szenen. Gegenständliches schweigt. Figuren? Landschaft? Nur Linien des Kohlestifts. Dennoch bebend von innerem Gefühl. Hier steht Hofmann der neuen Kunst am nächsten. Ist er nicht hier am stärksten? Er macht sich aus Dekorativem los und vom Ornament, dem er bis zur Schablonierung in Friesen zu van de Veldes Werkbundtheater gefolgt war.



FELIX-MÜLLER: Bedrücktsein im Atelier, Holzschnitt



FELIX-MÜLLER: Meiner Mutter, Holzschnitt

FELIX-MÜLLER

Von H. Z.

Als der Zwanzigjährige durch sein Profil eine sich auch mit Kunst befassende Bürgerschaft erregte, wußte man genau, daß eine ungewöhnliche Begabung den Ahnungslosen das Leben sauer machen wollte. Dieser Sektierer hatte die stets Überzeugten gegen sich. Mit besonderer Wollust verschärfte er daher den Schnitt der Physiognomie, Fanatismus peinlich scheidend dem Feinde vorzuführen. Nachdem die Erbauer der „Brücke" es vorgezogen hatten, nicht auf Triebsand zu bauen und anderenorts bessere Grundlagen für kühnere Wölbung fanden, glaubte die gute Stadt, der Schlinge der Verführer entronnen zu sein. Da, mitten im Verdauungsschläfchen, drückte ein schwerer Traum: Felix-Müller, Sohn der Gemeinde. Seitdem ist man nie mehr ganz zur Ruhe gekommen. Eine gute Weile war der junge Künstler der einzige „Expressionist", mit Konsequenzen, neben sich nur wenige bewußt Sanfte nachziehend. Des Anboxens endlich müde, hat er vor ein paar Wochen Dresden verlassen, – kommt aber hoffentlich wieder! Er gehörte zu den Jungen, die dem formalen Erleben der neuen Kunst mit besonderer Sachlichkeit nachgehen, sich nicht mit gewonnenen Resultaten begnügend. Hastig, mit Eifer, durchquert er fast alle sich neu ausbreitenden Gestaltungsmöglichkeiten der Fläche. Landet im dogmatischen Kubismus. Es gibt Augenblicke, die ihn einem verpflichtenden Gesetz heimfallen sehen; er scheint von gewonnener Ordnung überzeugt. Schließt dann aber doch keinen Vertrag, bricht ab, erwartet nicht den Moment der Reife, denn schon betonen sich laut andere Entscheidungen. Heute steht er der Natur viel verbindlicher gegenüber. Keine haltlose Laune, der es lediglich auf Verändern der Teile ankommt, um im besseren Falle tiefgefühlter Langeweile zu entgehen, sondern aufflackernde Ekstasen zwingen zu Begeisterungen der Form. Immer wieder Frühlingswende im Blute, einem heißen Sommer der Erfüllung zugewandt. Liebe und Sexualität sind Entzünder der Phantasie und Thema. Die kommen nicht wie ein leichter Säuselwind, der geschickten Händen ein Segelchen bläht, den gewandten Hokuspokusmacher in den Hafen gefälliger Beruhigung und Erfolge schiffend. Heulen, schreien möchte man, wenn der Samum die heißen Quellen des Blutes aufspritzt und Eva nachher nur noch an den abgebrühten Knochen zu nagen braucht. Auf Basaltfelsen will der Geprüfte sich retten, mit Gebärden wie ein Zeichentelegraph dem Unfaßbaren Ausdruck geben. Ganz klare, nicht mißzuverstehende Zeichen müssen gefunden werden, sollen Stimme sein! Wirrnis der Empfindungen, durch verzwicktes Ineinander den Psychologen Anlaß zu ebenso unnützen, wie verführerischen Rätselspielen gebend, zu vermeiden, dazu ist der Kubismus da. Dem noch Dualisten gibt er Anlaß, Seele auszuschalten, alles „Psychologische", der Veränderung Unterworfene, aus dem Objekt der Qual zu entleeren: klare Formel des Geistes, reine Form! – Dieser Zeit der Gerechtigkeit der Lippen und aller Tapeziererkünste um restlos verdreckte Menschlichkeit will Felix-Müller eindeutige Gesichte entgegensetzen, die wenigstens das eine haben, daß sie in ihren Falten keine Heimlichkeiten verbergen. In der Form zeige sich das Gesetz, dem sie folgen müssen, ihr unterschiedliches Verhältnis zur Welt des Sichtbaren. Darum erscheint Bild und Graphik des Künstlers so laut, weil das, was ihn treibt, über Grenzen hinübertreibt, die einzuhalten zahmeren Temperamenten gelingt. Felix-Müller ist kein Gestenschwinger. Sein Krampf ist Kampf. Aus den geschliffenen Splittern wird er sich ein wunderschönes Glashaus errichten.

DAS ABENDLIED

Friedrich Sebrecht

Wie schwingt von Dir zu mir
Eine Stimme tief aus Tiefen!
Wie singt von mir zu Dir
Ein Lied aus dem Dunkel hingehauchter Worte.
Wir wachten und wir schliefen.
Und Deine Ampel quillt
Ein süßes Licht, das mild
In roter Dämmerung verschwebt,
Und von unserem Atem lebt
Die Stunde, die wir riefen.
Ich sah in Deinem Auge Grund
Und mochte Anker werfen.
Aber sieh, mich treibt der neue Tag
Und scheucht mich Hafenlosen weit.
Doch unsere Stunde wollen wir halten.
Wir wollen Deine und meine Hände falten
Über unserer Stunde Ewigkeit.

VISION

Friedrich Sebrecht

(An einen Toten)
Ist es ein Schein, der über Deinem Bilde schwebt?
Die rote Lampe singt.
Dein Mund erwacht, Dein Auge lebt.
Und toter Mond erklingt.
Ferne Nächte blühen aus Grab und Erde.
Du lachst Deinen hellsten Ruf.
Und Wälder atmen, daß Sommer werde:
Die Stunde weilt, die sich uns schuf.
Jetzt will ich halten Dich zur Ewigkeit.
Hörst Du nicht? Die Wälder atmen wieder.
Wie der Mond uns wie ein Felsen leuchtet.
Hörst Du? Der Mond lebt wie damals.
Und ich fühle das Blut wehen in Deiner Hand.
Sind wir nicht Erde? Und immer Erde!
Ja, wir hassen den Tod, wir hassen den Tod!
Der Schein der Lampe glüht rot.
Wo blieb ihr Gesang?
Daß doch der müde Schimmer endlich fiele,
Über Deinem Bilde . . .

WÜSTE

Herbert Kühn

Bang seine Glieder schmiegen sich an Dunkelheiten.
Der Traum zersprang. Jäh Öde gähnend weit.
Nackt ausgebreitet. Schreiend Weiten.
Leer eingewürzt in Unentrinnbarkeit.

Die Tage lasten. Welten bäumen.
Laut Nächte brüllen blutend auf. –
Zersargt. Ummauert steil von Räumen.
Er stürzt. Gell Horizont springt auf.

Die Weiten greifen, wühlen, stampfen.
Er trägt die Welt. Verwirbelnd Hirn.
Ich darf nicht niederbrechen. Hände krampfen.
Und hoch blüht Sonne auf aus weißer Stirn.

VERKLÄRUNG

Herbert Kühn

Musik aufglühend weites Land.
Hoch Töne Purpur Dom erschallen.
Rot Bäume ahnend. Steilend Hand.
Glüh Sonnen Blüten niederfallen.

Die Berge büßen ihm zu Füßen.
Die Wolken Carneole glühn.
Weiß Lilien. Drauf er silbern geht.
Die Kelche weihend Strahlen sprühn.
Die Erden weit ins Nichts sich weiten. –
Laut Leiden brechen stürzend ein.
Er hoch entschwebt. O weißes Gleiten.
Vergehn.
O selig glühend goldner Wein.

ABENDLIED

Anton Schnack

Rauch, von meiner Stirne ostwärts ziehend; und Geschwader der Sterne;
Und Schalmei, lockend den Mond. Verlassenheit hinter dem grotesken Giebel
Über dem Jugendherzen. Und trübes Kerzenlicht und Kindermund. Gebet aus naher Wand und Ferne.
Lachende Mäuse in alten Decken. Und Falterflug, vergrauter, um den Ruß der Lampenzwiebel . . .
Ich bin ein buntes Bild; singend sind alle Straßen; Winterwind, wann über dem Land
Braust seine große Einöde? o, noch sieht Sommernacht über die Kerze, und warm
Schweifen die Mädchen durch Grün und Weidenbüsche. Groß ist die Nacht hinausgespannt.
Rund wachen die Bäume, und die dunklen Wände der Häuser sind still und arm . . .
Weiß wachse ich ins Tuch des Bettes, schwärzer bluten meine Gebete über den Rand der Hände;
War ich nicht Lied noch eben am Gossenstein, zitternd in Traurigkeit und ganz dunkel
Vom Kuß der Geliebten? Großer Stern sprühte durch Nebel in die Nacht der Gelände . . .
Seltsam greifen mich Dinge an, singend im Geschlecht: Gewühl, Gewalt, Gefunkel. –
Wieder rauschend vor der Nacht die große Not, die dumpfe und zerstückelnde, wieder und wieder;
Kaum, daß ich rein saß, zart und verzagt, zählend die süßen Sterne, nun Stier, nun Tier.
O böse Grausamkeit, Sturm in den Adern, säend viel Fieber, blauverglasend alle Glieder,
Noch eben Kind und Aufblick, schmales Kerzenlicht, Scherz und Gebet: nun Krankheit, Brut und Gier . . .



HERMANN HUBER: Radierung



HERMANN HUBER: Radierung



HERMANN HUBER: Radierung



HERMANN HUBER: Radierung

HERMANN HUBER

Von H. Z.

Am eindringlichsten hat Paul Westheim im „Kunstblatt“ auf den jungen Maler Hermann Huber hingewiesen. Seine Bilder - Silber, schimmernd, glückliches Tauchen in verträumte Tiefen. Auge freut sich des Glanzes stillen Seins auf Flächen, die Gestalten spiegeln, deren ganzes Glück im Lauschen drängenden Blutes und im Wissen der Ereignisse beruht, die Natur um ihre Geschöpfe spinnt. Nachklänge griechischer Feste und ihrer Schwermut, gespielt in Farben, aus denen noch einmal das heidnisch Helle der Esoterik jenes Letzten betören will: Renoir. Nicht so beschwingt wie dieser und ohne die besondere Essenz des Menschen der Jahrhundertwende, ruhiger, pflanzenhafter, dem stillen Wachsen natürlicher Mannigfaltigkeit näher. Er hört ihren Rhythmus.

Wir zeigen hier einige Radierungen des Künstlers, die zeitlich eine Entwicklung bedeuten. – Bejahung des Sinnlichen, denn es ist Zusammenhang und Gesetz unter den Erscheinungen, und für den, der im Geschick dieser Erde die Melodie göttlichen Waltens hört und Milde am Abend, für den ist Wanderung, wie das gütige Wundergeschehen in gläubigen Kindermärchen. Wollen und Sein sind eins in solcher Harmonie, beides mündet im Werden, das die Natur selbst ist. Diese Welt zeigt keinen Kampf des sinnlichen Menschen mit sich selbst.

Von leiser Musik umringt sind Hubers Geschöpfe, seine sich neigenden Knaben und Mädchen. Sie sind wie Blumen der Landschaft und hören in sich den Odem der Welt singen; oder, wenn knorrige Männer daherschreiten, wuchtet in den Körpern die Kraft uralter Felsen. Man denkt vor mancher Landschaft wieder gerne an Dürers Reiseblätter oder an die Stimmen Altdorfers und etwa der Donaumeister, ohne natürlich ihren Stil suchen zu wollen. Aber auch Hodlers Weise findet Nachhall. Ferne tut sich auf, ausgefüllt mit tausend sprießenden Dingen, mittenhinein werden Städte gespendet, weit im Raum verschimmern an Horizonten heimliche Gedanken der Liebe in den letzten Wellenlinien erdachter Gefilde. Und die Menschen ranken sich wie Blumenketten im Rhythmus eines glücklichen Sternes, auf und ab. Ihr Tun und Dasein ist die eigentliche Sprache solchen Lebens unter Sternen: Blatt, Baum, Berg und Quell drücken sich in ihr aus.

Die Bilder der Tiefe verschwinden, die Fläche erobert andere Gesichte. Schwebender Umriß der Formen, ihre Vereinzelung oder ihre Bezogenheit aufeinander sagt unmittelbar von der anschaulichen Erkenntnis des Sichtbaren und seiner Seele aus. Fast regungslos oder erst am Anfang einer Bewegung treten Gestalten auf, innerlich voll sonderbarer Bewegtheit. Erdgebundener Trieb steigt und fällt, wie unterirdisches Gewässer. Kam der Klang, dem Jünglinge und Frauen mit Gebärden Antwort gaben, gleichsam aus äthererfüllten Räumen, wächst nun aus verborgener Höhle das Wissen um geheimnisvolle Kräfte. Manchmal erschrickt Leidenschaft, wie ein Tier sich gebärdend, und greuliche Fratze drängt sich dann zwischen die Aufgescheuchten. So sind die schönen Weibsteufel nicht selten in Begleitung von gespenstischen Tiergeburten. Das Träumen der Frauen ist zugleich ein brünstiges Rufen in geahnte Wollusträusche. In den meisten Blättern Hubers ist es aber, als wäre das Wachsen, das Werden, langsames Kreisen eigenen Blutes, das zu Deutende seines Künstlerlebens.

Huber ist immer eigenen Weg gegangen. Er ist kein Marktgänger. Wenn andere Wendung, anderes Wort in seine Sprache kommt, ist das Ausdruck von Wandlungen im Wesen. Er gehört zu den wenigen, die Mitmachertum, Gelegenheit zu kurzatmigen Revolutionserfolgen geistiger Paupers, verabscheuen. –

BEMERKUNGEN ÜBER POLITISCHE KUNST

Von Dr. Rudolf Manasse

Man sollte, ehe man sich an dem Kampf beteiligt, der heute um die Kunst mit den Schlachtrufen: hie "l'art pour l'art" – dort „Kunst muß politisch sein“ geführt wird, sich einmal darauf besinnen, welch eine Beziehung überhaupt zwischen Kunst und Politik besteht. Erst dann wird man auch verstehen, warum gerade jetzt die Kunst hinsichtlich ihrer politischen Wirksamkeit so im Zentralpunkt steht und welches ihr Sinn und ihr gegenwärtiger Beruf ist.

Zwischen den Polen von Idee und Stoff, lebendigem Geist und träger Materie, von Norm und Faktum, von Liebe und Macht liegt in der Mitte das Reich der Verwirklichung, die Sphäre des Politischen. Es ist wie eine Spiegelfläche, auf welche die beiden polaren Leuchtpunkte ihre Strahlen projizieren, damit

diese sich dort in schöpferischem Prozeß zur Einheit verschmelzen. Für die Idee bedeutet es eine ungeheure Selbstentäußerung, zur Realisierungsbasis hinabzusteigen, sich in stoffliches Gewand zu kleiden, einzugehen in die Bindung und das Gefängnis irdischer Leiblichkeit. Ein *unvermitteltes* Einzwängen der unendlichen Idee in die notwendige Starrheit der zeitbedingten Wirklichkeit führt zu ihrer Vergewaltigung und Verzerrung. Die Idee *an sich* in ihrer unbedingten Allgemeinheit ist inkommensurabel der stets individuellen, konkret fixierten Wirklichkeit – es sei denn, daß sich eine vermittelnde Sphäre fände, die sich einschöbe zwischen den idealen Reingehalt und die reale Formkristallisiertheit. Es müßte dies ein Gebiet sein, wo die Idee zwar zur Gestaltung und damit bereits in Formumhüllung und Individualisierung käme, in dem jedoch noch nicht die Maßstäbe der raumzeitlichen Bedingtheit, noch nicht die nackte Faktizität gilt, sondern ein Zeitloses, nicht die oder jene Form, sondern die *Form* schlechthin, wo es aber ferner mehr als in dem Reich der Realität ankommt auf das unverfälschte Bewahren des Ideengehalts, wo also die Formung und Gestaltung mit unvergleichlich stärkerer Intensität als in der Sphäre der Verwirklichung im Hinblick auf die reine Idee vorgenommen und nicht umgekehrt die Idee um der Formung willen benutzt wird. Dieses eigentümliche, sich zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Gott und Mensch einschiebende Reich, das man, als zwischen Himmel und Erde schwebend, das Reich der Engel nennen könnte, ist die Kunst.

Der Gegenstand jeder Kunst ist die Idee, der sie sich zuwendet, in der Gestalt, wie sie dem spezifischen Formungscharakter dieser Kunst entspricht; also der zu primärer Gestaltung gelangte reine Ideengehalt. So kann man z. B. begreifen, was den Gegenstand griechischer Kunst ausmachte, indem man die ihr zugrunde liegende Idee: die „Frommheit", die ehrfürchtige Gesinnung vor dem Seiend-Seienden, der Gottheit, sich eingekleidet in die besondere Harmonie der starren klassischen Schönheit als Formungsmittel vorstellt; den Reingehalt jener Idee mittels dieses Gestaltungsprinzips in möglichst spontane und unverfälschte Wirklichkeit umzusetzen – das machte den Sinn der griechischen Kunst aus. Man sieht, daß, was hier als Gegenstand der Kunst verstanden wird, etwas gänzlich anderes ist als ihr Stoff, den man bezüglich des konkreten Kunstwerks in etwas laxem Sprachgebrauch gemeiniglich als Gegenstand zu bezeichnen pflegt. Der Stoff, die Materie gleichsam, ist z. B. der zur Darstellung kommende Christus oder die holländische Flußlandschaft oder (in der Dichtung) irgend ein bestimmtes Stück Geschichte oder – im lyrischen Gedicht z. B. – ein konkretes Gefühl. – Unter Zugrundelegung dieser Begriffe läßt sich nun folgendes sagen: Eine Idee, die – im Schoße des göttlichen Geistes ausgetragen – reif ist, als wirkender Faktor herauszutreten in die Geschichte als Glied der Wirklichkeit, wird, ehe sie als Realität des sozialen Lebens im engeren Sinn, also des Politischen erscheint, historisch wirksam in der idealen Mittelsphäre der Kunst. Dies vollzieht sich derart, daß diese Idee *gegenständlich* für die Kunst wird, also daß sie von der Kunst mit deren spezifischen Formungsmitteln zur – künstlerischen – Gestaltung gebracht wird. Was nun diese Gestaltung anlangt, wodurch der lautere Ideengehalt in – wenn auch noch nicht irdischen, so doch jedenfalls einen, nämlich gleichsam englischen – Leib gebracht wird, so hängt sie durchaus von der spezifischen Kunstform ab. Diese ist nichts anderes als das Schema, mit dem jeweils der zur Gestaltung gelangende Gehalt aufgefaßt, also die Art und Weise, wie der Stoff vom Künstler rezipiert und produziert wird; sie ist, wenn man Kunst als das Reich des Schönen bezeichnet, das jeweilige Schönheitsideal.

Wenn nun – so meinen wir – die Idee aus ihrer ungehemmten Fülle, in der sie menschlich unfaßbar und unbegreifbar ist, in Wirksamkeit zu treten bereit ist, dann ist es die Kunst mit ihren himmlisch-überirdischen Formen, die sie auf ihrem Wege zur Erde zuerst empfängt, sie in Gestaltung bringt, indem sie sie verleiblicht, und sie so an die Bindung irdischer, raumzeitlicher Bedingtheit gewöhnt, sie also fähig macht, als politische Realität und als äußere faktische Macht auf der Erde zu erscheinen. In diesem Sinne, als Schrittmacher der auf Realisierung drängenden Idee, ist Kunst politisch.

Es seien diese allgemeinen Sätze nun auch noch angewandt auf die heutige Kunst und dadurch erläutert, was mit dem Vorstehenden gemeint ist. Die heutige



FELIX-MÜLLER: Mann und Frau, Lithographie



FELIX-MÜLLER: Auf dem Balkon, Lithographie

— expressionistische — Kunst ist der Exponent der kommenden und schon jetzt aus vielen Poren des Lebens hervorbrechenden Kultur. In ihr, als an sichtbarster Stelle, beginnt die Idee, welche der künftigen Kultur den Stempel aufdrücken wird, Wirklichkeit, ihr unbeschreiblicher Gehalt, Ereignis zu werden. Es ist der Liebesgedanke, der in unvergleichlicher Intensität, unter Abstreifung des ihm von früher her anhaftenden Jenseitsbeigeschmacks und ohne eschatologische Resignation, als starker Quell — mächtig wie in den herrlichsten christlichen Zeiten — hervorbrechen und das Zeitalter, zu dem wir die Schwelle sind, bestimmen wird. Die Idee der Liebe wird heute so zum Gegenstand der Kunst erhoben, daß die spezifisch expressionistische Kunstform sie empfängt und zur Gestaltung bringt. Dieser Form haftet etwas Paradoxes an: ihre Struktur ist derart beschaffen, daß sie ihren Gegenstand in höchster Unmittelbarkeit, in der ganzen Fülle seines Wesens, in seinem absoluten Gehalt — nicht verfälscht durch unwahre, übertriebene Betonung seiner zufälligen Umhüllungen — ergreift; aber andererseits ist sie doch gerade Form, also zur notwendig unzulänglichen Erfassung der unendlichen Idee verdammt. Dieser innere Widerspruch macht die expressionistische Form so spannungsstark und damit so revolutionär und bestimmt zugleich das expressionistische Schönheitsideal in so starker Abweichung von dem sogenannten „Schönen", welch letzteres üblicherweise von der Harmonie der Natur abgezogen ist. Jenes aber — auf das Absolute des Gehaltes, auf das An-Sich der Idee gehend — weicht begreiflicherweise von dem Erscheinungsmäßigen der Natur ab. Gerade hierin aber liegt das Besondere und Zukunftsreiche des Expressionismus. Seine Idee, der Liebesgedanke, wird herausgehoben aus der Bindung an einen bestimmten Komplex: die Natur, wird seines äußerlichen, auf das Zufällige gehenden Charakters entkleidet und, indem er verinnerlicht wird, zu der Fülle seiner eigensten Bedeutung gebracht. Denn so wird der Mensch zur Freiheit geführt. Ist doch Freiheit nichts anderes als Bindung an das Absolute, Wesenhafte, während Unfreiheit in der Abhängigkeit von der nicht wesensgemäßen und demnach nicht notwendigen, sondern zufälligen Erscheinung besteht. In dem Maße also, wie der Expressionismus frei macht, richtet er die Herrschaft der Liebe auf und ermöglicht er ihr, mit ungebrochenem Strahle wirksam zu werden. Indem durch ihn die Idee der Liebe künstlerisch gestaltet, in die — wie wir sagten — erste Form der Verwirklichung gebracht wird, erfüllt er seine politische Mission: diesen Gedanken vorzubereiten und fähig zu machen für die Realisierung im Irdischen.

Es eröffnen sich uns weite, wenn auch noch unbestimmte Ausblicke. Sollte es vielleicht die Idee der Liebe sein, die — historisch mächtig geworden — als realer Faktor der Politik die aus den Fugen gegangene Welt wieder zur Einsicht bringt? Ob hier etwa die Grundlage eines (durchführbaren und nicht utopischen) Völkerrechts zu suchen ist?

Die Fragen bleiben offen. Aber sicher ist, daß der kommenden Epoche Leitidee die Liebe sein wird. Und daß es der Sinn der heutigen Kunst ist, ihr für ihr Wirken in der politischen Realität den Boden zu bereiten. — Insofern ist Kunst, heutige Kunst, politisch. Anders — etwa als Tendenzmittel aktueller Tagespolitik — nicht.

GEBET

Von Paul Kornfeld

Immer ist der Tod nahe, und man muß fürchten, unausgesprochene Worte als schwere Last in der Brust tragend, zu Grabe geführt zu werden. Deshalb sitze ich hier und schreibe, um mich zu entlasten und von der Gefahr zu befreien, daß mich in der letzten Stunde vor meinem Tode oder gar in einer jenseitigen Welt nicht das Furchtbare bedrückt: geschwiegen zu haben und vielleicht gerade dadurch schuldig geworden zu sein.

Ich hebe die Hände zum Himmel und danke dafür, daß ich Mensch geworden bin und nicht etwas anderes. Ein Mensch. Ich staune und bin beglückt darüber. Vom ersten Tage, da man denken und sich seiner bewußt werden kann, ist man's gewöhnt, ein Mensch zu sein; zu sehr, als müßte es so sein, nimmt man es hin; ich staune, und immer wieder kommt mir der Gedanke, ich könnte auch ein Tier geworden sein: eine Schlange in Indien, ein Regenwurm oder eine Schwalbe — oder auch irgend ein Ding: ein Baum, eine Uhr oder ein wehender Vorhang. Ich bin glücklich, dies alles nicht geworden zu sein, sondern als Mensch in der Welt zu stehen, und muß dem Schicksal danken.

Ich könnte als Mensch mein ganzes Leben in einem Irrenhaus verbringen, mich als Kaiser von China, als General oder als wildes Tier zeigen und Tag für Tag, Stunde für Stunde zum Grauen oder zur Belustigung anderer die sinnlosesten Gebärden ausführen; ich könnte ärmer sein als ich es bin, und es könnte mir am Nötigsten fehlen: an Nahrung, an einem Obdach im Winter und an Papier und Feder, um niederzuschreiben, was ich unter jeder Bedingung niederschreiben muß; ich könnte als Mensch auch eine indische Frau geworden sein, die in qualvoller Ehe ihren Mann, der ein Bösewicht ist, verflucht, doch nach seinem Tode, statt nun, ihrer Sehnsucht folgend, von neuem zu leben und einen geliebteren Mann zu finden, dem Verhaßten folgen und verbrannt werden muß – doch an all dies denke ich heute nicht und nicht an die tausend Gefahren, denen ich entgangen bin, sondern nur an das eine, unendlich Einfache: daß ich Mensch bin und nicht Tier oder Ding!

Wohl ist es schön, auf der Straße zu stehen oder im Garten zwischen gleichen Geschöpfen und von der Erde zu leben und von der Sonne und vom Regen des Himmels; ja, wohl ist es schön, ein Baum zu sein! Ich aber bin Mensch! Nein, ich möchte kein Baum sein, auch ich kann zur Erde niederknien und sie küssen, auch ich kann in der Sonne baden, doch ich, als Mensch, kann auch, gehe ich weiter, wissen von all den Dingen, wissen, daß ich die Erde geküßt, in der Sonne gebadet und wissen von meinen eigenen Gefühlen!

Auch das Tier freut sich der Sonne, freut sich der Nahrung, welches Tier aber kennt die Wonne des Geruches von Wein!

Wir haben's gelernt, Menschen zu sein. Bedenken wir aber, daß es viel mehr Dinge und viel mehr Tiere gibt, als Menschen! Hätte nicht der oder jener eine Hyäne werden können oder ein Karpfen?

Welcher Unglückliche, würde man ihn fragen, und wäre er der Unglücklichste von allen, wollte wirklich und wahrhaftig etwa ein Gaul werden oder ein Pfau? – Und eine Schlange zu sein, wäre für mich das Furchtbarste von allem!

Ich schließe die Augen und denke mir, ich ginge in diesem Augenblick als Hund über die Straße; öffne ich sie wieder, dann erscheint es mir, daß ich ein Mensch bin, ein lebendiger Mensch, als unfaßbares Glück. Heut abend werden mich Freunde besuchen, und wir werden plaudern; wir werden lachen, freundlich sein, und vielleicht schenkt auch einer dem andern etwas.

Vielleicht kann ein Hund auch lieben, und er kann treu sein. Wir aber, als Menschen, haben die Sprache, um zu sagen, daß wir einander lieben, ja, wir können Verse schreiben und das Bild der Geliebten malen.

Und davon sprach ich noch gar nicht: das Schicksal hätte wollen können, daß wir als Dinge auf der Welt sind!

Wohl kann auch das Tier sich recken und zufrieden sein, wir aber sind weiter gespannt: das Glück an einem Ende und der Jammer am anderen, und wir können danken, so, wie ich jetzt danke, daß ich lebe und Mensch bin und nicht Tier oder Ding!

IN MEMORIAM HERMANN ESSIG

Von Adolf Behne

Hermann Essig, die Freunde nehmen Abschied von Dir, von Deiner zarten Gestalt, von Deinem leidenschaftlichen Antlitz und von Deinen feinen, reinen Händen! Aber sie nehmen nicht Abschied von Deinem Werk. Der Gesellschaft ist Dein Künstlertum niemals auch nur um einen Schritt entgegengekommen, und so hast Du die Gleichgültigkeit unserer Gesellschaft täglich und stündlich als einen dumpfen Widerstand empfinden müssen. Das Volk hat heute noch keine Zeit. Es ist mit anderen Dingen beschäftigt. Doch wenn es sich auf sich selbst besinnen wird, muß es erkennen, wie sehr Du eines bist mit ihm Dann wird es Dir seine Gegenliebe, auf die Du so inbrünstig gewartet hast, grenzenlos geben und Deinem Namen den hellsten und lichtesten Ruhm. „Wer keinen Ruhm erwirbt vergeht wie Rauch“ – – das Wort Dantes hat Dich einst zum Dichten wachgerufen; es galt Dir, weil Du in einer Umwelt kleiner Streber ein Mensch von ungebrochenem Ehrgeiz warst, als unverbrüchlicher Wahrspruch. Noch ist seine Bejahung nicht ganz an Dir bewahrheitet, aber sie wird zur Wahrheit werden. Niemals kann vergehen, was Du im „Überteufel“, im „Stillen Glück“, im „Schweinepriester“ und in den Novellen in unseren Geistesschatz getan hast, ein ebenbürtiger Bruder den wahren Künstlern unserer Dichtung, einem Heinrich von Kleist, Clemens Brentano, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Paul Scheerbart und August Stramm.

Ein Falke ist Hermann Essig, der Vogel, der steigt und sicher kreist, scharfäugig und unfehlbar stoßend, vom Dunst der Menschen gelöst, Himmelsluft mit den Schwingen greifend, ein Flieger voll Ehrgeiz! Von oben herab sieht er auf andere, die Dichter-Ehren zu finden versuchen im emsigen Wühlen, im Graben, im Scharren. Sie gehören nicht zu ihm. Aber

die Schwalben gehören in seine Welt, die köstlich unter ihm ihre spitzen Pfeile durch die Luft schießen, die Lerchen, die, zuhöchst über den Feldern schwirrend, ihren Jubel verschenken und auch die Fledermäuse, die wie aus einer zweiten Welt in der Dämmerung über unseren Köpfen stumm und undeutlich flattern.

Es kommen viele Tiere in seinen Werken vor, Kühe und Raben, Frösche und Mäuse, Hunde und Schweine, aber gesehen sind sie alle von einem Falken. Er selbst ist schweigend, aber unter ihm klingen die vielen Stimmen, und sie begleiten seinen schönen Flug als reiche, tragende Musik.

Hermann Essig, wir folgen Deinem Fluge in die Ewigkeit.

EINIGE DICHTUNGEN VON HERMANN ESSIG:

Die Weiber von Weinsberg. Lustspiel 1909. Kurt Wolff, Verlag Leipzig

Die Glückskuh. Lustspiel 1910. Kurt Wolff, Verlag Leipzig

Der Held vom Wald. Schauspiel 1912. Cotta, Stuttgart

Ihr stilles Glück –! Drama 1912. Der Sturm, Berlin

Der Überteufel. Tragödie 1912. Der Sturm, Berlin

Der Schweinepriester. Lustspiel 1914. Fleischel & Co., Berlin

Pharaos Traum. Lustspiel 1916. Kurt Wolff, Verlag Leipzig

Zwölf Novellen 1916. Kurt Wolff, Verlag Leipzig

MAX JUNGNICKEL: „Trotz Tod und Tränen.“ 18. Auflage. *Verlag Hermann A. Wiechmann, München.*

Max Jungnickel ist ein Liebling des Publikums. 18. Auflage – und das trotz Tod und Tränen. Max Jungnickel ist kein Dichter. Beileibe nicht! Wo denkt Ihr hin! Max Jungnickel ist ein Poet! Dichter sind schwere, massive Gesellen, die man in Bücherschränke stellt und selten liest. Max Jungnickel ist ein leichter Vagant, der auf der Landstraße seine blauäugigen Lieder vor sich hinpfeift. Und weil er ein ganz echter, ganz lieber, ganz wirklicher und ganz süßer Poet ist, so wohnt er in einer engen Dachkammer – trotz 18. Auflage. Er ist eben ein Verklärer des Lebens. Mag ihm sein braver Verleger, fern im blauen München, Tausende Monat um Monat in unglaublich lustigen Postscheckscheinen zusenden, niemals wird er Max Jungnickel aus seinem kleinen Dichterheime hervorlocken, ganz hoch oben in einer richtigen Dachstube, vier Treppen links. Und baute ihm sein Verleger ein richtiges fürstliches Schloß, er würde nur zu oberst wohnen in einem extra eingebauten, mondscheinumhalsten Dachstübchen, ganz allein mit seinem dicken Tintenfaß, seinem herzigen blauen Diarium und seinen lieben Stahlfedern. Glaubt es mir doch! Unten aber in den reichen, üppigen Gemächern ließe er seine lieben verwöhnten Puppen wohnen. Ja, so ist es, und seit Fritz Müller-Zürich und Paul Schüler hat Deutschland keinen so echten Poeten mehr besessen ... Was wäre Max Jungnickels innigster Wunsch? Ach, er ist so rührend bescheiden: nichts Besseres wünschte er sich von seinem Leben, als ganz ergreifend wie ein ganz wirklicher Poet Hungers zu sterben. Unbekannt, am liebsten ganz unbekannt, und auf seinem Grabe stünde dann ... „starb unbekannten Hungers.“ Ach, liebes Publikum, es ist geradezu tragisch, daß Du Deinem Liebling diesen letzten Wunsch doch nicht erfüllen kannst. Wäre es nicht schön für Deinen Dichter: über die selige Landstraße ins Blaue wandern, Gänseblümchen mit innigen Kußhänden begrüßen, aus seinen zerwanderten, altmodischen Schusterstiefeln die zarten grünen Gräser streicheln, die Englein im Himmel, so wie sie Botticelli gemalt hat, hüpfen sehen, unaussprechliche Neigung im Herzen zu allem, was alte verstorbene Poeten zuvor Poetisches geschaffen haben - - und dann, wenn die roten Rosen im Morgenrot blühen, ins Dachstübchen heimkehren, ein traulicher Rebell des Herzens, noch einmal sie alle vor das innere, feuilletonistische Auge zaubern, Karl Spitzweg und Adrian Ludwig Richter, den Christian Andersen, der nun schon so lange im Himmel ist, den dicken Eduard Möricke, Schubert-Franz und den Kleist-Heinrich, an dessen Geburtstag sich alle Soldaten in Max Jungnickels heimlichem Kaiserreich besaufen sollen. Ihnen allen würde er noch einmal in seiner großen Güte eine gute Zensur ausstellen, und dann, aus einer langen lieben Großvaterpfeife blaue Wolken qualmend, fröhlich trotz Tod und Tränen den schönen berühmten, echten Poetenhunger sterben ... Ein Fink oder vielleicht ein Rotkehlchen würde, da er die Augen schließt, aus dem Fenster huschen und über die offenen Lande hin sich dem auf die Fußspitze setzen, der der nächste würdige deutsche Poet ist - - wohin wohl würde es fliegen? Würde es sich nicht in seiner großen Verlassenheit und Trostlosigkeit zu Franz Grätzer flüchten? Ach, alle frommen Wünsche werden sich unserem Poeten nicht erfüllen. Du wirst bestimmt nicht Hungers sterben, armer Max Jungnickel! Du wirst überhaupt nicht sterben. Denn Du bist unsterblich, unsterblich wie der dicke Staub auf ganz alten, ganz lieben Familienbildern, die hinter dem warmen Ofen hocken, wie Spinneweben über frischen Frühlingsgräbern – und unsterblich wie aller faule Zauber!

Dr. Adolf Behne.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

Victor Dirsztay: „Lob des hohen Verstandes“ – Kurt Wolff, Verlag Leipzig

Paul Kornfeld: „Legende“ – S. Fischer, Verlag, Berlin

Franz Werfel: Gesänge aus den drei Reichen – Kurt Wolff, Verlag Leipzig

Franz Werfel: Die Troerinnen des Euripides – Kurt Wolff, Verlag Leipzig

Walt Whitman: Hymnen für die Erde – Insel-Verlag, Leipzig

AUGUST HEFT **JAHRG. 1**



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Augustheft — INHALTSVERZEICHNIS — 1. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1918 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Aus dem Inhalt des Maiheftes (fast vergriffen):

ADOLF BEHNE: Kunst oder Sentimentalität? H. Z.: Oskar Kokoschkas Graphik, THEODOR DÄUBLER: Paul Klee, DICHTUNGEN von Camill Hoffmann, Karl Otten, Alfred Wolfenstein, Mynona, Dietrich, ABBILDUNGEN nach Werken von Oskar Kokoschka, Paul Klee u. a.

Aus dem Inhalt des Juniheftes:

THEODOR DÄUBLER: Der Fischzug von Talamone, H. Z.: Kees van Dongen, LUDWIG MEIDNER: Erinnerung an Dresden, WALTER HASENCLEVER: Kunst und Definition, DICHTUNGEN von Karl Otten, Ernst Wilh. Lotz, Paul Adler, ABBILDUNGEN nach Werken von Oskar Kokoschka, Kees van Dongen, Ludwig Meidner u. a.

Aus dem Inhalt des Juliheftes:

HERMANN ESSIG: Die Gänsemagd – Auf dem Trockenplatz, ALFRED GÜNTHER: Ludwig von Hofmann als Graphiker, H. Z.: Felix-Müller – Hermann Huber, DR. RUDOLF MANASSE: Bemerkungen über politische Kunst, DICHTUNGEN von Alfred Günther, Friedrich Sebrecht, Herbert Kühn, Anton Schnack, Paul Kornfeld, ABBILDUNGEN nach Werken von Ludwig von Hofmann, Hermann Huber, Felix-Müller u. a.

BERICHTIGUNG: In dem Gedicht „Wüste" (H. Kühn) S. 60 steht infolge eines Druckfehlers Zeile 4 „eingewürzt", richtig ist „eingewürgt"; in der Dichtung „Verklärung" vom gleichen Dichter (S. 60) 2. Spalte, Zeile 5 „Wein", richtig ist „Schein".



CARL MENSE: Madonna, Kohlezeichnung

1918

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DAS KLOSTER IN STIRI

Von Karl Otten

Wir ritten durch die Landschaft Phokis.

Zur Rechten hob das nackte Gebirge seine steilste Wand gegen unser Haupt, Himmel und Erde schwarz zugleich. Es rauschten die Winde, wie durch ein Tamburin geschüttelt, und schellten auf uns nieder. Rissen uns mit hinab in Baum und Wasser grün quirlende Tiefe.

Steinerne Sterne sprangen von Klippe zu Klippe unter den Hufen der von Schweiß und Fliegen zuckenden Maultiere. Der Tag wand sich bergauf, bergauf von Gipfel zu Gipfel durch Staubdampf und ewige, schattenlose Sonne. Die kurze Nacht dröhnte grell an unser strahlenblindes Hirn mit Sternen und knarrender Brandung der Grillen. Große Dolden leuchtender Käfer blühten weichen Fluges vorüber. Flügel schlugen samtige Luft, Krallen klickerten auf rieselndem Gestein. Schwerer stieg der Donner des Wassers in dichter Wolke um unsern Fieberschlaf. Die Hitze der Gründe atmete Wellen. Faulendes, Tiere, Gräser, Blumen.

Vielarmig hob und senkte die honigsüße Natur des alten schlafenden Landes uns von Brust zu Brust. Ihr weißes, rotgeschminktes Lächeln, ihr quittengelbes Haar, der Blick der halbentschleierten Augen – wir brauchten keinen Schlaf.

Wir gingen auf im Getöse der Sternennacht, im Atmen der weißen Berge, in den sagenlebenden Hainen, im Flötenlied der männerliebenden Hirten.

Nie sah ich ferne in den reichen, alles herzaubernden Städten solchen Morgen, da er nichts war als der Anfang des Anfanges. Des Tages, der alles rein in sich begreift und ausbricht aus Mensch und Welt-Einheit, sinnvoll, liebenswert – unsinnig, hassenswert.

Er stand da über den Nebeln, kalt und grün, ein Zögern noch, bevor sich träge schieden Wasser von Land und die Berge wuchsen, hinmauernd Schrecken in Tausendjährigkeit.

Wir ritten weiter in dem Irrgarten von Schluchten, Abgrund, Tiefe, der uns einpferchte und ausspie, hochdrängte und hinabwarf.

Unser Führer sang, er sprach mit den Bergen, den Steinen, dem Abgrund, den Adlern, und Berge, Abgrund, Adler drehten sich ihm zu und sprachen mit ihm. Und die Zeit drehte sich mit um und Fata Morgana zauberte mir in dämmernde Seele die letzte Stadt:

Wir kamen an in feister Finsternis, liefen im Kreise über staubige Wege, alle Häuser versperrt, alle Hunde toll und wach. Aus der Schwärze stürzen Menschen drohend mit loderndem Licht, schreien uns an, werfen Steine. Ein kleiner Mann ging plötzlich neben uns, fasste mich bei der Hand, der ich schon blind war von Müdigkeit und Hunger. Und er lachte und tröstete uns und führte uns in sein Haus in eine kleine Kammer. Er war Schneider. Er gab uns sein Brot, seine Nudeln, wir schliefen auf seinem Tisch, ein Bündel Stoff unter dem Genick. Er lag auf dem Boden, und wir waren seine Gäste, seine Berge, sein Abgrund und sein Getier.

Der Weg rollte, stürzte, glitt einen Abhang hinunter, wand sich durch eine Schlucht, und unsere Tiere sprangen in hohes Gras, schleuderten uns fast vom Rücken. Grünwogende Matten: ein Bach, Weiden, Herden, Herden, gleichmäßig schreitend vor und zurück im Tanz der braunen, langmähnigen Rücken.

Im Schatten der Weiden lagen die Hirten, die uns sprachlos und ernst empfingen. Ein Greis, gebückt, wichtig in langem Bart und Locken, hieß uns nieder-

sitzen. Wir aßen Brot und Käse, tranken kühle Milch aus Kürbisbechern. Die Hirten sangen und lachten. Wir hörten zu und lachten. Wir lachten froh und ohne Scheu, weil wir da waren bei diesen Menschen in Einfalt, bei ihren Tieren, dem Gras und Wasser unter dieser ewigen, großen guten Sonne.

Unser Führer ritt bergauf seiner Heimat zu.

Auch wir nahmen Abschied. Lachend gaben uns die Hirten die Hand. Sie winkten und riefen uns noch lange nach.

Wir kletterten durch ein Tal, bedeckt mit Quarzgeröll. Starkdorniges Gestrüpp spießte sich uns zornig entgegen. Zahllos lagen Schlangen in der Sonne Gleich flitzten sie lautlos unter die Steine.

Das Tal der Schlangen verengte sich jäh. Grüne Stille umwucherte uns dunkel. Ein dichter Wald von Oleander, der über uns rot blühte, rosa Licht herniederblühend auf unser ermattetes Gesicht. Die weihevolle Kühle erfrischte uns, und wir wanderten durch ein unendliches Lied verliebter Vögel, großes Schwärmen und Brausen trunkener Bienen, bunte Bahnen ziehender Schmetterlinge. Rosa-grüne Dämmerung ballte heiligen Raum, nahm jede Aussicht und jeden Wunsch.

Wir vertrauten einem der plötzlich zahllosen Pfade und standen betroffen, erwachend, aus dem Oleanderwald tretend, vor einer Pforte. Ein junger Mönch, wie Jesus Christus hoch, schön und lächelnd, empfing uns im Namen des Herrn und führte uns bei der Hand durch die Schar der lungernden Hunde.

Durch ein Hallentor führte er uns in den ersten Hof, auf den zahllose Häuser über und aneinander geklebt wie Nester verschiedener Vögel niedersahen. Gelb, weiß, blau, rosa, Fenster, Balkone, Loggien, in wilder Symmetrie, aufgebogen gegen die Berge, niedergezogen von langem Schlinggewächs, neu und doch uralt gewachsen in Jahrhunderten, geweiht, durchbetet und durchdacht.

Hier wehte die Luft kühl, hier lag die Sonne zart und schüchtern fast auf Glas, Kalk und Gemäuer. Cypressen – ein Wald nackter schwarzer Bäume stieg unerschüttert aus tiefster Erde, schnitt steil in dieses Gebet von Licht und bunter Einfalt.

Auf Höfen und Terrassen schritten die Mönche auf und ab.

Sehr alte, sehr junge. Bartlose Knaben mit langen Jesuslocken und sehr roten Lippen träumten am Arm weißbärtiger Greise, denen eine dünne Strähne grünmoosigen Silbers auf den verschossenen Kaftan hing.

In schwarzen Rudeln standen sie wie von Sinnen allein auf dem rosagelben Pflaster der Höfe, die in Winkeln und Engen sich immer wieder öffneten über Stufen und Terrassen. Sie saßen wie schwarze Vögel gereiht auf den niederen Altanen gegen die ferne, zackige Wand des Gebirges. Mechanisch perlten ihre Lippen Gebete, striegelten ihre weißen Hände den Rosenkranz. Andere schliefen offenen Mundes gegen die Schulter des Genossen gelehnt. Sie sahen uns und doch an uns vorbei. Die uns entgegenwehten in langen Gewändern, lächelten bleich. Alle hatten große weiße Zähne.

Wir traten ein in die große, hellgetünchte Kammer der Gäste, die ein offener breiter Gang hinausweitete über das Tal, in das kahl und bleigrau die dämmernden Berge versanken.

Glocken taumelten auf, grelle Schreier, dunkle Klager, ein wirres Geheul entfesselter Glockenelemente. Stille.

Und wie aus Gräbern krümmte sich über alle Dächer, durch alle Kammern, Zellen und Terrassen feierlicher dumpfer Klagesang der Mönche. Das ganze Kloster dröhnte und bebte von ihren leichten und ernsten Stimmen.

Das ganze Tal bis an die Gipfel der Berge schien erfüllt von ihrem Sang, der auf und niederschwoll, sich verschlang, hinlegte wie ein sterbendes Tier und kein Echo hinter sich trug. Die Stimmen kamen sich aus allen Richtungen entgegen, nasale und grelle Diphthonge schlugen Brücken über das raunende Meer. Ich ging hinaus auf den Gang: über Stiegen: über Höfe: durch Tore vorbei an Brunnen, verlassenen Häuschen, verlassenen Ställen, dem Zentrum, dem singenden Herzen dieser Burgstadt nach.

Eisenschwarz gewaltiges Achteck, kuppelüberschuppt, aus tiefen Fenstern grünschattend – die Kirche des heiligen Loukas. Ich trete durch das säulengeringelte Tor. In dicken Wolken Weihrauch blaue Finsternis. In großen Bündeln Kerzenlicht und zuckende Lampen, tieffliehend von braungoldenen Kuppelgewölben, in deren Augen glasige Dämmerung wie aus Waben zittert. Marmorgrüne Finsternis; Engel, aus starrem Gold herreichend, senken Lampen nieder, Lampen

steigen auf in die entfesselten Mäuler züngelnder Drachen. Heilige verbergen sich hinter silbernen Schleiern, aus großen Augen blitzen heilige Kaiser durch ihrer Mandorla Strahlenfeuer.

Mit aufgelösten Haaren hängen die Mönche Haupt bei Haupt in lautem Gesang, hinfallend in gekrümmter Demut, küssend, sich bekreuzigend.

Die Celebrierenden, Magiern gleich funkelnd von Seide, mit Fischstab und Mitra, schwarze Pracht des Bartes und Haares gelockt, treten aus der Mauer der Heiligen, und wie ihre tönenden Stimmen verhallen, dröhnt der Chor und droht, die flatternden Gewölbe zu zersprengen.

Das Öl siedet in den silbernen Ampeln, Wachs schmilzt zischend, es schmilzt das harte Herz, und viele weinen, andere schreien und schlagen Kreuze in die süßqualmende Luft, stürzen vor die Bilder und küssen die silbernen Hände und Herzen, die gelben Pergamente, funkelnden Kreuze.

Dann gehn alle im Kreise, und ein geweihter Regen klatscht auf die dürstenden, erstickenden Beter, auf den schwankenden, gestreiften Boden, auf die kalten Säulen. Ein Tanz in langsamen Schritten, ein chaotisches Fest von schwüler Angst, sinnloser, aufgeregter Liebe. Die jungen, schönen Brüder lächeln und lechzen aus großen, weißstarrenden Augen, in denen sich die Kerzen spiegeln. Sie treten vor auf hohen Beinen. Aus weiten Ärmeln blühen ihre weißen Hände. Sie singen heller als Mädchen, schöner als Engel und die Alten lächeln jedem zu. Sie erinnern sich. Sie kennen sich.

Hoch aus Nacht und Qualm und Gesang bricht glühend goldig der Pantokrator mit Buch und Schwur. Starr blickt er in das Chaos zu seinen Füßen und darüber hinweg in Unbestimmtes, unnahbar droht sein warnender Finger. Er beherrscht die ganze Kuppel, seine riesigen, zu großen Glieder sprengen das Gewölbe, wie ein Urbaum verbreiten sie ihre Starrheit bis an die kantigen Marmorpfeiler, die seinen Segen auf die Erde leiten.

Der Abend fand uns beim Schein einer Öllampe zum Nachtmahl im Zimmer des Abtes.

Der Alte saß auf einem Stuhl, dessen Lehne ihn wenig überragte. Rechts und links seine beiden Vertrauten, jünger als er, die ihn bedienten und uns einluden.

Wir nahmen Platz am weißgescheuerten Tisch. Ein Bruder, erhitzt von der Glut des Ofens, trug die Speisen auf: Geflügel, Gemüse, Brot, Wein.

Die Fenster hingen weit offen. Kühle von Stern und Berg wehte um die duftende Lampe. Wir schwiegen und versanken allmählich in den Schlaf der Menschen und Gebete ringsum. Wir saßen, bei unseren Händen brüderlich vereint, und lauschten der Stimme des Abtes. Er erzählte von den heiligen Einsiedlern, denen die Bären und Löwen der Wildnis Speise zutrugen, denen die Stimmen der Vögel vertrauter klangen denn der Menschen. Zu denen Gott sprach im Regen, im Zug der Winde, im Wandel der Sterne. Vom Kaiser Romaios, der die Kirche errichten ließ und den Glanz der Metropole hierher barg vor der stürmenden Hand der Mohammedaner.

Wie in der Legende küßte und segnete er am Schlusse seine Brüder.

Das stete Rauschen der uns umringenden Berge, die in der Glut des Mondes ganz nahe kreidig leuchteten, das schwüle Schreien sich suchender Tiere, der gereizte Wirbel der Grillen quälten den erschöpften Leib, der in Fieber und wilden Gesichten zuckte.

Ich trug meine Decken auf die Loggia und legte mich dicht an die Holzstäbe, die denen der Kinderbetten beruhigend glichen.

Als ich wieder erwachte, stand der Mond über mein Gesicht gebeugt in Tageshelle. Nebelschiffe ankerten im Wesenlosen. Ich horchte. Ganz aus dem tiefsten Innern der Welt dumpfes Gebrüll, Gesang, klirrende Ketten.

Tobten die entfesselten Dämonen der frommen Mönche, ihren Kerkern entronnen, triumphierend durch die schlafenden Kirchen, ein Heer verdrängter Teufel, die Besitz ergriffen von ihren wehrlosen Opfern?

Die heiligen Hermaphroditen – was ging vor in diesem Gefängnis Gottes, in diesem seinem Harem seidenhaariger, jungfräulicher Männer?

Die Hähne schrien dem Tag entgegen, in ganzen Chören krähten sie ihren Weckruf zu den verlöschenden Sternen empor.

Schritte klapperten über den Hof, murmelnde Stimmen rieselten durch den letzten grautauenden Schlaf. Ein fernes Beben der Wände unter kräftigen Füßen, Flattern weiter Gewänder, Küsse auf Bilder und Knabenlippen,

letzter Händedruck. Kurz herrschten Schellen auf, auf das Fest der Leiber folgte das Fest der Seele, folgten Arbeit und Sonne, Buße und Tränen.

Ein junger Mönch, schön, wie nur ein griechischer Jüngling sein kann, führte uns durch das Kloster, durch die Gärten und Hallen in die Kirche.

Im bernsteingelben Licht des frühen Tages glühte jetzt aus Nischen und Konchen, von Kuppeln und Altären mattes Gold und brach sich im jadegrünen Leib der Säulen und spiegelnden Wände. Die große Kuppel fing allen Glanz von Stein und Metall, allen Duft von Weihrauch und Öl, jedes Wort, jeden Schritt, jeden Seufzer. In langgesteilten Reigen schritten, flogen, knieten die Heiligen über die dunklen Wände. Alle sahen dich an, starr hervortretend, groß, aus den Nischen, Fensterbögen, mit Palmen wehten sie dir zu, mit grünen Flügeln wehten sie um die goldenen Tore der Stadt Gottes, mit spitzen Händen klammern sie sich an die glitzernden Steine und weinen dir entgegen aus wehenden Flammen. All das steht erstarrt in tausendjähriger Würde, in tausend Jahren ist kein Stein verrückt, keine Falte ihrer Gewänder und Gesichter verschoben, keine Farbe verblaßt. Und doch weht alles lebendig in großem Klang von Licht, Gold, grünen Steinen, spannt Kuppel, Apsiden und Vorraum, vermischt sich zu vielfältiger Ruhe, steht aufrecht im Schatten der Säulen, vermählt dem Walten der guten alten Götter.

Die vertraute, singende Größe des Tempels auf der Burg von Athen, die Wärme der Säulenglieder, der weitsteigende Blick längs der Architrave und Kapitäle, der immer den Himmel blau, den Leib schlank und gebräunt findet, auch hier vermag die Tragik der starren Bindung von Ritus und Askese sie nicht zu verdrängen. Die Eleganz der großen, städtischen Kultur, des Zeremoniells, und die brüderschaftliche Liebe des noch nahen Urchristentums, hier leben sie noch im Gebirge, in Einsamkeit unter dem Schutze dieser wilden und fahrigen Mönche.

Zur zweiten Kirche, einer Krypta, führten Stufen hinab.

Unser Begleiter sperrte die Tür auf.

Aus schwarzer Finsternis, in die wir geblendet und hilflos hineintappten, schlug uns Gebrüll und Geschrei vertausendfacht vom Echo der Gewölbe und Säulen, Klirren von Ketten, Schlägen und Fußtritten entgegen.

Ich erinnerte mich an das Geheul aus dem Fiebertraum der Nacht.

Ich sprang zurück, der Mönch stieß mit seinem hohen Filzhut an eine der brennenden Lampen. Das Öl schwabbte über und brannte lichterloh über den Boden.

Wir zitterten, und auch der Mönch erblaßte.

Und ich sah, an die Finsternis gewöhnt, einen Menschen in zerfetzten Kleidern an die mittlere Säule der niedrigen Kirche gebunden. Schwere Ketten gingen eisern um seinen Leib, Hand- und Fußschellen fesselten ihn an die Säule. Er tanzte um die Säule in den rasselnden Ketten. Näpfe mit Speise und Wasser standen auf einem Schemel.

Schaum und Geifer kochten aus seinem Mund. Er stampfte in seinem Kot und klatschte in die Hände, er riß an der Säule und schlug die Ketten. Er war mager wie ein Skelett, und die Wut hauste fürchterlich in ihm und schleuderte ihn wie einen Fetzen Zeug. Er sang und fluchte, er betete und winselte. Immer wieder schrie er den heiligen Loukas herbei, schwieg, als wolle er ihn anlocken, in seine verkrampften Hände, er schüttelte ihn, jagte ihn fort, beschimpfte und bespie ihn. So tobte er, wie lange schon? wie lange noch? Der Heilige aber kam nicht, ihn zu erlösen, und er verging an seiner Wut.

Die Säule stand fest, das Gewölbe lastete dumpf, und der heilige Loukas kniete vor seiner Höhle und streckte seine hageren Hände seinem armen Bruder entgegen, der sie nicht ergreifen konnte und nicht sah, weil ihn das Feuer verzehrte, das jener überwunden hatte.

Der junge schöne Mönch stand neben mir. Ich sah ihn fragend an. Zutiefst beunruhigt in meinem Bewußtsein des rationalistischen Europäers. Der aber stand da und schaute mit ruhigen, ja blöden Blicken den Kranken an, und ein leises Lächeln kräuselte seine zu vollen Lippen. Er genoß, wie der Gefesselte sich abmühte, wie die Besessenheit ihn schüttelte, wie er erniedrigt und gekettet in seinem Auswurf heulte durch das Haus Gottes, unter dessen Säulendämmerung in großen, strotzenden Marmorsarkophagen Leiber von Kaisern und Heiligen schlummerten. Er stand

da und lächelte, der Besessene der Ruhe und des Nichtwissenwollens dem Besessenen der Unruhe und des Zuvielwissens.

Das Bild vollendete sich, als wir in die dritte Kirche kamen. Sie war zerfallen, verbrannt und vernachlässigt. Grün rankte zerstörend hinein, auf dem Erdboden krochen Käfer, in den Tromben nisteten Schwalben. Das Marmorgerüst des Ikonostasions klaffte leer, der Altarstein schlief nackt und würdelos. Die verwaschenen Fresken bröckelten mürbe von den Wänden.

Die Mönche baten mich nicht zu bleiben oder zu gehen. Ich dachte auch nicht darüber nach. Der Bann fader Unabwendbarkeit und Starre von Natur, Leben, Erscheinung, die Vegetation dieses Waldes bärtiger Männer, die alle einander glichen, sehr wenig sprachen, nie lachten, aber auch nie ganz ernst waren, schluckten mich ein. Man zählte mich schon zu der Schar, ich ging schon in die schattigen Winkel sitzen und starrte in das graue Tal aus dem sicheren Versteck. Der Tag stieg auf aus meinem jetzt tiefen Schlaf. Ich schlenderte bis ans Tor und blickte gelassen in den rot brennenden Oleanderwald. Dort sammelten sich auch die Scharen der Büßer. Sie rutschten auf den Knien und küßten die Schwelle des Tores. Die Mönche, die dort Geschenke empfingen, sahen auf sie hinab ohne Lust, ohne Unlust, ohne Neugier oder Mitleid. Sie begriffen nichts von dem, was geschah, weder hier innerhalb der Mauern, noch außerhalb. Sie mühten sich auch nicht ab aus ihrem gottgefälligen Hochmut, der doch nur letzte Frucht uralter, erprobter Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Erregung um die Welt war. Alles Leben vollzog sich ihnen auf der Höhe ihres Mythos ohne Widerstreit der Gefühle, schmerzlos, reibungslos.

Ich sah dann auch den Irren später durch den Garten wanken. Ohne Ketten, ohne Wärter. Wie ein Schlafender ging auch er nahe um die Bäume herum. Friedlich und ohne Schmerz.

ADAM

Von Karl Otten

Steht eine Menschheit vor der Tatsache Kunst derart, daß sie von kommenden Geschlechtern als tiefster Ausdruck und untrennbare Einheit jener Epoche erlebt und bewertet wird, zwischen beide schon das Kriterium ihres epigonenhaften Geschichtsgefühles als Trennung einbauend -- so wuchs dennoch, aller nachgeborenen Kritik zum Trotz, jener Menschheit Kunst in Ruhe, Unbewußtheit, Gläubigkeit als göttliche, metaphysische Größe ihrer Freiheit in Weltgegenwart und Zukunft.

Mit allen ihren Kräften und Nachgiebigkeiten schleuderte sie die Berufenen aus ihrer Mitte in die Höhe näher an den *allen gemeinsamen Gott,* damit sie vermittelten zwischen seinem Glanz und ihrer Sehnsucht. Und wußten nichts anderes, als in demütigem Staunen emporzubeten ihre Güte, ihre Sünden durch diese Abbilder, so daß göttliche Wunderkraft oft auf die Meister, öfter auf ihre Werke übergeglaubt wurde.

Wieweit verführte das Bildnerische den Occidentalen zur Abgötterei, da er bewußt oder unbewußt Göttliches in Bedingtes, Menschgewolltes bannte?

Wieweit vermag das Bildwerk den Abtrünnigen zurückzuführen zu dem nicht geoffenbarten, nicht den Dingen zugänglichen Gotte?

Wieweit vermag der Künstler wiederzuschaffen im Dampf des göttlichen Atems, so daß alle seine Werke ebenso nahe bei Gott wie fern den Menschen und doch beiden nah auf dem Stern jenseitigen Erlebens sind?

Darüber vermochte der lauteste Schlachtruf, das klügste Manifest protestierender Expressionisten nicht hinwegzutäuschen: Allen fehlte die zwingende Größe des unmittelbar überzeugenden, welterschütternden Erlebnisses.

Der Krieg aber erschüttert jede, auch Künstlers Welt!

Er erschüttert und verschüttet die Kultur des Impressionismus, die im Expressionismus eine willkommene Variante fand; da sie Gott und Geist vortäuschte, indem sie erklärte, was nur zu erleben war und so, dem Menschen eine Formel gebend, ihn der Form, des Willens und der Gläubigkeit an die Verantwortung mehr denn je beraubte.

An die persönliche Verantwortung:

Teils für so seiende Welt.

Teils für den sich und Welt nicht ändernden aktiven Passivisten.

Der Zwiespalt begann, sich kritisch zu sublimieren, aber weder waren Ruhe, Willigkeit noch Kraft zu methodischer Abkehr vorhanden.

Der Krieg ist das welterschütternde Erlebnis des eigenen Unterganges.

Noch hat alles die große, dumpfe Impression des fürchterlichen Geschehens.

Noch wimmert und brüllt der Schreckensausdruck gejagter Seelen Entsetzen über diesen Anblick.

Ratlosigkeit und Lust, sich zu berauschen, um zu vergessen, sind die überbetonten geistigen Merkmale dieser Zeit, die wie keine jemals proklamiert, verheißt, gewaltigen Expressionen Schallwände mauert, aber den Eindruck des Flüchtigen, der materialisierten Unsicherheit, der materialistisch-objekthaften Improvisation nicht zu verwischen vermag.

Das Vergängliche ist nicht mehr Gleichnis, sondern Tatsache, Ordnung, Ethik, Ziel und Inhalt aller Leben.

Der Expressionismus war nicht die neue Form, sondern auch Ausdruck einer Verzweiflung Ungläubiger, die ratlos geduckt sich den Tag des Gerichts im Toben ihrer subjektiven Empfindungen zu übertäuben suchten. Versprengt in vielen, wie Keim einer neuen Seele eines neuen Menschen, leuchtet Hoffnung auf bessere Zukunft.

Wir könnten uns aber, selbst wenn wir – schwachsinnig und vergeßlich – möchten, nicht mehr mit Programmen für Bildeffekte, Bewegungen, Temperamente und kühne Perspektiven, kurz mit imgrunde materieller Malerei impressionistischer Menschen begnügen.

Der Krieg ist das Erlebnis der Massen-Gewalt-Menschen.

Das Erlebnis des Einzelnen aber ist Gott!

Gelänge es dem Einzelnen, Gott so zu erleben, daß Krieg und Zerstörung wie das Toben beschränkter Menschen gegen die grenzenlose Güte der Natur und Gottes versinkt mit allen Ursachen und Urhebern, so würde sich Gott auch wieder dem Volke zeigen.

Heute aber ist der Einzelne nicht bei Gott, und Gott wird im Kreise der Volksgenossen nicht geduldet. Immer aber war das Göttliche und vom Glauben mit Wundern gesegnete Herz mitten in den Werken großer, ewiger Kunst.

So wird der Zwiespalt zwischen Künstler und Werk fortdauern.

Und gelänge es dem einen oder andern, ihn zu überwinden in furchtbarer Buße, Demut und Einsamkeit, so würde gleichwohl kein Laut, kein Seufzer und kein Händedruck hinüberbauen zur großen, unerlösten Masse, die verblutet und verkommt im vagen Eindruck eines fürchterlichen Geschehens, das nicht einmal von Gott, sondern von der Materie an ihr vollzogen wird.

Es wird also nicht die eine Form der Malerei die andere, schlechtere, überwinden. Denn da gibt es keinen Kampf. Was wie Kampf ausschaut, ist nur das Behaupten des Momentes der Verschiebung, ist nur der Ausdruck eines Wunsches, der möchte, daß es sich um ein so äußerliches Problem wie Licht und Schatten, Objekt und Subjekt dreht, daß dahinter in breiter Ruhe die Fülle unerschöpflicher, schaffender, unbewußter, von ewigen göttlichen Zielen menschheitgewandter Kultur lagere.

Aber wir wissen und erleben heute jeden Tag, daß dahinter der vage Eindruck keiner schwankenden Vielheit lag, die – kriebelnd und widerlich interessant – zu jedem Ding paßte, dem ein Mensch, eine Kaste oder Sippe nur ihre Stimmen zu leihen brauchten. Dieses Phänomen täuschte den Eindruck unerschöpflicher Fülle vor und ward überholt, überblendet von neuen Eindrücken, die einander töteten, so daß man nicht einmal von impressionistischer Totalität, sondern Diskrepanz sprechen kann.

Dies alles versinkt unter unseren Füßen mit allen Erinnerungen an große Erlebnisse, an große Historie, an schöne Traditionen und Überbleibsel vergangener Größe, die uns sentimentalisch nach romantischer Wiederkehr verschwundener Kulturparadiese seufzen machten. Jetzt können wir nicht mehr verlernen oder vergessen, wie sehr es auf persönliche, geistige Gefahr, Sauberkeit und Intensität des einzelnen in seinem *Erleben Gottes* ankommt, in seiner Kraft, allen Versuchungen zu widerstehn und bei der erlittenen Wahrheit zu bleiben!

Nicht die Neue Kunst, die Neue Dichtung, der Neue Geist, sondern der *Neue Mensch!*

Er ist nicht größer und nicht kleiner, nicht anders und nicht gleich, er ist weder kommensurabel noch undefinierbar, soweit ein Mensch Maßen unterworfen werden kann. Er wird nur wieder Mensch sein!

Er wird dem Menschen lassen, was ihm zukommt, dem Ding geben, was des Dinges, dem Tier, was des Tieres ist.

Er wird keine zwingende und keine erhebende, keine trennende und keine bindende Beziehung schaffen.

Es wird alles Lebende bei sich selber und gleich in der Hand Gottes sein.

Er wird weder gerecht noch ungerecht, weder heilig noch teuflisch sein.

Er wird in Ruhe warten auf die Tiefe seines Todes, auf die Erfüllung der Zeit, auf das Abfallen der Sterne und die Auferstehung der Toten.

Dafür aber ist jetzt nicht Raum, noch Zeit, noch Mensch.

Deshalb werden wir ihn nicht erleben.

Wir werden ihn nie erleben.

Er wird sich selbst erleben.

Er wird sich nicht proklamieren, ausrufen, noch seinen Jüngern zu erkennen geben oder zu verheimlichen brauchen.

Die Fülle der Materie donnert an die Tore der Ewigkeit.

Die Fülle des Geistes aber öffnet sie in lächelnder Ruhe.

Da aber Unruhe ist und kochendes Gebrüll von Lüge und Dummheit, wird das Werk der Menschwerdung so verschwiegen im Schoß der Mutter keimen und sich vorbereiten, daß es allem erfüllten Ohr, aller leeren Seele entgeht.

Die große Kunst wird wie eine schmerzvolle Fata Morgana zu wenigen empordämmern aus der alten, fernen und frommen Maler, Bildhauer und Kathedralen heiligen Zügen. Wir werden in Einzelgräber, in Massengräber sinken und das Heil nicht schauen.

Der Künstler ziehe alle seine Kraft und letzte Bindung heraus aus dem Verfall, Mißbrauch und der Simonie mit den Gütern des heiligen Geistes: Aus uns Verlorenen protestiert, rächt und übertreibt hinterhältig Vererbtes, Lüsternes, Spekulatives immer wieder tötend und höhnend den einfachen Glauben.

Immer noch ist Boden da und offener Arm für wegzutäuschende Qual.

Gott aber waltet abseits auf unbekannten Sternen, bei unbekannten und uns vielleicht verächtlichen Völkern.

Wir werden nie ein unbekannter Stern, ein unbekanntes Volk sein.

DIE SEELE

Von Alfred Wolfenstein

Ein Mann mit einer Violine mitten in seinem Zimmer. Quer vom Fenster ins Zimmer herein auf dem Sofa ausgestreckt eine Frau. Vor dem offenen Fenster Sterne. Am Horizont roter Mond. Dumpfes Gebell wie noch unterm Horizont, noch ferner leises Krachen.

Der Mann:

Sie ist eingeschlafen – Wie konnte das geschehen! – Nur die wenigen Striche, da betrog mich das Schicksal. Noch den Ton mußte ich hören, da ich seit Sonnenaufgang mit meines Hirnes Axt in die harte Arbeit dringe, da ich die dampfenden Stunden lang mich mühen mußte, festgeklemmt oft mich herausriß, mit steigenden Hieben den Haufen der Fron willig aufklafterte, bis endlich bei der Dämmerung die Pfeife uns frech erlöste. Da brauchte ich, frei, noch Ketten dieser Musik, Erlöserin vom Schrillen des Pfiffs, trotzige Mauer quer vor dem massenspeienden Tor der Fabrikgnade abends: – ehe ich mich zu dir, Liebe, ohne Scham umwenden kann – :

Doch in diesen Augenblicken verschwandest du, meine Erlöserin Melodie war ein Teufel, mit dem Strich meiner eigenen Muskeln habe ich dich meinem Wunsche entzogen!

– Den aussummenden Kasten noch leise auf den Tisch – Aber die Geister sehen etwas anderes, sehen ihn von mir zu Boden geschmettert, wütend, lechzend, – Schläferin, ich bin wach, ich ertrage die Leere meiner Lippen nicht, wach auf! Blut füllt die letzte Knospe der Adern, das Ohr braust. Dich von Pol zu Pol mit mir zu schwingen, biegt sich mein Hals sturmtief nach dir. Wach auf! – Schläfst du wirklich – ?

Müßte ich dich nicht lassen? –

Schlafe –

Sieh auf!

O, sie schläft wirklich. O, meine Stimme rinnt wüstengleich unhörbar.

Doch mein strudelnd gestauter Wunsch bricht deine Ruhe durch! Ja, ich will es. Nichtige Kruste scheinbarer Abwesenheit, rosa Atmen über diesem purpurstarken Mund, stillzufriedenes Heben einer Höherem bestimmten, gipfelschwebenden Brust, wie ein aufdringlicher Käfer vom Adler getragen:

Schlaf, ich blase dich herunter! Darf ich ein bißchen Ruhe nicht vernichten? Aber ich zerspringe von selbst und träfe dich, auch wenn ich es nicht wollte

– und ich will es, Träumende! Denn ich bin gutes Gewissen, ich habe ein Recht auf dich, tags brachte ich all meine Entsagung dar. Nun opfere ich den Trank mir, durstig wie Gott, ja und wacher als das schlechteste Gewissen, und juble, weine, juble, starre, schmelze um deinetwillen, bin alles, bin Leben –

– Was geschieht da? – was hallt zurück? – – Die Sterne sind erloschen, tote Wölbung gräbt sich schwarz wie modernder Hügel herein, Gebell und Schlachtkrachen sind gestiegen und hallen hoch oben, dumpfes Gewimmel steht auf und umringt ihren Schlaf. –

Totenschädel
(vor seinen Augen):

Wach auf! Ich bin da!

Totenschädel
(über dem Stuhl):

Wach auf, Leben ist da!

Totenschädel
(an ihrem Ohr):

Wach auf, wie ich deinethalben aufstand!

Totenschädel
(in ihrem Schoß):

Wach auf, umarme mich!

Totenschädel:

Öffne die Augen, sieh Fleisch um mein Bein!

Totenschädel:

Rotes rohes Fleisch, das ist Wunsch, der noch offen lebt.

Totenschädel:

Auf eine Frau freute ich mich. –

Totenschädel:

Noch einmal sah ich scheu in meine einsame Brust zurück – da war sie fort –

Totenschädel:

Noch einmal sah ich mich nach den Freunden um – da war sie fort –

Totenschädel:

Noch einmal blickte ich zu den Sternen – da war sie fort –

Gewimmel der Schädel:

Da starben wir, in Wut! In tobender Ungeduld gaben wir unsere Seele auf, in einem Augenblick verschwand alles, was wir waren, nur haben, haben wollten wir! Fluch, daß wir uns umwandten, Fluch allem, danach wir uns umwandten! Was uns entflieht, muß herrlicher sein; daß es flieht, macht es herrlicher als zuvor! Gewalt, rasende Verfolgung reizt es in uns auf, Liebe wie köstlichen Haß, und aus dem Grab unserer Seele wuchert es hervor und quillt weit und breit! Mit unsichtbarer Wut, Unruhe, Lust durchranken wir die Welt, Vergewaltigung erscheint mit unserem hohlen Schlag und Biß giftig suchend überall – Und sieh, da liegst du ja, bist nur zum Scheine fort – Ach, wir sind Männer, wir brachten uns lange zum Opfer, haben gutes Gewissen – Ach, du bist da! komm her, es schwillt in uns von Leben, das keinen Schlaf duldet, wir beißen dich aus deinem Schlaf, wir sind wach, wie darfst du schlafen, es wimmelt und klappert in uns von Leben, Leben – !

Der Mann
(stößt einen Schrei aus – Getöse – Stille – Der Mond erscheint weiß dicht am Fenster, die Sterne erscheinen, wieder in der Erde eingeschlossenes Dröhnen):

O du, schlafe! O, wie eine neue Mutter war mir die wilde Minute vor deinem träumenden Gesicht. Sei ungestört, und stürbe ich auch, ehe du erwachtest, ich würde doch ewig leben. In ihr Grab drängte ich wieder die Gewalt, das blanke Gerippe, das aus mir vortrat. Ich atme gleich dir, wir leben zusammen. Schlafe, das wird mir heut die Liebe erfüllen. Leidenschaft stirbt nicht, wenn sie bei dir wacht, weil du ruhen willst. Denn Zartheit nur ist Leben, ich fühle es! Rings aber um sie klappern die harten Griffe, rings um sie wütet die schnelle Entseelung. Zartheit nur ist stark genug, zwischen den Toten sich schwebend zu halten, fein und riesig wie die Sterne!

GRAB DER GELIEBTEN *Kurt Heynicke*

Mein Herz pflanz ich zu Häupten deines Grabes,
Und Trauerweiden fallen drüberhin.
Und Mond, das Totenlicht.
Bald gehen alle Dinge von meinem Angesicht,
Bald stürzen alle Wände,
Und über meine Hände
Strömt überirdisch Licht.
Dann fliege ich
Mit goldner Flöte über blaue Himmelswiese,
Und bin ein Stern
Und tanze selig mit dir auf der flachen Hand des Herrn.

AUF EINMAL Aus „Lieder um Angela“

Kurt Heynicke

Auf einmal brannten die Sterne heller als die Stadt,
Und die Gassen entflohen in den Grund der Nacht,
Und samten umfiel meine Schultern schwarze Schwere –
Da stiegst du aus dem Mond
Und hattest Mohn in silberner Vase.

Und ich dürstete nach der Blutfarbe
Und rief dich tief an.
Da wehte Farn um Deine Füße,
Eine Quelle ergoß sich moosüber in eine Heide-Oase –
Du standest,
Einfach Magd,
Vor mir und hobst die Lippen
Und nahmst den Krug mit dem Wasser des Lebens von deinen Lenden –
Und ich hob mich zitternd aufwärts zu deinen Händen
Und trank
Und ließ mich erfüllen.

GEDICHT Aus „Lieder um Angela“

Kurt Heynicke

Sieh,
Nun brennen alle Fenster vor dem Kuß der Bogenlampen,
Und die Straße biegt sich vor Licht,
Im Zimmer die Teppiche,
Die lautlosen Behüter deines Fußes,
Flammen seltsame Gebilde.
Aber meine Augen,
Diese Augen, Geliebte,
Die den Teppich entlang fliehen aufwärts zu dir,
Wie Tiger, die anspringen,
Ründen Strahlen über dich,
Brennender
Als alle Bogenlampen der gewaltigen Stadt.
Stehen vor dir,
Tiger im Sprung,
Und du fällst,
Fällst,
Geliebte,
Fällst in die gehrenden Nachtgedanken meines Blutes,
In den Blutwillen meiner Sehnsüchte,
Gespannt nach dir durch tausend wartende Nächte des Knaben.
O, wie ist die Seele eine schwimmende Fledermaus im Nachtmeer,
Wenn das Blut den Gesang der Liebe anstimmt;
Und dein lindes Lächeln weh über meine zuckenden Lippen sonnt,
Wenn du offenen Armes die Tempelstufen beschreitest,
Die zu deines Leibes seligen Hallen führen
Und unsere Stunden auf uns warten,
Türme,
Die eine Ewigkeit hoch sind.

DIE INNERE LANDSCHAFT

Walter Rheiner

Wir wollen diesen weißen Mond austrinken,
Der, Welten-Frucht, ob unsern Stirnen reift!
Sieh, wie des Astes Schauerschlange greift
In Sternen-Nest, drin ferne Augen blinken!

In unsrer Brust wir diese See begraben!
Es hissen Felsen dunkelstes Signal.
An Ufern schwelt die Hand, ein Irr-Fanal.
Aus Mündern Worte (Geister-Pferde) traben.

Der Himmel wird das Antlitz uns verzehren.
Es rauscht das Haar, ein finstrer Pinien-Hain!
Die Fische strahlen träumend in den leeren,
Schlafenden Raum des Silber-Golfs hinein.

Schon landen sanft die Vögel an den Schläfen
Der Dämmer-Stirn; sie: eine Zwitscher-Flotte!
Wir warten, daß uns große Winde träfen.
Wir neigen uns dem allzufernen Gotte.

Doch unser Schmerzens-Haupt, mit Dorn gebordet,
Trägt seine Schwere in verquollne Nacht.
Zur Sterbe-Sonne senkt es sich verdorrend.
Herz flattert tot in Lüften klirrendem Schacht.

WACH-RUF

Walter Rheiner

O hört doch! Hört der steigenden Sonne
Musik, Musik, die groß euch umtoset!
Sprühender Stern Kaskaden-Sturz
Brämt eure Braue!

O seht doch, seht der Städte Bewegung,
Die aufwärts, aufwärts ins Licht sich tanzen!
Rhythmischer Häuser Melodie
Tränkt eure Schritte!

So fühlt, so fühlt der irdischen Engel,
Der Frauen Haar über Länder wallen!
Süßester Nacht Gewebe hüllt
Dunkel den Mund euch!

Erlebt, erlebt eure hymnischen Stunden,
Gestellt, gedreht in des Kosmos Gründe!
. . . Zwischen Sonne und Meer, auf vager Bahn,
Doch treibt ihr bewußtlos!

Ja!: und der Vorhang reißt! ! . . . Ihr aber
Stürzt in den Rachen des Alls, und ewig,
Vergeblich!, hämmert der Sterne Chor
An dumpfesten Schädels Grab!

OPERATION *Walter Rheiner*

Wir Schmerzens-Fürsten diesen Thron besteigen,
In Äther-Ozeanen Leichen angeschwemmt.
Die Himmel kreisen. Ach, und Wolken fremd
Entfliehen schnell. Wir uns ins Finstre neigen!

So wallen wir Gespenster durch die Räume:
Eisblumen-Traum auf schneeigen Sarg gebahrt.
Im Fieber wohl wir lachen. Unser Haar
Scheint Flamme uns und süßen Waldsaums Schäume.

. . . Bis ausgespieen wir in Betten brodeln.
Verlassne Stirne! . . . Einsamkeits-Gewölb! . . .
– Doch ach! wir spüren brüderlichen Odem

Verwandten Körper schluchzend uns gesellt!
– O Sensen-Klang, der nasse Stirne rodet
Und leis vergeht! . . . O Antlitz-Morgenröte gelb!

TOTEN-KLAGE (an Erid) *Walter Rheiner*

Du Frauen-Land! Entfalteter blonder Busch!
. . . Und Kirschen tönten sonnig vom Handgelenk,
Da es, ein Abendrot, sich neigte
Süß auf des zitternden Antlitzes Wald . . .

Gedreht im Schein, Fontäne gebaut aus Firn
Und Teich und Ufer mondenentglittner Stadt,
So sank, ein Segel fernher singend,
Wehenden Mundes Silber-Garten.

O Flaggen-Hand, bestickt mit der Sterne Tanz,
Da Meer und Himmel in Ohres Muschel fand,
Und hell ein Wort, Meteor verstrahlend,
Regenbogen die Augen umschlang!

Enttauchter Schwan! O hör, labyrinthisch fern,
So grüßen uns, Gespenst zu Gespenst, wir leis,
Wenn, Erid, deinen Traumes-Namen
Kühl auf die Lippen ich schweben fühle!:

Die küßten dich! . . . Wo schwankt nun dein Falter-Mund,
Du fremde Frau? . . . Und goldner Schulter Signal,
Die waren einst wie Abend-Baumes
Schläferndes, tropfendes Blätter-Lied! . . .

(Sämtlich aus dem demnächst erscheinenden Gedichtband „Das schmerzliche Meer", Dresdner Verlag 1917.)

CARL MENSE *Von H. Z.*

Dieser Maler kann schwärmen: Regenbogenfarben, Schattenwinkel unter breitblattigen Bäumen, leise Sommerabende, die über Hügelwellen langsam daherschreiten, und schwarzlockige Judenmädchen, wenn sie in der Dämmerung weiße Wäsche leuchten lassen und mit ihren roten Lippen schnalzen! Es tropft aus seinen Farben immer der süße Duft der Liebe. Wenn die farbigen Lichtwunder sich fächerartig ausbreiten, sollen sie eine starke und feine Essenz hergeben. Leichten Tau der Begier atmen dann die Geschöpfe ein und aus. Sehr sonderbar sind auch die Beziehungen der Geschlechter untereinander: nur mit ganz dünnen Fäden scheint ihr Leben aneinandergeknüpft zu sein. Die Frauen sind jedenfalls glücklichere Sternwesen und stehen mit allem Blinkenden und Klingenden in engster Verbindung. Es ist, als könnten sie auf kleinen Stöckelschuhen die Lichtstrahlen des Regenbogens entlangschreiten, also fliegen; – so beschwingt ist ihre himmelblaue Sehnsucht, die aber doch sehr von dieser Welt ist. Denn sie alle stammen aus dem nahen Orient.

Die farbige Stereometrie der Landschaften in den Ölgemälden ist klar, so strahlend die bunten Lichtflecken, die den Raum überkuppeln und die Dinge ordnen, daß alle Schatten verfliegen und kristallene Luft des Märchens zwischen Wolke und Erde Spiegelbilder gaukelt. Feenspiele in einer Welt aus Glas. Die einzelnen Farbabschnitte sind kleine, glitzernde Hohlspiegel, aneinandergereiht; jeder einzelne biegt das Licht in eine andere Farbe um. Die Welt schwärmt in Lichtkörpern, hat keine graue Erdenschwere mehr. Farbenkubismus. Im Zentrum dieses Kugelraumes mit dem unendlichen Radius steht der



CARL MENSE: Kühe unter Bäumen, Aquarell



CARL MENSE: In der Dämmerung, Aquarell



CARL MENSE: Landkirche, Bleistiftzeichnung



CARL MENSE: Ufer, Kohlezeichnung

Künstler. Er greift Bilder aus der Sphäre, die Raumordnung des Ganzen enthalten. Nur entspricht jede Ordnung in jedem Augenblick einem Seelenzustand, der die Natur selbst ist. Ihre Mitte ist aber, wie gesagt, der Mensch.

In Bildern und Zeichnungen Carl Menses wiegen sich die Gebilde und Gruppen um unsichtbare Achsen. Gleichsam aus der Drehung entfalten sie ihre Räumlichkeit, schwingen fächerartig in den allgemeinen Raum, der in gleichen Wellen schwingt. Das gibt dem Schweben ein sehr sicheres Gefühl. Der Künstler ist zuweilen ganz hingerissen vom Wellenrhythmus der Welt: Klang der Sphären, angestimmt zu Ehren Marias! Das Wort „Heilig!" tönt dann immer wieder. Überhaupt verlangt er deutliche Vertikalen über allem, was zur Erde zurück will, sich ihr zubiegt: Türme, die den Raum hinaufreißen, steiler Sprung der Brücken zu jenseitigen Ufern, straff aufgerichtete Mauern vieler Stockwerke. Darin drückt sich das Pathos unserer Zeit aus.

Da Mense ein Schwärmer ist, kann er auch erzählen, und seine Aquarelle und Zeichnungen erinnern zuweilen an Blätter frommer Miniaturisten des alten Frankreich, die zugleich sehr wah'sichere Lebemänner waren. Inmitten rührend gläubiger Landschaften russischer Dorfebenen, an besonders schöner Wegstelle, die der Blick sofort bemerken würde, stehen wartend ein paar geschmeidige Mädchen aus Warschau. Nach vollbrachter Andacht kehrt man also zu ihnen zurück. Jüdische Männer, Frauen und Mädchen sind ein Lieblingsthema. Die gelockten Männer treiben selten Späße. Sie sind stets im Begriff, eine Beterhaltung einzunehmen oder die Köpfe zusammenzustecken, Schriftstellen „auszulegen." Sie kreisen um geweihte Tische. Die Mädchen wollen etwas ganz anderes.

Gewiß ist Mense andächtig, wenn er malt oder zeichnet. Er hat die große Freude an den kleinen Dingen, und wenn es sich um Beziehungen handelt, die auf geradem Wege zu Gott führen, muß er ekstatisch musizieren. Sehr zarte und überirdische Farben und viel Licht sind dann das Ergebnis solchen Aufschwunges. Einige stille oder bewegte Landschaftsbilder geben die Welt etwa so, wie sie ein orthodoxer neukatholischer Christ, Chesterton, fühlt: sie ist ein Wunder und voller Abenteuer. Für den, der im Ereignis eine Schickung des wunderreichen und unbegreiflichen Unbekannten sieht.

Carl Mense steht wahrscheinlich auf der Mitte des Weges, den er zu gehen gedenkt. Alle Erfahrungen, die er auf durchmessenen Flächen gewonnen, konnte er bisher miteinander verbinden. Leicht, beinahe spielend, denn sein Künstlertum hat jenen beschwingten Rhythmus, der auch die spröden Dinge geschmeidig macht. Das schöne, weibliche Lächeln der Kunst ist selten geworden! Ihre Liebenswürdigkeit wird den Künstler aber nun nicht verleiten können, das Glück zu locken, um sich schmücken zu lassen, ohne den Willen in eine deutliche Aufrechte zu richten. Dann beginnt die Freiheit in der Wahl der stets willig sich bietenden Mittel.

UNVERBINDLICHES SCHREIBEN

Karl Einstein

Die Stärke des Leibes nimmt ab, Leidenschaften vermindern sich; ich weiß nicht, ob dies vom Übel ist, Denken rundet müde in sich. Der Aphorismus ist in der Monotonie der Form sinnlos. Regenbogen, die Gefängnisse umbiegen; dies verschwand mir. Die unbewegte Mäßigkeit konstruktiver Monotonie streckt mich. Einige Gefühlsbedürftige klagten, als sie jene in einer Metapher antasteten. (Flaubert.)

Ich sehe, daß Bewegung sinnlos ist und halte mich in der gleichen Konstruktion; ich beschränke mich auf die wenigen, mir gestatteten Gegensätze, und wenn diese dem sterbwilligen Kopf nicht genügen, erlaube ich mir Stufe und Tönung, jedoch gänzlich der Psychologie entratend.

– – –

Dies Stufen, o, nur Ausrede, die Konstruktion zu prüfen; nicht dies, vor allem sich mit jener zu genügen. Genügen, aber welche Konstruktion besitze ich denn? Ich habe sie vergessen, dies? Wie jeder gewöhnliche, dachte ich als Knabe, galt mir für klug; dann habe ich die Klugheit vergessen.

Meinem Altern lief das Denken nicht nach. Konstruktion also, was uns verlassen kann, mir entfließt; dem Ereignis, der Sünde unterliegt.

Also die Wahrheit kann nur geringem Erleben genügen. Es bedarf des törichten Willens, das Leben an die Wahrheit zu kleben, und beide werden im Ereignis gegeneinander unwahr. Also es gelte, zur rechten Zeit zu sterben – mit dem Denken.

Elend; Denken ist mühevoll, schmerzend. Also besser, die Ereignisse verleimen in der Idee fixe der Ekstase. Nicht dies; ich ziehe das Vergessen der Gedanken vor.

– – –

Ich lebe im Denken der steten Sündhaftigkeit. Erbärmlich. Ich weiß nicht, was Sünde ist. Sie wurde Hygiene, medizinische Angelegenheit, wie weit sie bekommt, der Gesundheit schadet, der Widerstandsfähigkeit, der „entwickelnden Energie". Aber sie steht in nichts zum Gewissen. Wir besitzen keine Maßstäbe, keine übergeordneten Gedanken. Eine gräßliche Demokratie, Verschlorenheit, hat reißend Kräfte und Entscheidung verhandelt. –

– – –

Wollte man wenigstens eingestehen, daß alles zum Geschwätz geworden, außer dem blöden Elend. Keiner gesteht es. Wer zu alten Behelfen zurückstiehlt, täuscht; denn Menschen können sich nur durch die vergleichlose Revolte des Neuen, das unrelativ Geglaubte, bestätigen. Im besten Fall geben sie Nuancen, Varianten und hetzen den Gemeinen zum Vergleich. Gerade der Besitzende begnügt sich mit Summieren und will von der dicken Zahl die Art erlügen.

– – –

Sie gewöhnen sich, scheu, ängstlich, mißverstanden, die Allüren einer antiquierten französischen Revolution an. Sie haben Gesinnung. Warum sollte ich sie Ihnen glauben, der Sie am Armen ein Honorar (nicht genug, den Druck zu bezahlen) herausschlagen? Sie prassen am (gütigen mißbrauchten) Armen. Am Schluß meinen Sie, immer alles sei gut, weil Sie sich zu Ende doch reimen. Sie lassen den Armen siegen, Sie führen, Sie verteilen Gaslicht. Was, Zuhälter des verlegerisch ausgebeuteten Armen, hätten Sie bewiesen? Sie haben ihre zu billige Tinte in Geld umgesetzt. Rühren Sie nicht an den Ihnen glücklicherweise Entfernten.

Sie wissen, daß Objekte nichts sind. Man mühte sich, dies festzustellen. Sie besitzen doch aber nichts als Objekte, woran Ihre Person, ein Zufall, auf- und abklettert. Vor allem, wir erzeugen zu viel Gegenstände, und nur darauf hat sich die Produktion gestellt. Die Addition, eine schlechte Leidenschaft des Entselbsteten, bemächtigte sich der Vorräte. Und nicht nur dieser; man zerlegt und analysiert (Grundeigenschaft des Unproduktiven) den Gegenstand, um neue Objekte für die ungeheuerlich wachsende Menschenzahl zu erlügen, damit ein jeder sein persönliches Objekt besitze und darin zur Individualität werde. Zahl und Vermehrung der Objekte muß eben dem Wuchern der ehrfurchtslosen Individuen entsprechen. Noch eines; damit all diese Atome nicht ins Weite splittern, kompliziert, leimt man sie zusammen, so das Kompilatorische der Künste. Da das Individuum von seinem Objekt aus gemacht, beherrscht wird, produziert man den Mythus des Eigentums der Objekte; denn ohne Gegenstand wird das heutige Individuum sinnlos; und je reicher addiert die Zahl der Objekte, um so reicher das Individuum. So der Aktivismus der Objekte. Die ganze Psychologie, Geschichte wird von den Objekten gemacht und jene ist nur Zergliederung seiner Objekte, der Empfindungen. Diesem Verhältnis von Objekt und Mensch entspricht die Sklaverei der Menschen untereinander; man kennt nicht mehr den Würdigen, vielmehr den Benutzten, den zu Addierenden. Man zerlegt ihn in Bedürfnisse, damit er immer mehr Objekte erringe. Es war gerade der Sozialist, der den Menschen als volkswirtschaftliches Mittel erfand, er erfüllte das Ideal des Unternehmers, den völlig zu Organisierenden, die Zahl der Addition.

– – –

Es ist dies der Rückprall gegen die Selbstung. Der Protestantismus mutete jedem die völlig freie Person zu. Wer vermag das zu ertragen, und ist es nicht die völlige Formlosigkeit? Man stattete diesen Freien mit dem Correctiv des Gewissens aus; dies aber wurde rasch nur Deckwort für Staat, Recht, Gesellschaft, ein gänzlich Allgemeines, worin man alles grenzenlos imaginieren konnte. Die Pflicht war geschaffen und wurde durch vielfältige Bedürfnisse und Objekte verdeutlicht; das Recht aber blieb vage, da es an ein den meisten Unerfülltes, was eben sie nicht besaßen, das Selbst, verflatterte. So waren zunächst nur die Pflichten gegen die Objekte da, die geradezu mechanisch (addierend) von den Objektbesessenen, Besitzenden zu gebieterisch zwängenden Ideologien verwölkt wurden.

– – –

Sie behaupten, diese Dinge und Begriffe seien definiert und somit substantiell geworden. Ich weiß nicht, was Zwingendes eine Definition gibt. Verändert sie den Gegenstand nicht? Was wird dann tatsächlich

geändert, wenn dieser welchem Bezirk eingegliedert, oder übergeordnet wird? Oder, was mir wahrer erscheint, man ändert unbewußt durch Ordnen und Definition den Gegenstand; dann will man mich der Definition unterwerfen, damit ich dem Gegenstand und allen möglichen Folgerungen diene. Der Mensch eben entgeht nicht dem Mythus des Denkens noch der Ideologie. Aber man machte Sachen zur Ideologie, die eben niemals Ideologie sein können. Die Ideologie der Sachen, das ist falsch. Die Formen des Denkens in Sachen zu drängen, dies schließt Auflösen des Menschen in die Dinge ein und heißt, die Dinge zum selbständigen Subjekt machen, deren Prädikat oder Adjektiv man dann eben ist. Das ist Aberglaube der Weltseele, Pantheim der funktionslosen Sachideologie. Da die Dinge dachten, mußte man ihnen Funktion anlügen. Man gab ihnen Personengeschichte, Entwicklung, das heißt, man übertrug das eigentlich Menschliche, funktionelle Qualität, in sie. Aber der Mensch, erdrückt von der Mehrzahl und der infolge Entwicklung maschinell gesteigerten Objekte, unterlag diesen und die Sachideologie wurde zur „Form“, Ausdrucksweise ertöteter Person. Der Mensch, Motor, getrieben, beschleunigt und gequält. Ding-Motoren, rascher und stärker als er, wurden, o Furcht vor der Gewalt – Form seines beschleunigten expansiven Denkens. Welch Enthusiasmus der Bogenlampen u. s. f.!

– – –

Sagten wir doch einfach, daß wir beim Bankrott angekommen sind. Wo wäre unsere Zentralidee, wo unser Gesetz (anerkennenswert), wo unser Mythus? Verhindert doch nicht mit Archaismen die Liquidation und laßt die Schauspielerei! Man hat dessen genug! Hemmungslos stürzt ein jeder zu dicken Ideen. Erst seid wenigstens der Sünde bewußt! Mit dem Erkennen der Sünde ist nichts getan; das ist wertlos. Es geht lediglich darum, wie wir leben könnten, ohne dem anderen zu nützen, noch ihn zu schädigen. Denn wer weiß, ob er den anderen mit dem Nützenwollen nicht zerstört? Zunächst mag jeder Ruhe zu sich haben, um unverwirrt zu bleiben. Bestürmt nicht den der dicken Idee Ungewohnten! Damit wird er nur verlegen. Ein bestimmter Vorrat an Ideen fordert Erfüllung, ein Äquivalent an Handlung; doch naturgemäß von dem, der Idee besitzt. Aber Denken gilt heute für ein Fach und als Entschuldigung, nicht zu handeln. Gewiß, es gibt Gedanken – täuschen wir uns nicht –, die im Theoretischen verbleiben, aber man fürchtet die Ergebnislosigkeit unserer Artistik und behauptete Anwendung, die Tat. Gestehen wir ein, daß wir hierzu nicht roh und schwach genug sind. Warum nicht im Imaginären verbleiben, doch muten wir nicht den Mythus denen zu, die nicht mit uns denken. Wie Kaufleute wollen Sie Gedanken (theoretischer Art) in die Allegorie Metapher des Geschehens umwechseln; Sie schreien, der Dichter schafft es, es ist nötig. Wie überflüssig sind wir, muten Sie sich nicht zu vieles zu. Ersticken wir trotzdem nicht in der Terminologie der großen Worte (turris eburnea). Die anderen sprechen vom Zweck, der gewollten Wirkung, der Entwicklung des Lesers, dem politischen Optimismus. Wie kann man den Ablauf ausrechnen, oder wäre dies Kunst, die berechnete Wirkung, der vorhergesehene Effekt? Doch wo wäre heute genaue Verbindung zwischen Leser und Schreiber? Und wie sie wieder herstellen? Wer traute Ihnen und wem glauben Sie? Gestehen wir den Bankrott der dicken Ideologien.

„DEINE UNTERHOSEN SIND SCHÖN.“

Von Mynona.

Bitte, gegen meine Familie läßt sich nicht das geringste einwenden! Wir saßen um unsern ovalen Eßtisch im schönen dunkelbraunen Speisezimmer: mein Urgroßvater, ein rüstiger Witwer, der nur den Fehler hatte, wegen Weitsichtigkeit seine Hand mit der Gabel zu verwechseln; meine beiden Großelternpaare, lebhafte Greise, die sich aber für kleine Kinder zu halten schienen: „Du bist nicht artig“, sagte Großmutter Emma zum angeheirateten Großvater Karl. „Nein!“ antwortete dieser natschig, „die Lise (seine Frau) nimmt mir meine Klößchen weg.“ Großvater Adolf, Emmas Mann, fing immerfort Fliegen, traf aber daneben und warf Salzfässer und Weingläser um; übrigens sprach er nie. Über meine Eltern brauche ich kein Wort zu verlieren; schon ihr Anblick erheiterte dermaßen, daß einmal eine Trauerversammlung, als sie eintraten, Lachtränen vergoß. Meine Eltern sind gewiß schön, aber nur seelisch; aus Pietät äußere ich mich nicht weiter. Die Geschwister, drei reifere Herren und ein Backfisch-Zwillingspärchen, halte ich für Dutzendleute. Die Brüder spielen meistens

Karten, erlauben aber Papan nicht, zuzusehen oder gar mitzumachen, weil sie dabei ernst bleiben wollen. Sie vergessen, daß es nur Spiel ist und verhauen einander in der Regel wegen vermeintlicher Betrügerei. Die Schwestern pfeifen nach Tisch Duette, benehmen sich überhaupt flegelhaft; bei den Schularbeiten nehmen sie ihre Zöpfe in den Mund und schlenkern bengelhaft mit ihren dünnen Beinen. Ein Onkel verdient keine Erwähnung, er gleicht einem alten Haustier.

Dagegen drei älterer Tanten will ich gedenken. Tante Paula, Pu.tchen gerufen, war sehr bigott und schrullig; sie kam sich heilig und aetherisch vor und verachtete die ganze Familie. Tante Gertrud, Tuktuk genannt, weil sie wie ein Huhn sprach, war ein lieber Kerl; sie hatte eine sonderbare Schwäche für meinen Urgroßvater, der aber nichts von ihr wissen wollte. Tante Margarete schließlich datierte ihr Alter gern zwanzig Jahre zurück und versuchte, sich den Backfischen innig anzuschließen, wogegen sich diese aber sträubten; sie nannte sich selbst Greteli, Griterchen, Margerle, liebte sich über die maßen, hielt sich für einen Ausbund von Schönheit und Anstand. In ihrem Interesse bedaure ich es sehr, daß man auf sich selber viel liebenswürdiger wirkt als auf andere.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich unsern Diener August und unsere Magd Bianka. August trug (ich glaube, auch nachts im Bett) ständig einen zerbeulten Zylinder von rostfarbenem Schwarz; sah aus wie eine Karikatur des alten Goethe und war stolz darauf. Bianka war verteufelt hübsch. Großvater Karl meckerte verliebt hinter ihr her. Sie war ein munterer Quirl und lachte immer wieder herzlich über den Anblick meiner Eltern.

Ich selbst heiße Tonerl. Ob ich etwas wert sei, mögen Sie selber beurteilen. Ich gebe Ihnen sogleich Anhaltspunkte. Betonen möchte ich aber meine geradezu widerliche Eitelkeit: eitel war ich auf mein Ich mit allem Drum und Dran, mit Haut und Haaren, Kleidern und Seele.

Ich erwähnte gleich anfangs unsere Familienversammlung im Eßzimmer. Bianka trug eine Schüssel mit köstlichen Fischen auf; sogar der Urgroßvater schnupperte mit den Nüstern. Aber ich allein von der ganzen großen Familie bin kein Liebhaber von Fischen. Man sagt ja, das Menschengeschlecht sei, wie alles Leben, aus dem Wasser entsprungen; vielleicht flößt mir eine tantalidische Ahnung dieses Grauen vor allem Fischigen ein? Ich nahm keinen Bissen davon zu mir – und das rettete mir das Leben, welches meine gesamte Familie bei dieser Gelegenheit einbüßte; auch Bianka und August suchten das eventuell bessere Jenseits auf. Sie starben alle, und eine merkwürdige Ironie wollte es, daß ausgerechnet mein Urgroßvater das zäheste Leben hatte. Der Fisch war giftig gewesen und verursachte diese zweifellos erschütternde Katastrophe.

Nun, sonderbar genug! Meine Eitelkeit übertraf meine Trauer. Als einziger Erbe des nicht geringen Vermögens fühlte ich mich zugleich als die Quintessenz meiner gesamten Familie, als summarischen Repräsentanten ihrer vereinzelten Qualitäten. Ich fühlte mich vereinzigt. Meine todestraurige Melancholie (es waren halt doch nette, liebe Angehörige gewesen) durchdrang sich mit diesem Besonderheitsgefühl, und diese Gemütsverfassung bestimmte mich zu dem Entschluß, die Einsamkeit aufzusuchen. Ich verpackte mein Erbteil mit Hilfe eines Spediteurs und ließ es nach einer öden friesischen Insel transportieren, auf der ich mich in einer abgelegenen, blockhausähnlichen Villa eremitisch einrichtete. Dort weihte ich mein noch übriges Leben nur der innigsten Familienpietät. Ich weiß nicht recht, ob ich mich hier selber verstehe? Ich verüble niemandem, wenn mein Gebaren ihn bizarr dünkt. Aber auf einen Schlag die ganze Familie zu verlieren, ist an sich schon ein Beweggrund zu sehr wunderlichem Verhalten. Hinzu aber, wie gesagt, kam meine sich geradezu komödienhaft entwickelnde Eitelkeit!

Zunächst tappte ich nur blindlings dem Ziel meiner pietätvollen Instinkte nach. Ich ließ mir die Familie in Wachs modellieren und arrangierte sie im ererbten Speisezimmer-Meublement in alt-liebvertrauter Weise. Von diesem Versuch rate ich ehrlich jedem ab, der seinen verstorbenen Angehörigen wahrhafte Pietät weihen will. Gewiß! Es wehte mich so herzlich, so alther, so schauersüß an; der wächserne Urpapa zumal! Es wirkt aber auf die Dauer... Goethe würde sagen, zu apprehensiv. Ich entfernte wieder einen nach dem andern, obgleich meine Eltern mich lächerten und die Backfische drollig genug waren. Verstehen Sie mich, es wurde mir zu gespenstisch –.

Mochte das hingehen: aber meine persönliche Eitelkeit ging so schauderhaft leer aus.

Einstmals nun ertappte ich mich auf mimischen Imitationen meiner vielleicht seligen Lieben. Ich saß in der Haltung des Urgroßvaters Karl da; schließlich konnte ich jeden Einzelnen imitieren, die Damen nicht ausgenommen. Ich übte mich, spielte schließlich jede Familienrolle, sogar die Backfische; Augusts und Biankas nicht zu vergessen. Ich zwang meine Stimmbänder zu den Klängen der Organe meiner Verwandten. Es gelang immer täuschender. Ich glaube, zuletzt verlernte ich mich selber. Dieses Spiel füllte nun meine Einsamkeit in trostreic hster Weise aus. Ich ersetzte mir meine verlorene Familie; sie erstand in meiner Person mit jedem Tage frappanter von den Toten.

Wöchentlich dreimal besorgte eine entfernt wohnende Insulanerin, eine verknöcherte Seemannswitwe, meine Aufwartung. Da kam mir der gelungene Einfall, ihr die kassierte Wachs-Familie, über die sie sich für meinen Geschmack übertrieben gewundert hatte, lebendig in meiner Person vorzuführen. Ich begann mit den Männern und empfing die Alte, nach der Anciennität, zunächst als mein Urgroßpapa; besaß ich doch sämtliche Originalkostüme. Die Alte starrte mich verdutzt an, schüttelte stumm ihren magern Kopf und ging an die Arbeit. Schließlich waren alle Männerrollen abgehaspelt. Die Alte äußerte sich nicht. Nur als ich zuletzt unsern Diener August gab, sagte sie anerkennend: „So könnte der Herr mir eigentlich bei der Arbeit helfen!"

Sehr überrascht aber schien die Alte, mich das nächste Mal in Form meiner Großmutter Emma wiederzusehen. Sie schlug die Hände wiederholentlich über dem Kopf zusammen, schwieg jedoch still. Diese Leute hier reden überhaupt nicht viel. Meine Mutter vergnügte die Alte innig; sie kreischte vor Entzücken! Ich nahm es als Dakapo und gab diese Rolle mehrmals. Nach Bianka, auf die sie ein wenig wütend zu sein schien, kamen endlich die Backfische an die Reihe.

Im Vertrauen gesagt: diese Aufgabe fiel mir sehr schwer. Ich vereinfachte sie mir, indem ich, da die Zwillinge einander ähnelten wie ein Ei dem andern, nur einen darstellte. Ich legte meine Ehre hinein, ihn bis auf das intimste Wäschestück getreu zu imitieren. Vor einem großen Wandspiegel probierte ich die ganze Nacht hindurch, bevor die Alte kam, meine kleine Schwester Nini, deren Wäschestücke mir leider nicht recht passen wollten. Ich zwängte meine Schenkel in ihre engen Unterhöschen und paradierte damit vor dem Spiegel. Im selben Augenblicke sagte deutlich die Stimme Mimis, des andern Zwillings: „*Deine Unterhosen sind schön!*" Mir wurde rätselhaft zu Mute. Die Stimme schien aus dem Spiegel zu tönen.

Vergeblich, dieses Phänomen zu erklären! Ich untersuchte und grübelte umsonst. Ich konnte die Ursache nicht entdecken. Vermutlich war es das Echo meiner Eitelkeit, welches aber nur deshalb so laut wurde, weil ich, im Grunde genommen, so verzweifelt traure. Übertäubt man seine Seelenschmerzen mit banalkomischen Allotria, so melden sie sich wahrscheinich desto drastischer, aber eben banal. Jedenfalls empfing ich als Nini meine Alte.

Einen mächtigeren Effekt habe ich nie bewirkt! Sie rannte weg und kam mit allen Ortsbehörden, dem Arzt, dem Apotheker und einer Menge Gendarmen und Nachbarn wieder. Wir strengten uns an, uns gegenseitig zu verständigen. Ich nahm meinen Mädchenzopf zwischen die Lippen und schlenkerte mit den Beinen. Die Leute lachten und johlten. Der Arzt empfahl mir ein Sanatorium.

Ich habe sehr stark den Eindruck, daß diese Leute ihren Toten nicht ordentlich nachtrauern. Dabei gibt ihnen der Dichter den so praktischen Rat: „Seele, vergiß sie nicht!" Ich will jetzt mal zusehen, ob ich pietätvoller Verwandlungskünstler werden kann: in fünf Minuten meine ganze Familie!

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER:

BEI OESTERHELD & CO. / BERLIN W 15

ERSCHIEN ALS LIEBHABER-AUSGABE SOEBEN:

KÖNIG TOD

NOVELLEN UND LEGENDEN

VON

DIETZENSCHMIDT

MIT 8 ORIGINAL-LITHOGRAPHIEN VON AD. ED. HERSTEIN
LIEBHABERAUSGABE: MARK 10,— BROSCHIERT, MARK 12,50 GEB. VORZUGSAUSGABE: 25 EXEMPLARE IN GANZLEDER GEBUNDEN, DIE LITHOGRAPHIEN AUF JAPAN, M. 75,—

An den Namen DIETZENSCHMIDT wird sich die Hoffnung jungdeutscher Dichtung knüpfen. Er hat hier das gewaltige Problem Tod, als eine Art Totentanz, in einen Reigen merkwürdiger und legendarischer Ereignisse gestellt und so lebendig gestaltet, daß sie Erlebnis werden. Die Zeichnungen haben bleibenden Kunstwert. Für Liebhaber moderner Kunst unentbehrlich.



MENSCHEN

Zeitschrift für neue Kunst
Herausgegeb. von Heinar Schilling u. Felix Stiemer
Schriftleit. Walt. Rheiner

Erscheint 1919 halbmonatl., Bezugspreis 5 M. halbjährl. (12 Nummern). Der erste Jahrgang (1918) kostet vollständig (10 Nummern) 10 M. Einzelnummern können nur noch von Nr. 6 – 10 abgegeben werden (je 1 M.)

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag

FELIX STIEMER
DRESDEN-A 20
PostscheckLeipzig33016

Residenz-Kaufhaus G·m·b·H



Zeitgemäßes Einkaufshaus für Bedarfs- und Luxusgegenstände Neuerscheinungen des Aktions- und Kurt Wolff-Verlages usw.

Theater- und Konzert-Kasse

SEPTEMBER HEFT **JAHRG. 1**



A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Septemberheft — **INHALTSVERZEICHNIS** — **1. Jahrgang**

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1918 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Aus dem Inhalt des Maiheftes (fast vergriffen):

ADOLF BEHNE: Kunst oder Sentimentalität? H. Z.: Oskar Kokoschkas Graphik, THEODOR DÄUBLER: Paul Klee, DICHTUNGEN von Camill Hoffmann, Karl Otten, Alfred Wolfenstein, Mynona, Dietrich, ABBILDUNGEN nach Werken von Oskar Kokoschka, Paul Klee u. a.

Aus dem Inhalt des Juniheftes:

THEODOR DÄUBLER: Der Fischzug von Talamone, H. Z.: Kees van Dongen, LUDWIG MEIDNER: Erinnerung an Dresden, WALTER HASENCLEVER: Kunst und Definition, DICHTUNGEN von Karl Otten, Ernst Wilh. Lotz, Paul Adler, ABBILDUNGEN nach Werken von Oskar Kokoschka, Kees van Dongen, Ludwig Meidner u. a.

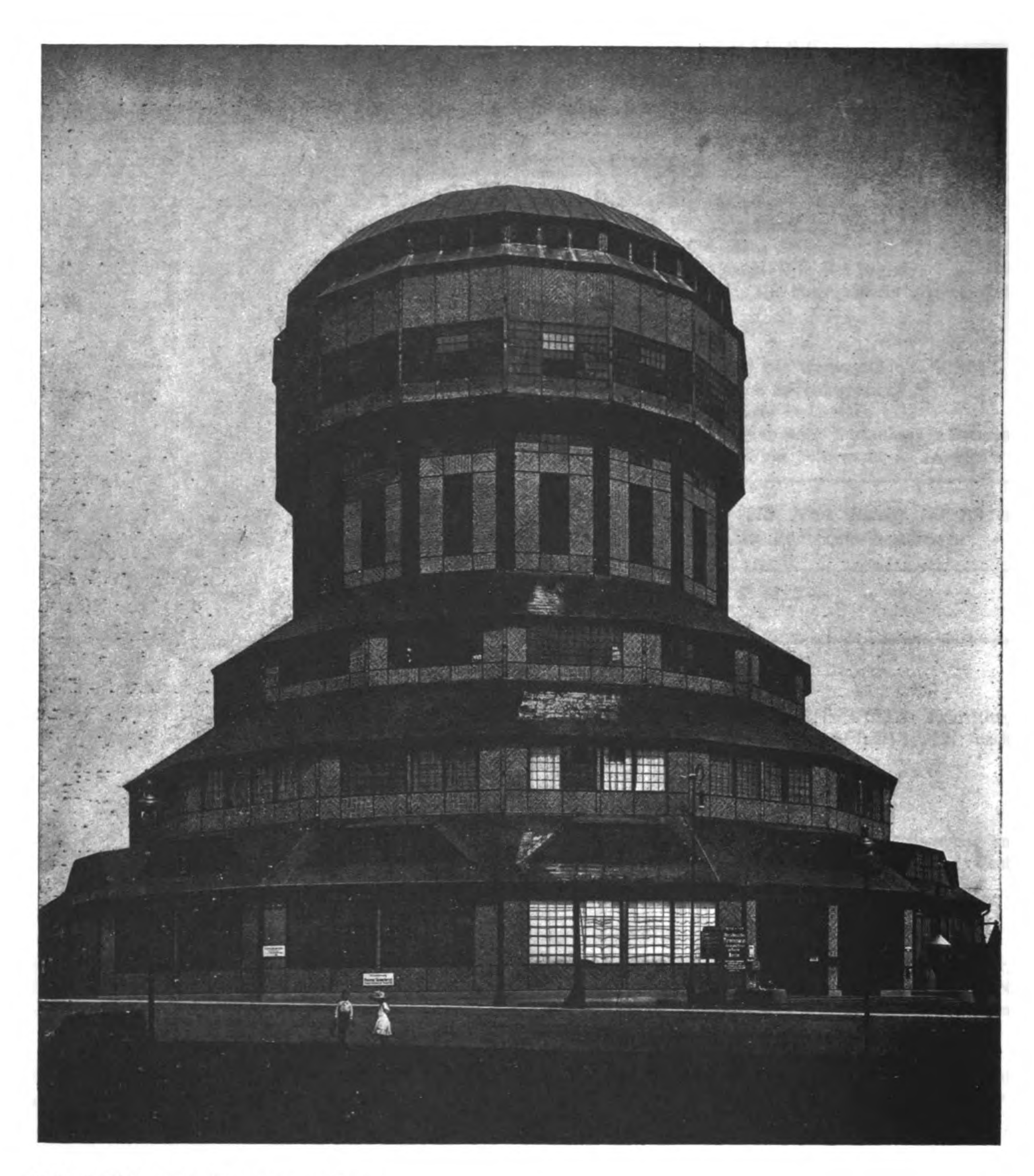
Aus dem Inhalt des Juliheftes:

HERMANN ESSIG: Die Gänsemagd – Auf dem Trockenplatz, ALFRED GÜNTHER: Ludwig von Hofmann als Graphiker, H. Z.: Felix-Müller – Hermann Huber, DR. RUDOLF MANASSE: Bemerkungen über politische Kunst, DICHTUNGEN von Alfred Günther, Friedrich Sebrecht, Herbert Kühn, Anton Schnack, Paul Kornfeld, ABBILDUNGEN nach Werken von Ludwig von Hofmann, Hermann Huber, Felix-Müller u. a.

BERICHTIGUNG: In dem Gedicht „Wüste" (H. Kühn) S. 60 steht infolge eines Druckfehlers Zeile 4 „eingewürzt", richtig ist „eingewürgt"; in der Dichtung „Verklärung" vom gleichen Dichter (S. 60) 2. Spalte, Zeile 5 „Wein", richtig ist „Schein".

Aus dem Inhalt des Augustheftes:

KARL OTTEN: Das Kloster in Stiri – Adam, ALFRED WOLFENSTEIN: Die Seele, KURT HEYNICKE: Grab der Geliebten – Auf einmal – Gedicht, WALTER RHEINER: Die innere Landschaft – Wach-Ruf – Operation – Toten-Klage, H. Z.: Carl Mense, CARL EINSTEIN: Unverbindliches Schreiben. MYNONA: Deine Unterhosen sind schön. ABBILDUNGEN: CARL MENSE: Madonna – In der Dämmerung – Kühe unter Bäumen – Landkirche — Ufer.



HANS POELZIG: Wasserturm in Posen

1918
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DER SELBSTMÖRDER *Von Dietrich*

Der rote Uniformkragen preßte Sylvesters Hals, als ob er ihn würgen wollte. Der Soldat lief mehrere Schritte vorwärts, blieb dann wieder stehen und horchte hinter sich in den Nachtpark.

Er konnte es nicht loswerden. Alles das. Die vorige Nacht! ... Jemand ging immer dicht hinter ihm ... Als Junge war es genau so gewesen ... immer Verfolger im Rücken ... Er blieb stehen ... horchte ... nichts ... Er schritt weiter. Das Erlebnis der vorigen Nacht trieb ihn vorwärts. Er konnte es nicht loswerden. Es war immer dicht hinter ihm ... Er verstand nicht, warum es so hatte kommen müssen. Er fragte immer wieder nach dem Warum. Sein Blut hämmerte. Er war überwach.

Ab und zu quälte ihn etwas. – – Als Junge hatte ich die Angst ... Eine Epidemie: ... die Angst. Immer bekam ich weiße Flecken davon im Gesicht. Einmal bei einem Tauffest. Jemand holte etwas aus der Tasche. Ich solle aber nicht erschrecken. Ließ es über den Tisch laufen. Ich erschrak nicht. Ich erschrak wahrhaftig nicht. Aber die Angst war auf einmal wieder da. Und die Angst, zu erschrecken ... „Erna war aber gar nicht erschrocken, hämhäm ..." Ich fühlte, daß ich rückständig war. Gegen ein gleichaltriges Mädchen rückständig war. Ich schämte mich. War ganz weiß. Hatte die Angst. – – Warum fällt mir das jetzt ein? – – Er lächelte ... Warum fiel ihm das jetzt ein? – –

Einmal hatte ich mich im Wald verlaufen. Traf plötzlich eins der Nachbarmädchen. Ich glaube, es hatte gelacht, gewinkt. Es war niemand sonst im Wald. Ich wollte den Weg wissen, aber ich schämte mich. Konnte nicht fragen. Schlich davon ... ins Dickicht. – – Warum fällt mir das jetzt ein? Was will das alles? – – –

Er lächelte nicht mehr. In langsamen Windungen bohrte sich etwas immer tiefer und heißer ihm in die Brusthöhle. Gleich darauf war ihm, als ob er mitten durch ein gräßliches Gelächter davonstürzen müsse. Immerzu ... bis er zusammenbräch ... irgendwo. – – – Sein Schritt wurde immer hastiger. Hatte er Fieber?

Dann auf einmal stand er mitten auf der Querallee. Nach Strehlen zu. – Was wollte er? Er hatte nichts mehr da draußen zu suchen. Selbst heimlich in der Nacht nicht. – Er wollte nur die Laternenreihe entlang sehen. Ganz da am Ende war ein Haus. Das wußte er. Am Tor rankte Efeu. Er war häufig dort gewesen. Sie hatte ihn stets am Tor erwartet ... Was wollte er? Er hatte jetzt nichts mehr dort zu suchen ... War nur stehen geblieben, um einen Moment da in die Richtung zu sehen. – – Nun drehte er sich um und entfernte sich entgegengesetzt. Zuerst langsam ... dann immer unruhiger. Bis er die Stübelallee erreicht hatte. Blieb dort wieder stehen. Holte Atem. Horchte erschöpft auf das ferne, heisere Bellen eines Hundes. Und ließ sich auf einer Bank nieder.

Eine Weile blieb er reglos sitzen. Dann lachte er. Lachte ihren Namen. Den einen, den einzigen, den geschwisterlichen, geliebten Namen. Ärgerte sich gleich wieder. Wollte ruhig sein ... still sein ... Wurde von der gezwungenen Ruhe noch verzweifelter. Daß er nicht mehr sitzen konnte ... aufspringen mußte. – Dann war wieder jemand hinter ihm, ganz

unerwartet, ganz nah. Einmal glaubte er bestimmt, Böhme stände hinter ihm ... um seine Gedanken zu behorchen? ... und ihm höhnende Antworten darauf zu geben ... ihm, der verloren hatte.

Verloren! Das war das Wort. Verloren ... Das verhexte ihm das Trommelfell. Jeder Laut mußte erst durch dies „Verloren“, eh er zu ihm drang. Eh er ihn verstand. Was nicht da hindurch wollte, mußte draußen bleiben, fand keine Beziehungen zu ihm.

Verloren! Sie verloren!

Sylvester rang nach Atem. Spürte wieder das Würgen des roten Uniformkragens ...: Fiel ihm der morgige Tag ein. Der Dienst nach den zwei schlaflosen Nächten. Für die erste Kompagnie war Schießen festgesetzt. Morgen, das hieß in sechs Stunden.

Aber gleich hatte er das wieder vergessen. Es war so gleichgültig, was morgen würde. Was ging ihn das jetzt an! Jetzt! – – – Hinter ihm stand immer nur das Vergangene. Was geschehen war. Was anders hätte geschehen können. Geschehen müssen ... Wenn ...

O Gott, gab es denn nichts, das sie wieder zu ihm führen würde; waren denn die Jahre ihrer geschwisterlichen Gemeinschaft alle von dieser einen Nacht ausgelöscht worden? Und warum? ... Gott! ... Weil ein anderer davon Besitz ergriffen, was er nicht zum Besitz, zum Ding erniedrigen gekonnt? – – – Nein, es gab nichts, was sie wieder zu ihm führen würde ... Denn sie konnte ja keinen eigenen Weg mehr gehen. Gehörte jemand an. War jemandes Weib, Magd, die er nicht begehren durfte.

Gertrud!

Der Wind nahm ihm den Namen aus dem Mund. Er war klanglos geworden. War Vergangenes. Gespenst, das ihn quälte. Ihn anfiel mit all den Ereignissen der letzten Jahre ... Er stand hilflos dazwischen. Mit heißen Augen. Einer, der gerichtet wird. Der Rechenschaft ablegen muß ...

– – – –

Das erste, was Sylvester einfiel, war der Sommernachmittag auf der Berghöhe. Gertrud geht neben ihm. Sie finden die Bank, wo er sie im Vorjahr kennen gelernt. Er ist glücklich, denn er liebt sie, ohne daß er es weiß. Er weiß nur, daß sie anders ist als alle die andern. Vielleicht ist sie gar kein Mensch ... Sie ist sicher kein Mensch ... In dieser Stunde ist er ganz glücklich ... wie sie so blau da vor ihm in der Sonne steht. – Sie spricht von ihrer Kindheit. Er fühlt, wie sie noch jetzt Kind ist. Das macht ihn noch glücklicher ... Ab und zu sagt auch er etwas ... Lieber hört er ihr zu ... ihrer Stimme ... ihren zahllosen kleinen Worten ...

Entdeckt er am Waldrand die Gestalten des Rothaarigen und eines Unbekannten. Etwas bedrängt ihn ... Alb ... Ahnung ... — Sie darf unmöglich mit denen in Berührung kommen. In plötzlicher Eile verabschiedet er sich von ihr. Wie er ihr nachsieht, fällt ihm ein, daß sie außer mit ihm tagtäglich mit soundsoviel anderen Menschen in Berührung kommt. Daß er das vorher noch nie bedacht hat. Einen Augenblick noch sieht er ihr nach. Im nächsten steht er den beiden gegenüber. Der Unbekannte heißt Böhme. – Im übrigen, Bellmann sei verhaftet worden. – Der Rothaarige ist schon mitten im Bericht: ein Weib habe ihn verraten; eine Freundin, wie er sie genannt: „ – Bellmann hat noch kein nacktes Weib gesehen, kennt nur Freundinnen.“

Sylvester zuckt zusammen. Man geht zu dritt in den Abend. Böhme ist wie ein Schatten des Rothaarigen ... ohne Selbst. Der Rothaarige entwirft Agitationsprogramme ... Sylvester hört wenig zu. Ist weit fort. Halb bei Gertrud ... halb bei Bellmann ... Schließlich geht der Mond auf. Man trennt sich. Böhme macht eine Verbeugung ... Nun ist Sylvester allein ... Bellmann ... der Jüngste ... der Bruder Benjamin ... Es ist unabänderlich ... man wird ihn erschießen ... Wie öde der Mond ist.

– – – –

Wochen danach. Er entdeckt eines Tages, daß sich die Stellung verschiedener Menschen gegen ihn irgendwie verändert hat ... langsam verändert ... das ist ihm zuerst gar nicht bewußt geworden. Freilich manchmal, nach Gesprächen ... hatte er sie auch richtig verstanden? ... Es war eigentümlich ... obgleich ihm die Worte völlig klar gewesen ... trotzdem ... Das wiederholte sich. – – Schließlich verschlingt ihn eine dunkle Unruhe ... wie ein großer Schatten, dessen Ursache er entgegengeht ... immerzu ... durch monotone Wochen ... Kasernenhofdienst ... ein Tag wie der andre ... taub ... blind ... und doch mit dieser wachsen-

den, ahnenden Furcht ... so im Halbbewußtsein ... Wochen ...

Dann ... unvermittelt ...: der Versammlungsabend. ... Er weiß auf einmal, daß alle gegen ihn sind. Ist ihnen lästig geworden ... Bellmann war ihnen auch zu religiös (nächste Woche ist Verhandlung! ... Hochverrat ... Bellmann). Dennoch hat Sylvester zu reden begonnen ... Worte entfallen ihm ... werden Sätze ... mechanisch ... absolut mechanisch ... Seine Gedanken konzentrieren sich ganz anderswo ... um einen Punkt. Dort – links unter dem Fenster ... Punkt ... oder Gesicht ... Er merkt, daß das ein Duell ist. Er oder der Rothaarige. Unwillkürlich hat sich seine Stimme erhoben. Aber die zynische Ruhe des andern ist nicht zu überschreien: – wenn seine Lippen ein einziges Mal gezuckt ... Wimpern ein einziges Mal geflippert hätten. Plötzlich bricht Sylvester ab – mitten im Satz. Hat ein Geräusch im Ohr, wie auf einem Schiff, wenn sich Meer und Himmel zusammenziehen. Das Gemurmel wird lauter, drohender ... Sylvester hat den Punkt verloren ... wankt ... taumelt ... sieht dann plötzlich den Rothaarigen übergroß neben sich ... hört die Zurufe der Umhersitzenden: ... Der Rothaarige soll reden ... soll reden ... Hört noch ... versinkt wieder ... Wrack ... wie wenn Himmel und Meer ... Was?

Endlich steht er draußen ... Straße ... Es ist noch nicht ganz Nacht ... Er will nach Hause ... Durch den Eliasfriedhof, wie immer.

Aber heute bleibt er auf einmal mitten darin stehen ... betrachtet zum erstenmal aufmerksam die Grabhügel ... Kreuze, Totenbäume ... – Wie er dann weitergehen will, steht Gertrud hinter ihm. Hat ihn schon draußen gesehn. Sieht, daß er leidet; fühlt, wie er leidet ... drängt in ihn ... – Sylvester wehrt nur ab ... möchte allein sein. – – Aber nach einer Weile sieht er sie auf einmal unerwartet wie fragend an ... streicht ihr wie einem Kinde über das Haar ... fühlt, wie eine Lebensnähe von ihr ausstrahlt, der er sich nicht zu entziehen vermag ... Fragt nun – noch allerhand: – – – Sie erzählt ihm, daß sie mit Böhme in der Heide gewesen, erzählt ... Aber das andre hört er nicht mehr. Ist langsam erschrocken ... freilich, es war nicht zu vermeiden gewesen, hatte sie Böhme neulich vorstellen müssen.

Ob Böhme „jetzt gleicherweise ihr Freund sei wie er". – – Sie sieht ihn an ... verwundert: „Er ist doch auch dein Freund." – – Ob Böhme sein Freund ist? Seit Tagen hat er allerdings einige Beziehungen zu ihm gefunden. Aber Freund? Er hat da noch nicht recht drüber nachgedacht. – – –

Ein Stück Wegs gehen sie noch zusammen. Er hört den Klang ihrer Stimme. – – Plötzlich verabschiedet er sich von ihr ... will allein sein ... nur allein sein. – Ob Böhme sein Freund ist?

– – – –

Will allein sein ... Den Kreis ganz vergessen ... alle ... die Versammlungen, Pläne ... alles ... nur allein sein ... So gehen Wochen ... Beziehungen sind nur noch zu Dingen vorhanden ... Häuser begegnen ihm mit seltsam groß aufgerissenen Torhöhlen ... Laternen wandeln hinter ihm drein ... ein Turm bedroht ihn ... Dann wird Herbst ... Baumskelette werfen braune Erinnerungen ab ... Schließlich schneit es ... taut wieder an den Mittagen ... triefende Dächer hängen schlaff an ihren Giebeln ... Der Schnee, der endlich liegen bleibt, besänftigt ihn.

Gertrud sieht er ab und zu ... für Minuten zerfällt dann der Nebel ... etwas Rotes glimmt in ihm auf ... aber er bangt davor, flieht wieder in Häuser, Bäume, allerlei Gegenstände, die in ihm wurzeln, ihn durchwuchern, in ihn aufgelöst sind. Um sich doch immer wieder zu dem einen Gedanken zusammenzuknebeln ...

... Ob Böhme sein Freund ist? ...

Eigentlich ... er sagt noch gar nicht „Du" zu ihm. Das fällt ihm auf, wie er einmal durch den Nebel hindurchhört, wie Böhme zu Gertrud „Du" sagt. – Sind sie Freunde? ... Oder sind sie Rivalen in der Freundschaft zu Gertrud? ... in ... der ... Freundschaft? – – Plötzlich kann er nicht weiterdenken ... spürt, wie sich über ihm ein Baum schüttelt ... den Schnee auf seine Schultern abwirft ... spürt zugleich einen harten Druck in der Brust: weiß auf einmal ganz hell, daß in diesem Augenblick Bellmann erschossen wird ... Bellmann! ... Warum nicht er, warum Bellmann? ... Sylvester starrt vor ... läuft ins Leere ... und hat die eben aufgegangene Wintersonne wie einen Eisklumpen im Nacken – – –

Endlich kommt er wo an. Es ist Nacht ... Silvester-

nacht ... Wieder die Berghöhe, wo er Gertrud kennen gelernt. Jetzt geht sie in der Mitte zwischen ihm und Böhme. Wie die Mitternachtsglocken anschlagen, steigt ein dunkler Rauch aus dem Tal auf ... ballt sich ... umkreist seine Augen ... schwarz ... drohend. — Im gleichen Moment entdeckt er, wie Böhme sich zum Kuß über Gertrud neigt ... starrt ... will im Augenblick dasselbe tun ... lächelt nur ... sagt kein Wort ... Die beiden sind schon weit von ihm im Mond. Glockenschläge hämmern ihm auf den Schädel. — Einmal kommt jemand dicht neben ihm den Waldweg herauf. Der Rothaarige. Sieht ihn an ... sieht darauf die beiden ... „Aber sie ist doch deswegen immer noch deine ‚Freundin'!"

— — ...

Am folgenden, dem Neujahrstag, sah Sylvester sämtliche Stadtviertel, mühte sich mit allen Sinnen durch die hilflose Nebelplumpheit der Plätze, zu denen die verschlafenen Straßen zusammenliefen wie zu Tümpeln. Und suchte Rettung, indem er wieder und wieder laut vor sich hinsagte:

„Es muß etwas geschehen!"

Es war ihm unklar, was geschehen müsse. Er verstand auch nicht, woher ihm diese Worte kamen. Aber nach kurzem schon wiederholte er sie abermals:

„Es muß etwas geschehen! — Es muß etwas geschehen!"

Jemand sah ihm nach. Nickte grinsend ... Sylvester trieb weiter. — An Läden, wo Neujahrskarten aushingen, blieb er ab und zu stehen. Ob er sich welche kaufen sollte? — Der Nebel wurde stärker, verdunkelte schließlich alles ... Häuser ertranken ... Einmal dann hing ein blutiges Auge zwischen grauen Fetzen ... wahrscheinlich die Sonne. — Er vergaß es wieder, empfand nur die zunehmende Dunkelheit und eine plötzliche, seltsame Angst. Ließ die erleuchteten Straßen hinter sich ... folgte der Dunkelheit, wie ein Tier irgendeiner Spur. — So hatte ihn die Nacht im Großen Garten überfallen, und all sein Erlebnis — gleichsam aus der Latenz seines Getriebenwerdens — zum erstenmal geschlossen — als Schicksal — ihm zum Bewußtsein gebracht.

Nun stand er mit feuchter Stirn, sah nieder, vor sich, in den runden Lichtkreis einer Laterne. Horchte wieder .... Es kam näher ... Schritte ... Je gespannter er horchte, um so näher ... Einen Augenblick dachte er wieder an Böhme. Plötzlich war ihm, als ob er im Mondlicht sich selbst gegenüberstände, entdeckte auf einmal, daß er selbst es war, der ihn verfolgt hatte ... Schritte? — Das war sein Herz gewesen ... Wo er Böhme vermutet: ... eine Verlarvung seiner selbst! — — ... War ... Böhme ... vielleicht ... überhaupt nur ... eine Larve seiner selbst?! — —

„Es muß etwas geschehen!" stammelte er wieder vor sich hin. ... Leise ... furchtsam ... Denn in diesem Augenblicke wucherte ihm ein Gefühl peinlichster Scham in der Gurgel herauf. Er sah sich mit einem verbindlichen Lächeln auf sich zugehen, das er nicht erwidern wollte, aber als er sich stocken und verlegen werden sah, doch noch erwiderte ...

Gleich danach spannte sich ein kalter, eiserner Reifen um seine Stirn. Er dachte an morgen, an das Schießen. Plötzlich erteilte er sich ein Kommando ... dem er blindlings zu folgen ... keine Sekunde nach Gründen oder Vernunft zu fragen ... blindlings zu gehorchen hatte. Aber das ihm Unfaßbare: ... er selbst! ... er sich selbst ... Jeden Griff ... jedes „Tempo". Nerven übten. Bis ins kleinste. Wieder ... immer wieder: ... Laden! — Rechten Daumen in den Abzugbügel ... in den Abzugbügel! — Mündung ... Mündung gegen die Brust ... links gegen die Brust!! — Ge — gen — die — Brust!!! ...

Eine Minute später hing Sylvester wie eine tote Last an seinem Rückgrat, taumelte vor sich her ... mit gehöhltem Hirn ... in unendlicher Mattheit ... Keines Gedankens mehr fähig — — —

— — — —

Des kommenden Morgens im Frühgrauen traf bei den Schießständen hinterm Jägerpark eine Kolonne Soldaten in schwarzen Mänteln mit umgehängten Gewehren ein, einen Handwagen mit Patronenkästen schiebend und ziehend. Einzelne liefen neben- und hinterher. Ganz zuletzt Sylvester.

Man hatte noch reichlich viel Zeit bis zum Eintreffen der ersten Schießabteilung. Der Korporal gähnte ... Vielleicht war die Kantine schon auf ... Einer mußte bei den Patronenkästen bleiben. Sylvester. Er sah den anderen nach. Lächelte. Entnahm dem obersten Kasten eine Patrone und lud.

Einen Augenblick lang durchzuckte ihn ein Gedanke. Er bemerkte ihn aber nur wie etwas Unverständliches, beugte sich mechanisch über das Gewehr und drückte ab. Es knallte. Mit einem schwachen, verwunderten Aufschrei fiel er hin. Alle um ihn befindlichen Dinge wichen in rasender Geschwindigkeit in allen Richtungen von ihm. Dann war alles still.

Bis nach einer Weile eine Stimme neben ihm aufsprang:

„Er lebt ja. Er lebt ja noch."

Jemand beugte sich über ihn.

„Vielleicht kommt er gar noch so mit dem Leben davon."

„Vielleicht."

„Hm – das heißt, wenn der noch so mit dem Leben davonkommt, dann kann er ja noch was zu erleben bekommen."

* * *

Allmählich schwebte Sylvester in einer großen, schwingenden Ruhe. Weißes umgab ihn. Betten, zahllose Betten. Irgendwo hallten Schritte. Wurden leiser, ferner. Von der Anstrengung, den Kopf aus den Kissen zu heben, taumelte er wieder zurück in den Schlaf.

Als er abermals zu erwachen begann, verharrte er eine zeitlang in der Indifferenz von Träumen und Denken. Mühte sich, mit dem Gehirn seelische Bilder zu verarbeiten. Sah um sich her eine Menge eigentümlicher Menschen. Wenn er einzelne betrachten wollte, schlichen sie sich hinter die anderen. Schloß er die Augen, so hörte er sie einander etwas zuflüstern. Das er ahnte, aber nicht verstand. Alle glaubte er gekannt, zumindest einmal gesehen zu haben. Aber an ganz verschiedenen Orten, zu ganz verschiedenen Zeiten seines Lebens. Warum hatten sie sich alle hier versammelt? Was wollten sie alle von ihm? – Von einer fremden Berührung wurde Sylvester schließlich wach. Neben ihm stand eine Frauensperson, ganz schwarz, mit einer weißen Haube. Manchmal wandte sie sich ab und redete zu jemand, den Sylvester nicht erkennen konnte. Nur wenn nach einer endlos langen Stille dann von drüben eine Antwort kam, berührte die Stimme traumhaft ferne Erinnerungen in ihm. Endlich fiel ihm ein, daß er in einem früheren Leben einmal jemanden erschossen hatte. Aber gleich war das alles wieder weit fort. Er hörte wieder die erinnerungsferne Stimme, lächelte beseligt. –

Bis er später nochmals die vielen Menschen um sich herum sah. Entdeckte, daß es bei einem Schießstand war. Auch anfing, einzelne zu erkennen: den Korporal ... und gleich daneben Bellmann ... Ganz hinten seine Mutter, ... die er eigentlich niemals gekannt. – Nun beugte sich jemand über ihn: – Böhme ... den er soeben erschossen. Nach einer Weile trat wieder die schwarze Frauensperson dazwischen, befühlte seinen Puls ... eine Krankenschwester? ... War er krank? ... Etwas kam an seine Lippen, strömte wärmend in ihn ein ... Offenbar war er im Krankenhaus. – Die schwarze Gestalt ging wieder davon. Die Schritte verhallten. Wurden leiser, ferner. Er horchte ihnen nach ... bis sie ganz fort waren. – Nun dachte er wieder daran, daß er Böhme erschossen hatte. Spürte im nächsten Augenblick einen ziehenden Schmerz in der linken Schulter, der ihn unerwartet wach riß: daß er nicht Böhme, daß er sich selbst ... – – Er mußte lange bewußtlos gewesen sein ... schon als man ihn hierher ... Hierher? ... Wo war er? ... Er fing an, den Raum und die Gegenstände näher zu betrachten. Aber seine Gedanken umtasteten stets wieder das Geschehene. Suchten nach einer Erklärung. Irgendwo blieb da immer eine Kluft, ein Abgrund. Einmal glaubte er schon ganz an dessen Rand zu stehen. Aber auch hineinzusehen vermochte er nicht. Ein Schwindel ererfaßte ihn, und etwas Dunkles schob sich dazwischen. Das ihn nicht zu Ende denken ließ ...

Plötzlich von einer innersten Angst ergriffen, springt Sylvester mit Anstrengung aller Kräfte aus dem Bett. Starrt nach dem vergitterten Fenster. Und wirft auflachend seinen Kopf in den Nacken.

Eingelarvt in sein Schicksal, zuckte er noch dann und wann konvulsivisch zusammen, wenn aus einem der Nachbarbetten (aus den Schicksalen anderer) Worte auf ihn zusprangen, wie „Festung", „Hochgericht", die bereits anfingen, ihm symbolisch zu werden. Oder wenn an Besuchstagen Gertrud bei ihm saß. Immer wieder die Angst in den Augen. Obgleich er ihr schon beim erstenmal alles erzählt hatte. Stückweise ...

sich besinnend ... an ihrer Stimme immer neue, traumweite Erinnerungen aufweckend. Bis er den Grund verlor. Brennendes auf seiner Stirn fühlte. Rotes. Lippen. – Sich an ihr festzuhalten suchte: „Ich wollte ja nur Ruhe haben – – es los sein – alles!“

Einmal dann nach Wochen (Untersuchung. Gerichtsoffizier. Erlaubnis, aus dem Bett aufzustehen. Abermals Untersuchung. Ärztliche. Militärgerichtliche) kommt Böhme gestürzt, fragt, taumelt davon: „Sei wieder gut. Haben entsagt. Sei wieder gut!“ – In Sylvester aber schreien tausend Blutstimmen durcheinander, schreien, jagen, quälen, weinen, gieren, tasten, würgen, sticken: „Hochgericht – das Hochgericht!“ – Weiß nun blitzgrell erwacht: steht zwischen ihnen. Seine Tat steht zwischen ihnen! – Sieht nächtens Gertrud von Brücken ins Schwarzwasser starren. Will schreien: „Du mußt leben! Wird gut, alles gut!“ Sieht Böhme in der Heide auf einem Baumstumpf wahnsinnig in den Mondnebel grinsen: „Zu spät, – ist zu spät ...“ – Die eingeschlossene Unruhe in den Anstaltsmauern steigert alle Ideen und Phantasien. Die Abgetrenntheit von den Menschen macht ihm alles sensitiver. – Zwischendurch seine Tat! seine Schuld! Und das endlose Suchen nach einer Erklärung. Warum er es getan hat. Und dann immer wieder die Kluft, der Abgrund. Über den er weder hinwegkommen, noch in den er hineinschauen kann. So Tage, Nächte, Wochen.

Alles in ihm verschmilzt endlich zu einem einziggroßen, lastenden Schuldbewußtsein, Hirn und Brustkorb belastend. Hochgericht Gottes.

(Auch Gertrud sucht ihn längst nicht mehr auf. Weiß, daß sie seinen Anblick nicht ertragen kann.)

Nächtens dann immer wieder derselbe Traum: alle um ihn versammelt, bald bei dem Schießstand, bald auf einem Friedhof. Und alle haben Forderungen an ihn. Selbst aus den Anstaltsbetten umher steigen die Köpfe der Kranken herauf: irre, halbgeöffnete Medusen.

Er hört, daß die Glocken läuten. Es ist schon heller Tag. Er steht auf. Jemand geht neben ihm. Sylvester weiß, es ist der, welcher vom „Hochgericht“ gesprochen. Eine Weile gehen sie schweigsam des Weges. Dann plötzlich Sylvester: „Ich bin mir über so vieles klar geworden; bin zu einer Erkenntnis über das Schicksal gekommen; aber der Grund, *warum* ich das damals getan habe! eine Erklärung, *warum* all das geschehen mußte!“

„Du mußt nicht so sehr nach der Ursache, als vielmehr nach dem Zweck fragen. Und der Zweck ist – daß Du Deine Erkenntnis gefunden. Die Erkenntnis aber ist so viel höher als das Geschehnis, als der Himmel höher als die Erde ist. Wie heißt Deine Erkenntnis?

„Verschulden und Erduldung.“

Sie schwiegen wieder. Danach fragte Sylvester: „Ist heute Ostern?“

„Ja, es ist Ostern. – Über Schulden und Erduldungen Schicksal und Vergebung.“

– – – –

Nachdem seine Entfernung aus dem Heere vollzogen war, entließ man Sylvester, etwa ein halbes Jahr nach seiner Einlieferung, aus den Mauern der Militär-Irrenanstalt. Die Entlassung selbst nahm er wie etwas Selbstverständliches hin. Aber als er dann allein draußen in der Sommerlandschaft stand – ein Falter flatterte vor ihm aus den Schierlingstauden –, da begannen seine Augen sich zu weiten. Denn ganz fern dort am Rande des Himmels dämmerte die Stadt.

Und Sylvester breitete seine Arme hin zu der Stadt und zu den Menschen. Und ging ein in ein neues Schicksal und zu einer neuen Vergebung.

GEDICHT Aus „Die Lieder der jungen Frau“

Will-Erich Peuckert

Der Abendhimmel riß gleich einem Hafen auf,
Und tausend Segel, weiß und sehr verzückt,
Rannen der Sonne nach in ihre Wolkenbucht, –

Auch Winde wirrten ihre Spiele voneinander
Und Schwalben kamen heim in schwirrem Flug, –

Aus sieben Himmeln träufte Dämmerung herab –

Nur eine feine Schmel wächst
Durch Halm und Kraut sich senkrecht in die Brände,
Die Wisperähren in die Brände Gottes. –

Und an dich denk ich, wenn du einsam
Vor solchen Nächten zitternd stehst, –

Und unser Denken oft begegnet sich:
Wie Vögel, die leicht kreuzen,
Und hier sind und auch dort
Und abends sich erst treffen.

*

Alle Tage auch stehen die Winde ums Haus,
Die aus weiten, entlegenen Breiten kamen
Und vielleicht irgendwo mitten im Meer
Seltsame Fische kühl umfingen, –
Oder in den Wipfeln alter Platanen
Sehr lange hingen,
Und ganz fein Lust tropften in das gedehnte Singen
Fremder Geschöpfe mit braunen Leibern und großen Augen,
Die nur zum Gieren und Locken und zu blühenden Nächten taugen.

Und alle Süchte, alles Begehren, das er litt,
Brachte er heute in seinem Wehen mit:
So daß seltsam die Tage in unsern Haus waren,
Als seien fremde Götzen an ihm vorbeigefahren,
Denen wir in ihrer fremden Weise Gottesdienst brachten,
Und die, – ganz weit schon, – nur noch leis an uns dachten:
Als sei unser Wesen und unser Gebärden Opferrauch,
Der ihnen von uns ward, – wie Opfern in ihrer Heimat Brauch.

Härter entwuchs er
Den nächtigen Höhlen
Und reckte sich auf,
Ein Gott – zu Gewittern: –
Graniten und bergalt
So Haupt ihm und Hände,
Die flach er gebreitet
Und Äcker beschirmte.

Warf selige Vögel
Trunken in Lüfte:
Taumel und Aufstieg und jachender Sturz, –
Dann noch
Ein Garten Gesang, –

Spielte nun Blüten hinauf und hinunter:
Die um ihn flossen
Wie brennende Wasser,
Oder wie Kränze um seine Stirn, –
Hingen,
Vergingen:
Ein Atem der Kinder, –

Warf:
Und die Sterne bogen im Kreise, –
Uralte Lieder erwachten leise, –
Alle Lüfte schwangen,
Alle Himmel klangen, –

Unendliche Chöre geboten:

LIEBE.

DER KANAL

Iwan Goll

Der glatte, lange, langsame Kanal
Fließt unentwegt und ohne Fehl von Tal zu Stadt und Stadt zu Tal.
Sein Atem ist verhalten. Seine Wellen schlagen matt und schal.
Hat er denn keine Leidenschaften, die sich in ihm streiten,
Und keine Freunde? Pappeln nicht, die ihn hinausgeleiten?
So flieht er stumm zu ungeahnten Einsamkeiten,
Das Auge ohne Stern und tot wie ein Opal –

Doch weiß ich, glatter, langer, langsamer Kanal,
Von deinen Nächten, Tanz in bunten Häfen, glühendem Fanal,
Von deinen Brücken voller unerforschter Dunkelheiten
Und Menschen, die dich brauchten in der Qual:
Lieblose klagten dir am Abend ihre Unzulänglichkeiten,
Selbstmörder schwanden müd in dein geheimes Gleiten.
Du Duldender, wie brannte doch dein Herz, auch ohne Strahl!

Oft gleicht der Mensch dem glatten, langen, langsamen Kanal.

WELLE UND WOLKE

Iwan Goll

Bist du Welle schon, bist du noch Wolke?
Noch verhaltnes Lächeln, Jungfrau der Winde,
Heimverlangen zum Himmel?
Oder schon heimliches Wandern
Hin zur Niederung, hin zum Sturz,
Seele der Wasser?
Schicksal, das sich nicht entscheiden will,
Schwebende Frage zwichen den Himmeln,
Wolke halb und halb schon Welle,
Seele noch und doch schon Schwere?

Aber ich reiße dich, Irdische,
Hin in meine menschlichen Wirbel,
Weibliches Meer!
Sklavin seist du der Welt, dienende Magd,
Unserer Unterwelt geboren,
Mußt du gebärend die Schluchten durchschrein!
Du gefallene Engelswolke,
Kreischendes Regenweib der kranken Städte,
Klagende Hure der mondleeren Gassen,
Falsche Verbrecherin,
Treulos, treulos!
Aber was lächelst du,
Lächelst aus meiner Kloake noch,
Leuchtest und glänzest und glühst
Tief aus der Nacht der Verfluchung,
Welle mit goldenen Fischen und Sternen im Grund?
Nebel umpurpurn deine Scham,
Irdisch-himmlische Geliebte,
Schwebst aus meiner Umarmung, wächsest, entblühst mir,
Junge Palme, schäumend Gezweig und silberner Vögel
Meergesang auf der Lippe!
Sag, was flatterst du, bist du schon Wolke?
Schwelgst und schwebst, Seele des Wassers,
Neues Rätsel zwischen den Himmeln, wirbelndes Weib,
Mutter und Tochter in Einem:
Bist du Wolke schon, bist du noch Welle?

ABSCHIED

Curt Saemann

Einmal starb unser kleiner Papagei. Und, ach, so traurig
Begruben wir ihn da im Garten. Pflanzten Fliederzweige,
Vom Strauch gebrochen, drauf. Sie sanken welk
Am Abend. Ach, der gelbe Löwenzahn,
Den wir am Wegerand gesucht, zerfiel so schnell.
Und, o die Tränen – die barmherzigen Kissen
In kleinem Zimmer, drin die heiße Stirn
Vergaß, vergaß und nichts mehr ahnte
Vom toten Vogel und dem welken Zweig.
– Und nun, und nun! Ach, alle Kissen dieser Welt,
Ach, alle armen Zimmer unserer Abende
Und Zimmer, drin das alte Fräulein starb
Und Tod zum ersten Mal mich anging,
Ach, was ist das alles,
Da Heute anspringt jenes so besorgte Herz! –
Die langen Wagen (drin das Weinen leise
Noch hängt), eintöniges Geleis, die bunten Mützen,
Der Schaffner, Dunkelheit, der graue Posten und –
Und ach, der viele, viele Tod, die Hände ...
„Wir sind doch Menschen!“ ach, es gibt
So vielen toten Vogel schon und Zweig.

VON DEM ELEND DER WELT

Von Paul Adler

Das Elend der Welt – wenn man es in einer Dissonanz jedes Triebes mit seinem eigenen Ziele erfühlt, in der ihm innewohnenden Unerfüllbarkeit – dieses Elend ist eben deshalb selbst eine innewohnende, in der ganzen Weltordnung gelegene und also auch eine übersinnliche und ewige Sache. Unewig aber und zeitlich ist das Elend trotzdem – nicht deshalb, weil nichts Einzelnes zu dauern vermag, denn darum bleibt doch das Elend trotzdem fortbestehn, ja es verewigt sich sogar als Tod – zeitlich und beschränkt ist das Elend vielmehr nur deshalb, weil seine Auflösung innerhalb der Weltordnung selbst bekannt ist, in einem (zwar zeitlich jedesmal beschränkten, aber trotzdem sich selbst als allgemein und grenzenlos fühlenden) Gefühl; welches Gefühl man am häufigsten und treffendsten, wenn auch durchaus mißverständlich und geradezu zweideutiger Weise, als Liebe bezeichnet hat. Es ist die Liebe, die beispielsweise Paulus besingt in den berühmten Sätzen; und nicht anders als Paulus ist alles Ewige und Fromme von ihr jederzeit begeistert gewesen, ob es nun seinen Gott in seinem Gedanken erkannt hat oder nicht. Und sogar das eigene Bewußtsein oder auch Unbewußtsein von diesem, das Elend in der Welt jedesmal aufhebenden, Zustand macht darin keinen Unterschied.

Es liegt nämlich (kurz) das Elend in dieser inneren Notwendigkeit (ja, dem eigentlichen Wesen alles Triebes, bewußten oder unbewußten): sich zur selbständigen Unendlichkeit, zur Welt für sich allein zu erweitern. Egoismus, Abfall, grenzenloses Unglück, maßloses Einzelsein – von Gott oder von der Weltordnung aus gesehen –, sind alles nur Bezeichnungen für dieses

eine, sich überall erfindende, ewige Ding! Gefühl aber der Vereinigung, der erreichten Vollkommenheit, der erlangten Welt (Weltlichkeit) – bestreitet das Elend der sonst überall in Atome gespaltenen Welt. Gefühl, fähig, das „Fremde" an einem Punkte zu sammeln wie an einem Brennpunkt, erlangt in sich selbst die Gewähr der Nicht-Elendigkeit, der Seligkeit der Welt — das ist ihres unzerspaltenen *ewigen* Zustandes. Elend bedeutet nun gerade in der deutschen Sprache ursprünglich eine Verbannung; so wie Seligkeit, wenigstens für die eigene Musik der Seele, jederzeit eine Harmonie mit dieser bedeuten wird. Liegt also das Wesen des Elends – und damit, von einer entgegengesetzten, fremden Seite gesehen, alles *Bösen* – in dieser Freßgier des einzelnen Triebes (seelischen Atoms, seelischen Wesens): so erkennt man (worauf insbesondere diese Sätze gerichtet sind), wie Verzehrung und Liebe, Haß und Wohlwollen in allem Einzelnen der Welt und Zeit vollkommen verknotet, ja, für das Einzelwesen vollständig unauflöslich sind – und wie auch ihre individuelle Auflösung immer nur in dem eigenen an einem einzelnen Punkte gesammelten, Triebe möglich scheint. *Gerechtigkeit,* tatsächliche Alliebe, ist also unmöglich in der vorhandenen Welt; sie verbürgt ebensowohl die Zusammengehörigkeit, innewohnende Unendlichkeit, Göttlichkeit der Welt, wie die unerlösliche Ungöttlichkeit ihres tatsächlichen Zustandes.

Hat man nun, wie ich hoffe, in dem bisher Dargestellten nur Tatsächliches gesehen, das von der eigenen persönlichen wie äußeren Erfahrung bestätigt wird, so mag man das zunächst folgende (auch für den Verzeichner fremde) bloße Gedankenelement nur als ein solches hinnehmen, in Ermangelung jeder Erkenntnis – welche von der Welt des Ungetrennten, von der Welt *über* der vorhandenen Welt einem Mitglied dieser Welt nicht gegeben sein kann. Das Gefühl des Elends, die Erkenntnis des Bösen und seines Widerspruches mit seinem eigenen Ziel, verlangt nämlich notwendig nach einer entgegengerichteten heilenden Erkenntnis; verlangt notwendig – wenn auch vergeblich. (Und diese Vergeblichkeit macht übrigens das philosophische Elend aus, das „Elend der Erkenntnis".) Die heilende Erkenntnis kann aber vielleicht nur (genau genommen) die folgende sein: daß die Welt in ihrem Verhältnis zu ihrem ewigen Mittelpunkt und jedesmalige Ziel einen (zeitlosen?) *Unfall* erlitten hat; daß ihre Ordnung eine – umgekehrte, *pervertierte,* Ordnung der Seligkeit ist. Etwas andres als ein solches, von dem Ziel selbst wohl irgendwie mitgelittenes, Unglück vermag sich die beschränkte Erkenntnis nicht leicht vorzustellen. Für jede nähere und besondere Darstellung dieses Unfalles (Abfalles, Sündenfalles, der Emanation selbst) wird sich aber nicht mehr die Erkenntnis, sondern nur ein besonders geartetes Liebesgefühl entscheiden können – das ist also ein positiver oder auch nur ästhetischer Glaube. Andrerseits aber wird auch jede Entwicklungslehre, selbst die scheinbar direkt aufs Ewige gerichtete indische, das Ziel nicht als ein zeitlich-einseitiges, sondern immer nur als ein innewohnendes suchen können. Auch die indischen Lehren setzen darum irgendwo – ebenso wie die aus ihnen entfernt abstammenden modern-positiven Theorien – eine innewohnende Güte und Vollkommenheit der (tatsächlich schlechten) Welt voraus, also eine irgendwo in Ewigkeit vorgefallene Um- und Mißordnung.

Dies ist nur Gedanke, wie gesagt, keine Erkenntnis; und ein fremder (und zwar christlicher oder schon antiker) Gedanke. Aber es ist immerhin eine Allegorie, die von einer wichtigsten grundlegenden Tatsache ausgeht, von dem *Erlebnis* nämlich des Elends als eines *Unfalles innerhalb der gegebenen Welt selbst.* Jedes Einzelwesen nämlich, so meine ich, erkennt sich selbst allzeit und untrüglich als gut, als zur „Ehre Gottes", zu seiner eigenen, ihm eigentümlichen Vollkommenheit strebend. Und jedes Einzelwesen erlebt doch immer wieder, wenn auch in verschiedenem Maße, den Unfall, indem das eigene, gefeierte „herrliche" Streben auf den Willen des entgegengesetzt „Herrischen", auf das fremde dem Fremden innewohnende Verzehrungsfeuer stößt – um, wenn sieghaft, zur ergreifenden oder durchdringenden Liebe zu werden; wenn aber gestört, zum ebenso zerstörenden Haß oder Weh. Haß oder Weh aber sind beide sinnverwandt, wie beispielsweise auch noch Eifersucht, Neid und einige andere Leidenszustände oder Fälle des Elends. Alle sie, auch das Weh, sind für sich allein und ohne Dazukommen eines neuen Positiven immer nur inhaltslos machend, zerstörend. Das Wehe ist, beiläufig beobachtet, nur ein Übergang: entweder von dem ver-

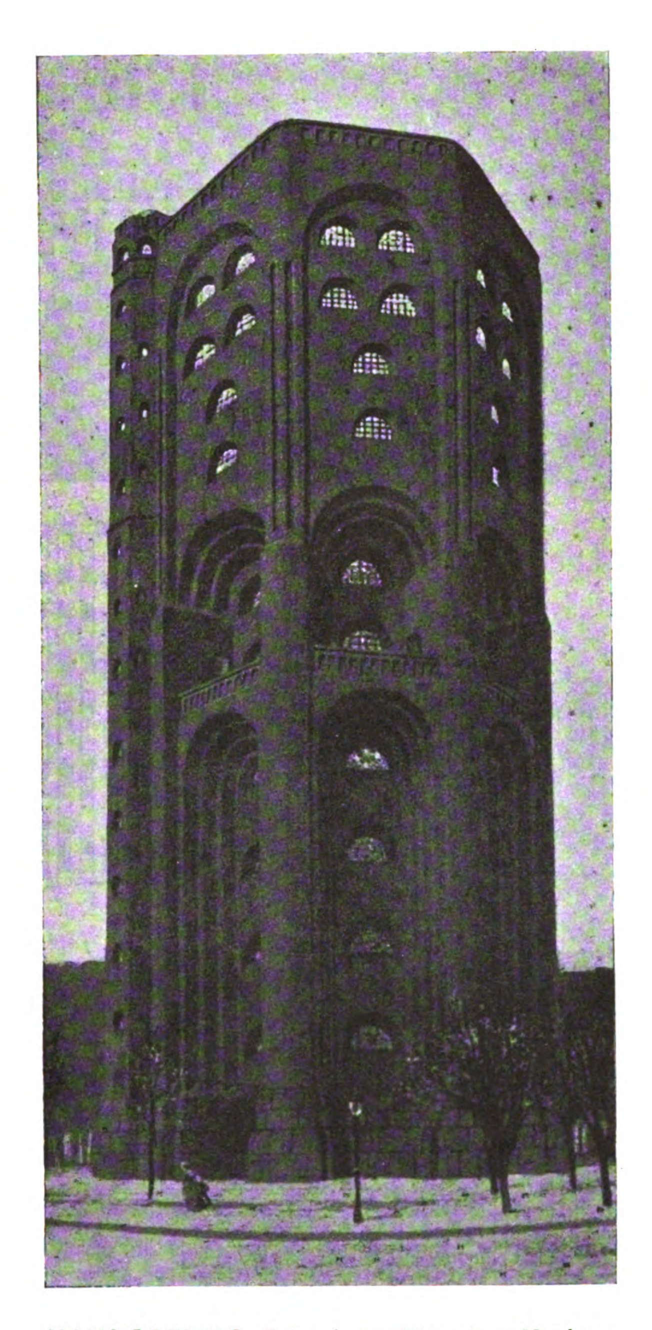
gangenen Haß zur neuen Liebe oder überhaupt eine bloße Nuance, Schattierung; ein Schatten der nicht mit aller Kraft auf den verunglückten Punkt gerichtet gewesenen Liebe. Daß Begehren im Wesen Liebe ist, mit der Liebe auch begrifflich vertauscht werden kann, und daß Feindschaft sowie auch Härte immer nur eine erlittene Not — die Not des nicht entsprechend und harmonisch Geliebtseins – sind: darüber soll man sich auch durch die erhabene, beinahe, aber doch nur beinahe, unsterbliche Verurteilung des *Egoismus* nicht völlig täuschen lassen. Der Egoist ist vermutlich immer nur ein in größter Not befindlicher Liebender, es sei auch, daß er nur mit seinen primitivsten, auf die natürlichste Seligkeit innerhalb der Welt gerichteten, Trieben (Appetitus) in die böse Unordnung geraten ist. Kein Zweifel, daß selbst eine Sache, wie gutes Essen, geliebt wird von der Mehrzahl der Menschen, und ganz gewiß vom Tier; und daß das Glück der Vereinigung mit einem derartigen geliebten Gegenstand Wesentliches gemein hat mit dem eigentlichen (erotischen) Liebesglück, so wie dieses wiederum mit jeder, scheinbar objektlosen, „geistigen" Liebe. Der Wein beispielsweise wird vielfach (man darf beinahe sagen, selbst von einem Kenner der Gottesliebe wie Luther) ähnlich geliebt wie die Frau; die Frau liebt aber der einfache Mensch (die *species* homo) in derselben Art wie seine mehrfachen (und individuellen) Ideale: Freiheit, Vaterland, Männlichkeit, Wahrheit und Treue – Arten der Liebe, welche, wie man zugeben muß, oft und geradezu in die allgemeinste *Gottes*liebe einmünden. Die scheinbare Eigenliebe aber zu verurteilen, von vornherein sie der *Lieblosigkeit* (einem Ermattungs- und Todeszustand?) gleichzusetzen, muß man schon aus zweierlei Rücksichten vermeiden: zunächst darum, weil die Eigenliebe zugleich auch das Eigenwesen, der *Charakter* des Einzelwesens, ist – das in seinem Dasein höheren oder auch geringeren Maßes zugleich der Inhalt der Schöpfung ist sowie ihr Preis. Aber auch schon deshalb, weil die Seele (wie dies auch das Christentum lehrt) für die fremde, nicht göttliche, nicht allgemeine, Seele immer *undurchdringlich* ist. Ein Wesen kann z. B. das Geld, vielleicht das liebloseste, ungöttlichste unter allen Dingen, lieben, nicht nur aus echterer Not, aus tieferer Eifersucht auf Göttliches, kurzum aus größeren Schmerzen einer größeren Einsamkeit heraus, als ein Anderer seinen Christus oder wenigstens seinen Plato zu lieben vermag. Ja, einer kann sich unbeschadet in diesem oder in irgend einem anderen Kot wälzen, unbewußt aus einem reineren Brande heraus als in dem der Mensch gewöhnlich für seine Mitmenschen brennt. Das Geheimnis der Liebe, ihr Geheimnis wie ihre Moral, liegen eben durchaus in der Vereinigung, in der wechselseitigen Durchdringung mit einer Sache – in der Sachlichkeit also, wo es nichts Größeres gibt. Denn den *Rang* der Liebe entscheidet offensichtlich die *Weite* (bewußte oder unbewußte) der bewußten oder unbewußten *(Geist — oder Natur —)* Seele, die Spannweite, die ihr oder ihrem besonderen *(erotischen)* Zustand innerhalb der Schöpfung gegeben ist. Die ersten, schon den Tatsachen entspringenden Folgerungen aus dem innewohnenden Elend der Welt sind also diese drei Ordnungen – die gerade ungefähr mit drei wichtigsten Sätzen einer bestimmten (reformatorischen) Ordnung übereinstimmen. Es sind dieses die Ordnungen: Vermeide (fürs erste) über ein Anderes den letzten Urteilsspruch; denn (beachte) – die Welt liegt im Argen, so wie du selbst in deinem Innern böse bist. Doch hast du (außerdem) die Gewähr, daß außer dieser Ordnung, innerhalb der Seligkeit, ein rechtfertigendes Heil, und zwar das Heil der Liebe besteht.

Aus dem Elend der Welt folgt also zuerst, sowie auch tatsächlich, die Menschenliebe...

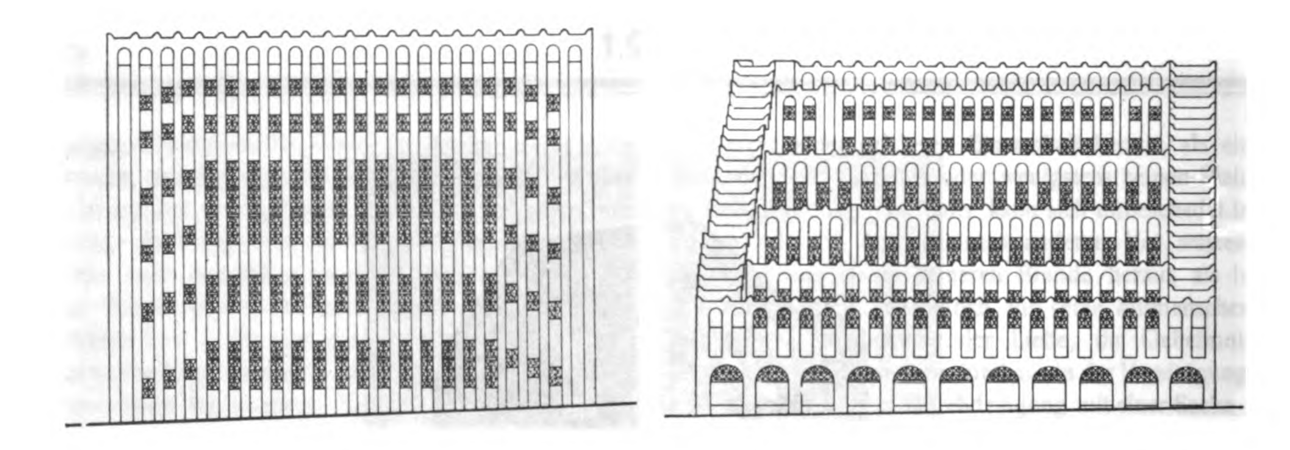
(Fortsetzung folgt.)

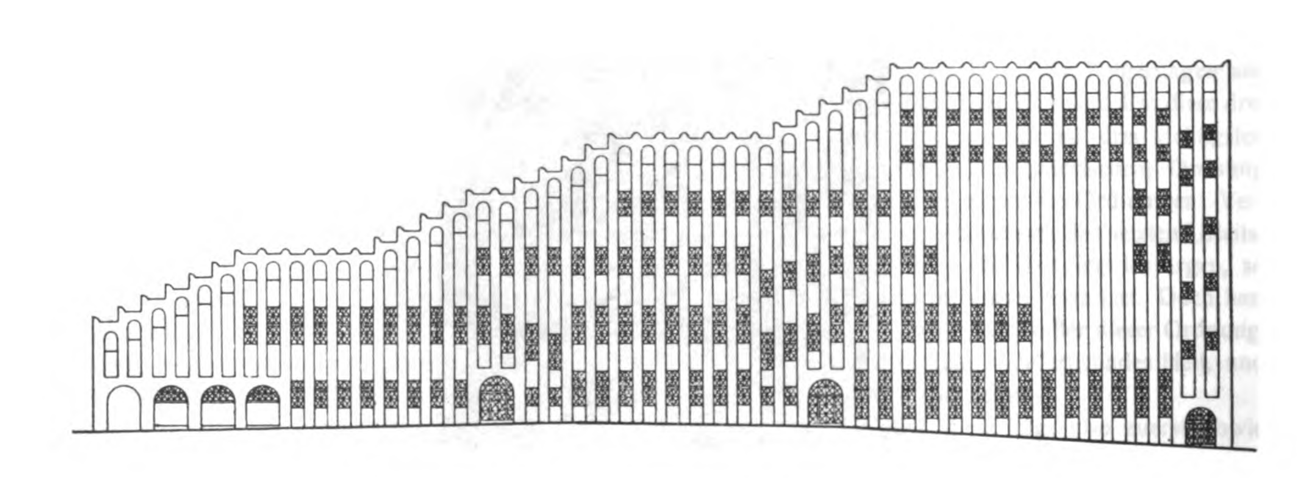
HANS POELZIG *Von Alfred Günther*

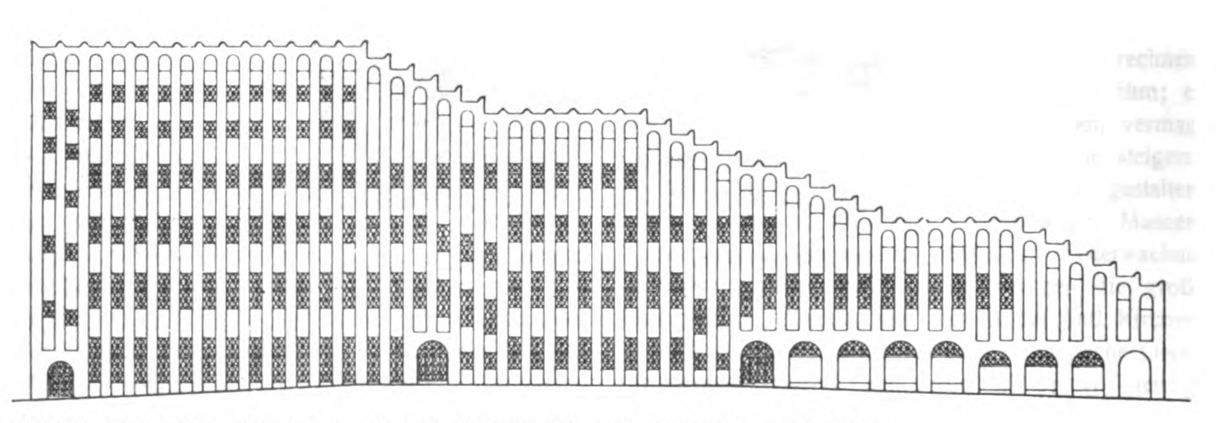
Sein Amt ist das des Städtebaumeisters, der in Komplexen denken und bilden kann, dem Organismen lebendig sind und der daran weiterschafft. Er beherrscht die Kunst, mit Gegebenem zu rechnen. Geheimnis großer alter Bauwerke klingt in ihm; er läßt die Harmonien eines Stadtbilds walten, vermag, sie aus Gewaltsamkeiten zu befreien, zu steigern. Er kann nicht anders als monumental gestalten. Seine Gasometer, Fabriken, Bureauhäuser, Museen, Wassertürme, Staumauern, Schulen, Feuerwachen, Ausstellungsbauten haben nicht weniger die große Linie aller Kunstwerke, wie die Paläste und Kirchen, die einheitliche, zusammenreißende bildnerische Geste, die Konstruktionen zum Ausdruck einer Geistig-



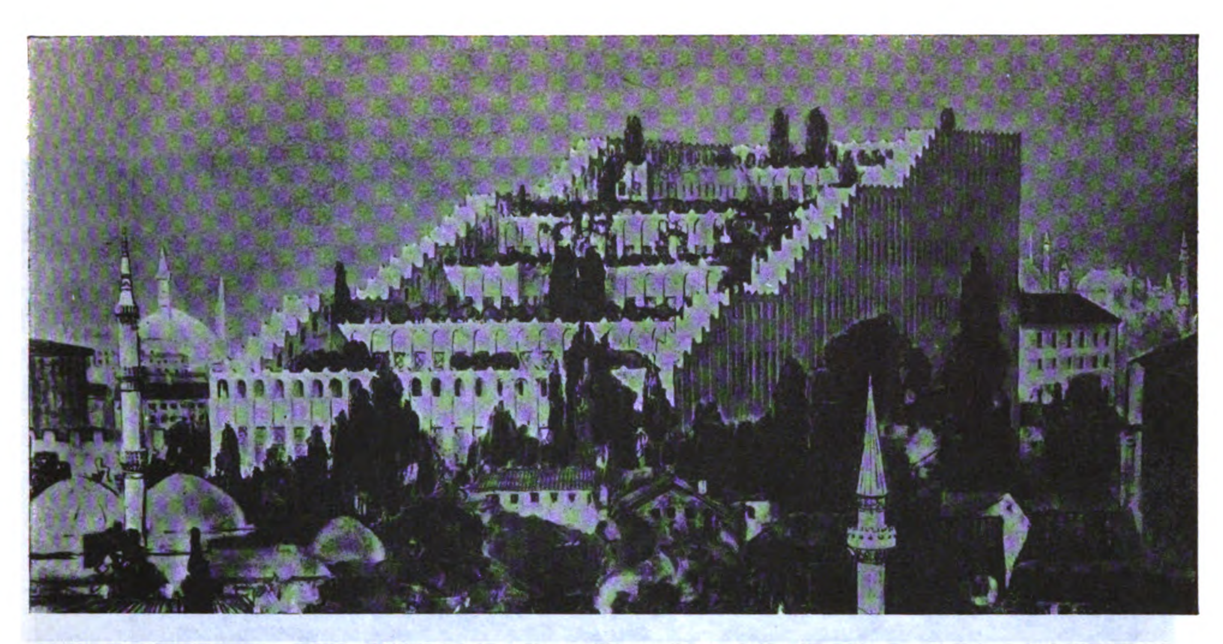
HANS POELZIG: Entwurf zum Wasserturm Hamburg



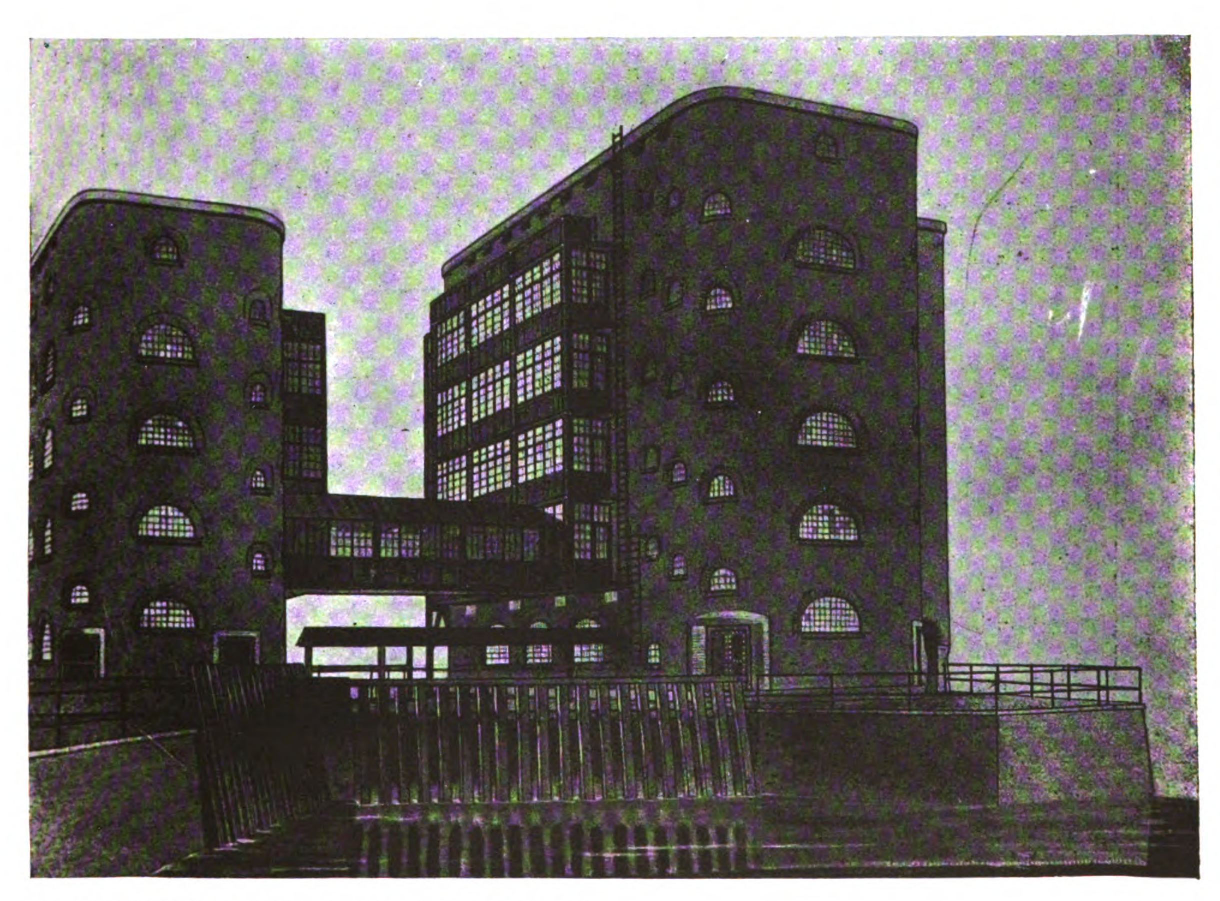




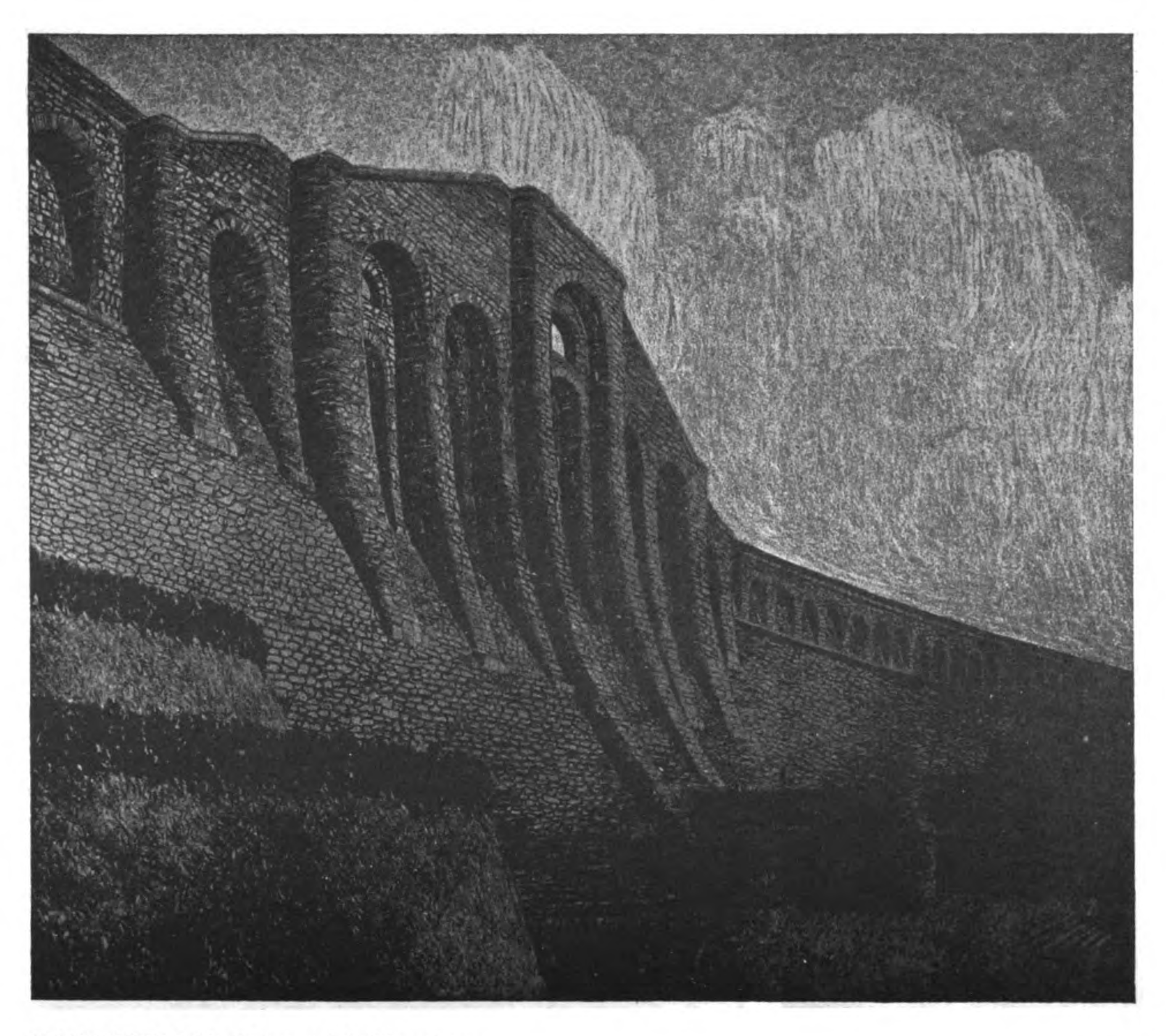
HANS POELZIG: Entwurf zum deutsch-türkischen Haus in Konstantinopel, Aufrisse



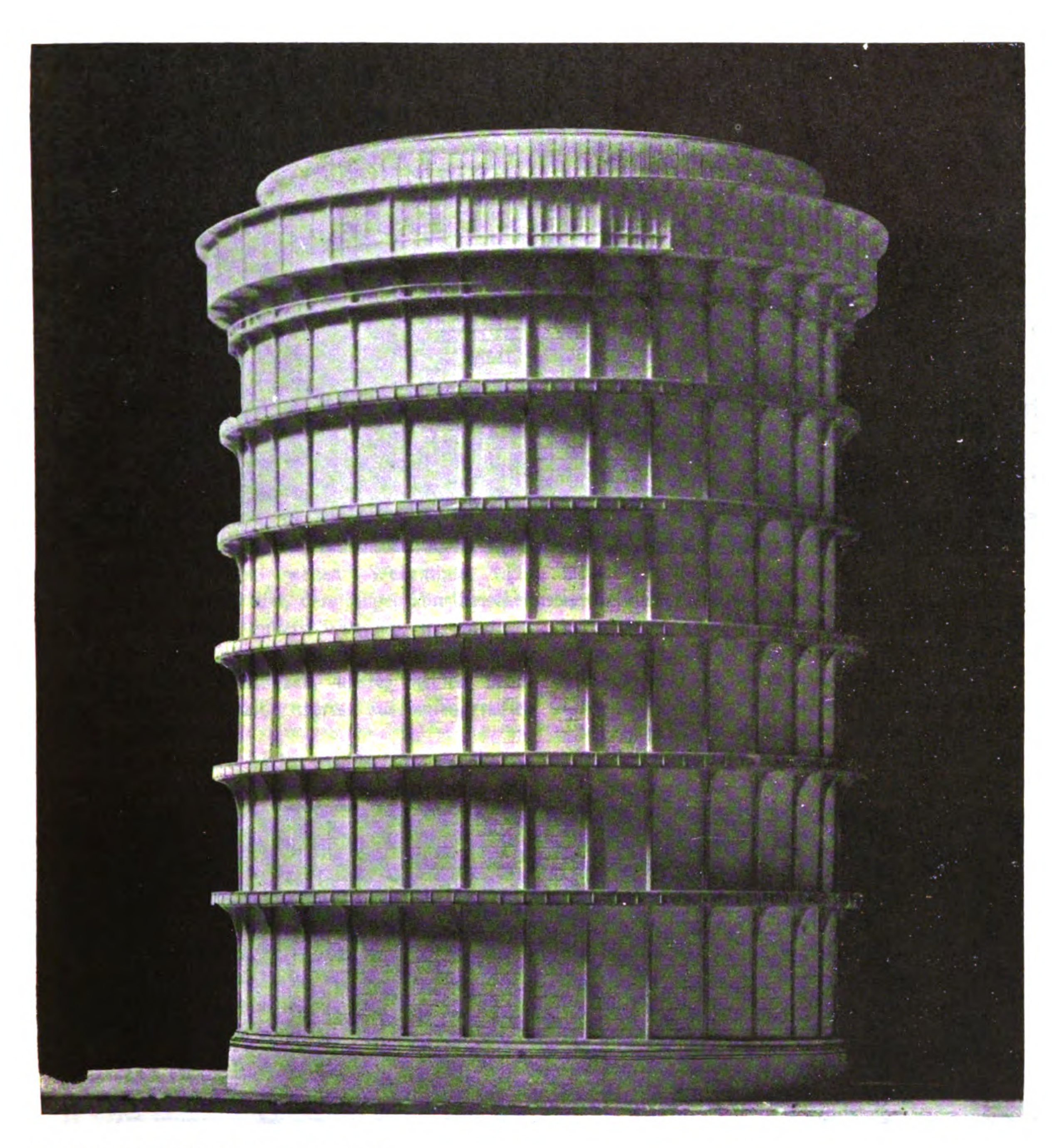
HANS POELZIG: Entwurf zum deutsch-türkischen Hause in Konstantinopel



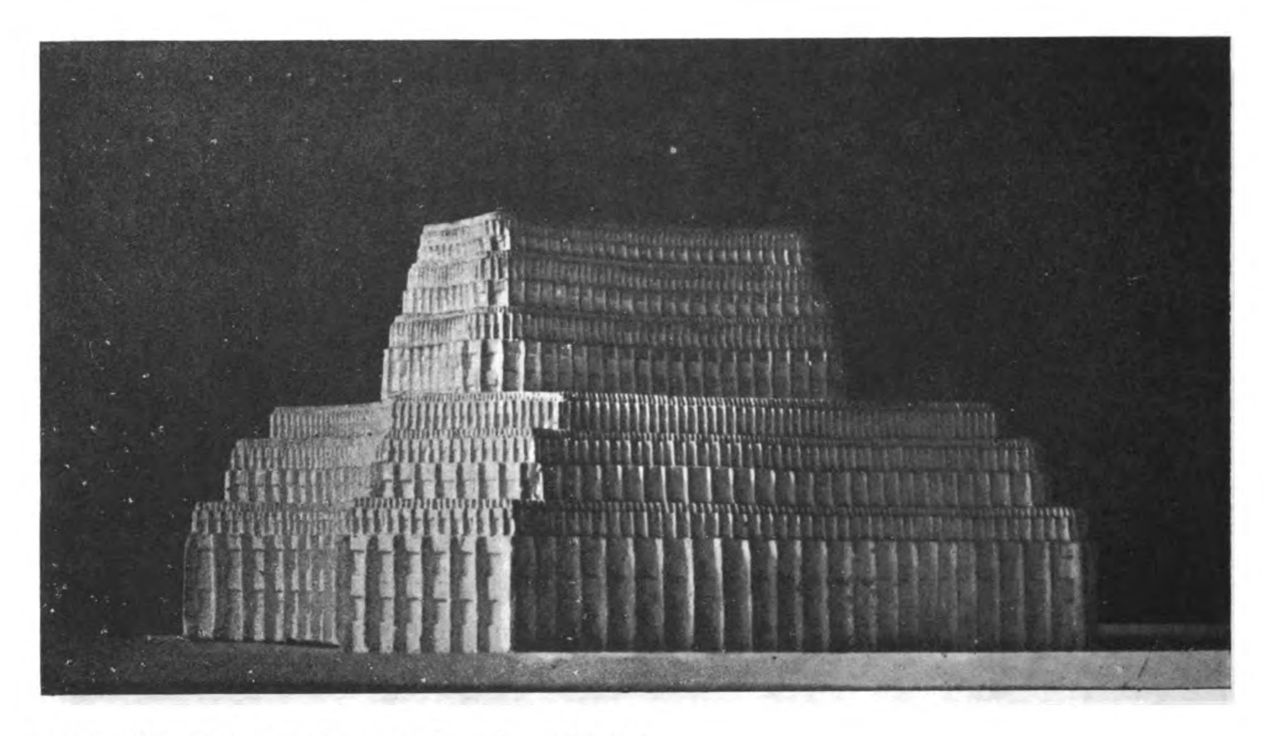
HANS POELZIG: Entwurf zur Werdermühle in Breslau



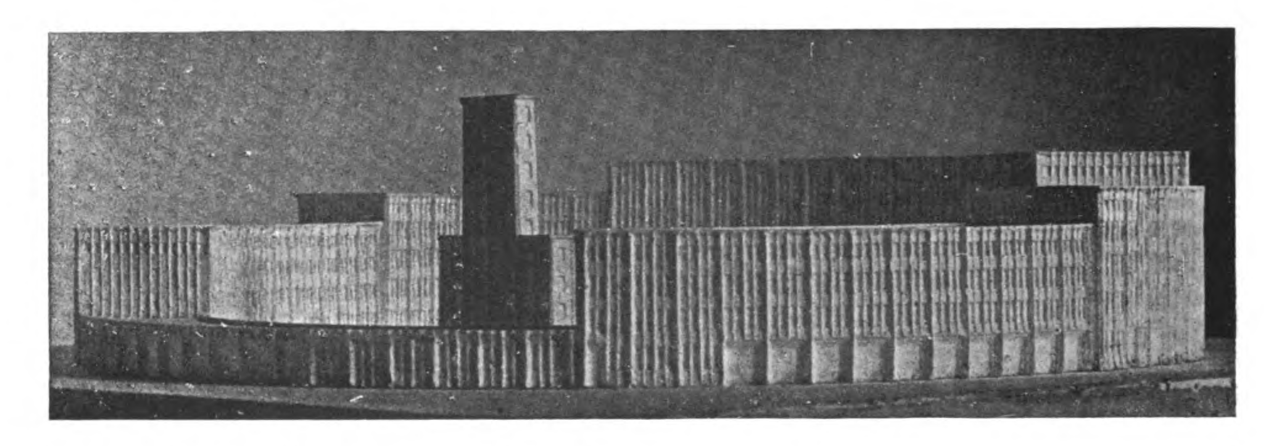
HANS POELZIG: Talsperre bei Klingenberg



HANS POELZIG: Gasometer in Dresden



HANS POELZIG: Entwurf zu einem Bureauhaus in Dresden



HANS POELZIG: Entwurf zur Feuerwache in Dresden

keit macht. Das persönliche Profil dieser Architektur ist unverkennbar. Tiefe Sachlichkeit, die Außen und Innen nicht trennt, nährt die Phantasie, die über alle Nützlichkeiten triumphiert. Strenge Diszipliniertheit eines klugen Kopfes, machtvolles hochgespanntes Temperament hat diese Werke geschaffen. Und die Musikalität aller großen Baukünstler.

Dieser Baumeister kennt keine Lineal- und Zirkelkonstruktion; früh bricht er mit dem Einerlei der Würfelarchitektur. Er hat den Mut zur Diagonale, zur Kurve, die Kraft, Raum aus dem Runden zu bilden. Seine einfachen und bestimmten Grundrisse sind Kurven, Ovale, in ihrer Unregelmäßigkeit von einer Klarheit des Ausdrucks ohnegleichen. Seine Fassaden bauchen aus, sind nach innen geschweift, im freiesten Rhythmus gegliedert. Große Gebäudekomplexe werden zerlegt. Die horizontale Dachlinie wird ganz aufgelöst in stufenförmiges Auf und Nieder, in seinen kühnsten Entwürfen in den sich überschlagenden Schwung einer weiten Wellenlinie. Ein neues Barock entsteht hier, dem jungen künstlerischen Geiste dieser Epoche zutiefst verwandt, souverän vor der Kunst der alten Meister, Ausdruck unsrer leidenschaftlichen Geistigkeit, unsrer heißen Sehnsucht nach Schönheit, unsres zusammengerafften Aufschwunges.

Ein neues Dresden wächst aus Zeichnungen, Plänen, Grundrissen, Modellen in der Werkstatt dieses Baumeisters empor. Wie keiner vor ihm hat er das innerste Wesen dieser Stadtarchitektur begriffen in den breitgelagerten Barockpalästen, der Festlichkeit des Platzes und der Terrasse am Fluß, dieser Brücke zwischen den zwei Keimzellen der Stadt, der schwarzen Kuppel der Frauenkirche, dem zarten Grün der Kupferdächer, der zauberischen Melodie des Zwingerhofes... Im Geiste der Augusteischen Epoche sieht er die künstlerische Zukunft der Stadt. Ihn aus der Einkerkerung moderner Großstadtnützlichkeiten zu befreien, bleibt sein Ziel. Er zögert nicht, niederzulegen, um neue Plätze zu gewinnen. An unvollendeten Teilen des Stadtbilds bildet er, baut, modelliert, vollendet.

Für das Innere der Stadt wird ein riesiges Bureauhaus entworfen, Stockwerke von Kanzleien und Korridoren, um einen turmhohen Mittelbau schließt sich, von Lichthöfen getrennt, ein niedrigerer Ringbau, die Unregelmäßigkeit des Platzes ist überwunden in einem freien Grundriß, über dem eine wuchtige Architektur mit geschwungenen Fassaden emporwächst. Auf einem neuzuschaffenden Platz wird eine ungeheure Feuerwache entstehen, ein Entwurf schafft eine Kolosseumarchitektur, ein andrer ein phantastisch barockes Bauwunder kühn in dem Willen, einen Nutzbau schön, repräsentativ zu gestalten. Den riesigen Rundturm eines Gasometers, einen Raum, der die Frauenkirche in sich aufnehmen kann, umkreist er mit einer großen, einfach rhythmisierten Linie. Und läßt den Koloß licht, elfenbeinfarbig im Profil der Stadt aufsteigen, ein gewaltiges, doch unwirkliches Phantom. Zwei Schulen fügt er zu einem wundervollen Bogen zusammen, von zwei mächtigen Pylonen flankiert. Für einen Friedhof ist eine eigenartige Gartenarchitektur von Hecken entworfen. Ein großer Musiksaal, dessen Logen sich bis über die Decke ziehen sollen, müßte alle Rokokotheater an Phantasie übertreffen. Eine einzige Stadt ist zu klein für die Fruchtbarkeit eines solchen Temperaments. Für den Wettbewerb eines deutschen Hauses in Konstantinopel hat er einen leichten, lichten Terrassenbau, ein feines Mauerwerk gedichtet, das Gärten umschließt, von der Höhe eines Hügels sich niederläßt, in die Musik der kleinen spitzen Wellen seiner Dachlinie die Spitzen der Minarets aufnimmt. Als Bismarckdenkmal bei Bingerbrück entwirft er für den Abhang eine Riesenarena, einen Rundbau aus Quadern des natürlichen Felsens, aufgetürmt in Etagen. Der herrliche Schwung einer Staumauer, die in den hochgezogenen Rippen ausklingt, steht in der Landschaft wie gewachsen. Ein ganz sachlicher Nutzbau, wie der eckige flachgekuppelte Wasserturm in Posen, wird schön durch die freie Gliederung seines Profils. Noch die nackte Giebelwand eines Fabrikbaues hat Monumentalität.

Jede dieser Linien ist neu, weil sie rücksichtslos wahr ist. Jeder dieser Bauten ist Ausdruck des schaffenden Geistes.

Der Baumeister bildet an den Seelen stärker als jeder andere Künstler. Vor den Bauwerken kann keiner die Augen schließen. Selbst wenn er nicht erkennt, spiegelt sein Auge die Schönheit einer Fassade. Alle unsre Wege führen vorüber an Türmen und

Brücken, Wölbungen und Giebeln, die den Himmel zu tragen scheinen. Wölbungen und Säulen durchdringen jede Brust. In die Freuden und Traurigkeiten fallen die Schatten einer dunklen Sandsteinkuppel. Das Herz muß die Stadt lieben und ihre schönen Bauten, wie es das Zimmer der Kindheit liebt oder den Rosenstrauch vor dem Haus. Der Baumeister, der die Seelen aus stumpfen Großstadtstraßen, aus wirren Versuchen, kleinen Plänen hinführen kann zu neuen Gebilden der Schönheit und des Geistes, schafft am Bau der Zeit voll wahrerer Menschlichkeit und größerer Gedanken.

DER BEGINN *Von Bianca Zehder-Segantini*

In mein Herz fühlt sich das Leben wie die erste Lichtwelle, die aus der Versenkung der Nacht ins Morgenrot zitternd hineinströmt, so neu; doch ist der Hauch des Windes von meinen Träumen schwer wie eine blaue Sommernacht vom Duft der blühenden Erde. Und jeder meiner Träume beneidet den andern.

Ich weiß nicht, ob ich mehr das Glück oder das Unglück sehne, lieben möchte, oder immer nur geliebt werden und verschmähen, ob ich die Unruhe der berühmten Menschen mir wünsche, daß man flüsternd meinen Namen sich zuriefe, wo ich vorbeiginge – oder von niemand gekannt, von niemand beachtet, in der Stille einer freundlichen Stube auf das geliebte Wesen warten – – Ich weiß nicht –

Aber sie sollen zu mir kommen, die unglücklich sind, als ob ich ihre Mutter wäre, ihre Heimat, denn ich spüre, es sind in mir alle Möglichkeiten der Liebe. Glücklich mit den Guten, gut mit den Bösen, milde mit den Schwachen, gesunden die Kranken, den Verödeten nähern, die Tyrannen verwandeln und kein Sünder, daß ich ihm nicht lächeln könnte.

Ich breite die Arme aus! Zwanzig Jahre bin ich heute! Dies ist die erste Erfahrung meines Schicksals! Es atmet in mir zum ersten Mal das Wissen um mein Sein, und schon ahne ich unwegsame Gegenden, durch die ich schreiten werde bis zum Tore des Grenzenlosen. Zwanzig Jahre – und alles, was ich weiß, ist nur geahnt! Leben ist Heiligtum, und beten soll man, weil man lebt. Zwanzig Jahre! Daß es das gibt und daß die meisten Menschen es für so selbstverständlich halten, so alt zu werden! O! Und wie ich sie liebe, die Menschen, aus denen ich geworden bin, und wie sehr fühle ich, daß wir alle Dinge in uns haben, die älter sind, älter als wir.

Aus der Kuppel, die sich über die Erde wölbt, wird ein Strahl Licht über mich fallen und das Chaos meines Jubels auseinanderjagen; – vielleicht in dieser Nacht, wenn ich die Hände unter dem Himmel ausbreite, wird sich ein Tropfen Tau auf ihren Flächen sammeln, und wenn ich morgen früh ausgehe, wird mir ein glücklicher Mensch begegnen – und ich werde ihn fragen können über das Wunder des Glückes – und warum es mehr Schmerz gibt auf der Welt als Freude.

Vielleicht! – – vielleicht fehlt zum Beginn jeder Lebensekstase nur eine äußere Tat, und der irdische Mensch löst sich los, ist von sich selbst befreit, und seine Arbeit schreitet aus dem Herzen der Welt! – Welt, ich liebe Dich! und deinen Schmerz und den Schrei und das Schweigen; das Gute und das Böse; unzählige Herzen habe ich, alle will ich Dir geben, und unzählige Seelen, nimm sie mir alle, weil ich dich liebe, keiner will ich nachlaufen, keine zurückverlangen. Doch eins weiß ich – was mir auch begegnen wird, ich werde mir immer selbst begegnen – mir – die ich als Frau geboren bin. –

Es ist Wirklichkeit, daß mein Körper geboren wurde, daß mein Herz gebären wird; aber meine Seele ist ungeboren, sie hat sich nicht irgendwie in mich geformt, ist nicht aus irgend einer Sehnsucht entstanden, hat sich auch nicht in mich geflüchtet; denn aus dem Himmel nahm ich sie mir, daß sie meine irdische Ankunft begleite.

Nun gehe ich mit ihr durch das Labyrinth der Taten. Seele, aus den sonnenumflossenen Höhen! sei du mir Heimat, denn ich bin ein Mensch, und Gottes Geist trägt mich auf dieser Erde.

In meinen Pulsen jagt die Freude. Ich stehe da, nicht als Pfand, nicht als Erbe, ohne Vergangenheit, ohne Erinnerungen, unberührt. Ich kenne nur die Sonne und die Berge und das Tal und das Wasser und Mond und Sterne und den Wechsel des Lichtes in Finsternis – in ein Menschenantlitz habe ich nie geschaut – meine Träume zu ihm ähneln den Gebeten der Mönche zu Gott. – Ich will die Menschen lieben.

Daß es die Dinge gibt, das Blau des Himmels über der Erde und, wenn die Sterne ermatten, immer wieder

das Licht erwacht und im Dunkel der Nacht der Schlaf atmet – daß es das Leben gibt! – und daß ich selber bin! O mein Sein, ergib dich dem Tag, daß jeder Auferstehung dir sei, und jeder ein Fest der Zeit! Ich werde Leben in meiner Seele sammeln, wie das Kornfeld die Strahlen der Sonne einatmet und verbirgt, bis es zu leuchten beginnt.

Ich spüre das Ja, das Ja und das Nein, die immer so nahe beieinander stehen, und zu dem Amen wird sich mein Geist, wenn noch nicht heute, doch eines Tages finden. Welt, überquellend ist mein Verlangen nach dir, und du müßtest verdorren, wenn ich nicht käme, dich zu tränken mit solchem Glauben!

*

– – – –

Es war hoher Mittag, als die Füße den Weg zur Stadt nahmen, ich wäre am liebsten ohne Kleider gegangen.

In der Ferne öffnete sich der Himmel, strömte ein Lied über die Erde. Die reifwerdende Saat nahm Sonne und Glut auf und gab sie als Farbe zurück. Die Grillen zirpten über die Wärme. Mein Herz wurde weich und schmiegsam meine Glieder.

Am Rand des Tores stand ein Bettler und streckte die Hand mir entgegen. Ich wollte mich zu ihm setzen, er stieß mich fort.

Ein Kind stand am Fenster des niedrigen Hauses und hatte verweinte Augen. Ich fragte. Der Vater hat sich erhängt. Ich wußte nichts zu sagen.

Auf der Straße gingen zwei Menschen, grau im Gesicht, doch jung, und schienen lustig zu sein. Er kitzelte sie an der Hüfte, sie kicherte. – Sie waren so häßlich.

Die arme Frau, krumm geworden durch die Lasten, die ihr Rücken trug, hatte sich auf die Stufen der offenen Halle hingesetzt; ein Schutzmann kam und trieb sie fort; er meinte, sie störe den Verkehr.

Im Graben fand man den alten Mann zusammengekauert. Man sagte, der Hunger hätte ihn getötet. Er hatte Schuhriemen zu verkaufen. Vielleicht ging er an mir vorbei. Vielleicht genügt immer nur ein schöner Augenblick, und das Leben ist von neuem da. Warum haben die Menschen keine Geduld!

Warum liebt das hagere Mädchen nur seinen Papagei und ist zu allen Menschen böse und schlecht?

Anderes sah ich heute nicht.

– – – –

Es ist Winter geworden. – Oft habe ich meinen Schatten gesehen, wo Menschen am furchtbarsten gemartert werden. Mein Schatten war besser als ich, die zu Hause blieb und die seidigen Nägel pflegte.

Das Schreiten zur Tat, die Sehnsucht nach dem Wirklichen, dies macht das Leben groß, das geheimnisvoll in ihnen aufrecht steht über dem Nichterreichten. Warum wissen die Menschen so wenig vom Geheimnisvollen? O, es ist furchtbar!

Als Mensch geboren
Den Schrei zu wiegen in der Welt
Bis er zerfällt in ein Gebet
Die Liebe spiegeln im Herzen des Seins
Bis alles sich glühend vereint
Die Sehnsucht zu tragen in den irdischen Traum
Bis Wirklichkeit zum Wunder steigt
Und Form zu segnen als die Sage der Welt:
Die beladene
Die duldsame
Die schmerzenreiche
Die flammende
Das Blut der Erde
Das geschlagene Kreuz
Die vergängliche
Die zeitliche
Die Sünderin!

DIE FLÖTENBLÄSERIN

Ein symphonisches Gedicht

Von Anja Mendelsohn

Stimmen. Gelächter hinter Spiegelscheiben. Rieseln des Staubes in der Gasse. Rotbleckender Himmel.

Stimmen der Gasse:

Was Tag verhüllte,
Atem der Nacht bricht es los.
Hervor, hervor,
Öffnet euch, Bäuche,
Öffnet euch, Schlünde!
Nacht frißt Glut auf –
Lust hieß einmal Liebe,
Tanzte durch viele Gassen
Bis sie euer Eine ward!

Gelächter:

Nachtgesichter kichern in den Dachrinnen.

Chor der Hetären:

Wir haben unsere Füße auf Pardelpfoten gestreckt,
Gold kühlt unsere Schenkel,
Wir haben Fische, die in goldenen Schalen klirren.
Riechst du unseren Ruch?
Rosen haben auf Räucherschalen gedorrt,
Wir haben Lilienfinger in Mondnächten gegessen,
Um weiß zu sein.
Öle und Myrrhen haben uns die Tollen
Von Kirchenfenstern geraubt,
Uns zu gefallen.

Stimme der Flötenbläserin:

Dürre – –
Eis, knirschender Frost – –
O über die glatten Gestade voll Schwermut und Distel!
Mein Fuß ist krank,
Mein Auge ist verbrannt,
Bist du da, bis du heute da?

Geifern der Bürgerinnen:

Seht sie! Seht sie!
Ihr Fuß ist verdorrt,
Ihr Auge ist verbrannt,
Sie hat Übel gesäet und wird Übel ernten.
Haben wir es nicht gesagt,
Haben wir es nicht immer gewußt?
Schon als Kind war sie anders,
Die Gesetze hat sie getreten,
Und nun zertritt das Gesetz sie!
Laßt unsere Töchter nicht die gleiche Luft mit ihr atmen!
Steinigt sie, jagt sie, ächtet sie!
Sie trägt ein Mal an der Stirn,
Daran kennen wir sie,
Alle Frauen kennen sie.
Ihre Luft sei verflucht, ihr Hauch sei geächtet!

Hetären:

Licht ist unsere Gasse!
Die Flamme des Fests ist entzündet,
Laßt niemand zu uns, der nicht Safranschuhe trägt,
Dessen Stirn nicht bereift ist,
Der die Beine nicht vergoldet trägt!
Brennende Locken schwingen im Glutwind,
Wehen fort die Schleier von unzüchtiger Lust!
Öffne dich, Welt,
Lust ist dein Schlüssel!

Die Flötenbläserin:

Über die Steppen der Qual glitt mein Fuß,
Ahne ich dich?
Dein Gesicht leuchtet fern,
Namenloser.
Tausend Namen trägst du,
Tausend Leiber bist du.
Der du Wille bist, der du Lösung bist,
Unsichtbar Gerippe, dessen Fleisch mein Fleisch ist,
Herrlicher, Ruhender,
Wollender, Tuender,
Dich rufe ich!

Stimme der Mutter:

Kreisende Unrast,
Unselig Geliebte,
Nichtgebärerin!
Stockt mein Blut,
Da du es nicht weitergibst . .
Schoß für eines Menschen Traum
Vergaßest du der großen stillen Tiefe – –
Unselige, Unselige,
O Geliebte!

Schwebende Stimmen:

Alles Lebendige blüht,
Duft ist seine Sprache,
Blühe, Kind,
Liebe sei dein Ruch!

Stimme der Mutter:

Selige Heimkehr!
Sieh, der Herd ist entzündet,
Sieh, wie sanft die Asche glutet – –

Flötenbläserin (ausbrechend):

Welt! Welt!
Ist kein Raum für mich?

Trunkener Wächter (taumelnd):

Zwiefarbig Gezeichnete,
Du Mannlose!
Fort! Tanze, du Tolle!

(Er sticht nach ihr.)

Flötenbläserin (bricht in die Knie):

Weh! Weh! – –

(groß:)

Bist Du es?

Hetären:

Seht sie! Von den unsrigen Eine –

Bürgerinnen:

Von den unsrigen Eine –

Flötenbläserin:

Niemandes! Niemandes:
Hinweg!

*

Wald. Brausende Höhe.

Flötenbläserin:

Tor des Gesegneten,
Rauschend Gefilde!
Blase Odem der Ohnmächtigen,
Balsam – ich verlösche.

Stimme eines Kindes:

Tu auf der Seele Tor,
Liebe bricht hervor,
Nacht umgibt dich,
Lichtodem liebt dich – –

Flötenbläserin (blutend):

Wort! wo bist du?

Stimmen der Gewässer:

Wir wallen zur Tiefe,
Wir sind das Biegsame,
Wir sind das Fügsame –
Stammelst du, Seele,
Welche Welle macht dich tanzen?
Wir wissen es nicht,
Wir haben zum Leiden Seele genug,
Aber nicht zur Freude – –

Weltseele (rufend):

Freude! Freude!
Harrende Seele
Drängt zur Vermählung,
Kreisende Unrast
Martert das Seiende –
Zu mir!

Flötenbläserin:

Tod!
Brich in mich,
Mann Tod, schrei mir letzte Töne ins Ohr!
Grabe Maß ins Grenzenlose,
Furcht ist dein Wappen –
Töter – sei gesegnet!

Stimmen vieler Engel:

Tu auf der Seele Tor,
Liebe bricht hervor!
Nacht umgibt dich,
Lichtodem liebt dich – –
Selig, selig!

Die Seele verlischt. Es ist Tag. Berstender Himmel.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

Paul Adler: „Nämlich“ – Hellerauer Verlag
„ „ „Die Zauberflöte“ – Hellerauer Verlag
Iwan Goll: „Requiem“ – Verlag Rascher & Co., Zürich
„ „ „Die Dythramben“ – Kurt Wolff, Verlag, Leipzig

KUNSTVERLAG EMIL RICHTER · DRESDEN

Einladung zur Vorbestellung

KÜNSTLER ABSEITS VOM WEGE

Zehn Jahre deutscher Kunst in der Provinz mit 5 ORIGINALGRAPHIKEN
40 Vollbildern nach Gemälden und Zeichnungen und zahlreichen Randzeichnungen

Dieses hochinteressante Buch erscheint in 2 Auflagen

AUFL. I: 30 VORZUGSEXEMPLARE AUF BÜTTEN 150 MARK, mit einer Original-Steinzeichnung von Gustav Schaffer als Titel und 5 Originalgraphiken der beteiligten Künstler, eigenhändig numeriert und unterzeichnet / AUFL. II: 150 EXEMPLARE 30 MARK, mit einer Original-Steinzeichnung von Gustav Schaffer als Titel und 5 Originalgraphiken der beteiligten Künstler

Auflage I: Bis auf wenige Exemplare vergriffen!

KUNSTHANDLUNG EMIL RICHTER · DRESDEN



MENSCHEN

Zeitschrift für neue Kunst
Herausgegeb. von Heinar Schilling u. Felix Stiemer
Schriftleit. Walt. Rheiner

Erscheint 1919 halbmonatl., Bezugspreis 5 M. halbjährl. (12 Nummern). Der erste Jahrgang (1918) kostet vollständig (10 Nummern) 10 M. Einzelnummern können nur noch von Nr. 6 – 10 abgegeben werden (je 1 M.)

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag

FELIX STIEMER
DRESDEN-A 20
PostscheckLeipzig 33016

Residenz-Kaufhaus G·m·b·H



Zeitgemäßes Einkaufshaus für
Bedarfs- und Luxusgegenstände
Neuerscheinungen des Aktions-
und Kurt Wolff-Verlages usw.

Theater- und Konzert-Kasse

OKTOBER HEFT JAHRG. 1



A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Oktoberheft — INHALTSVERZEICHNIS — 1. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1918 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Aus dem Inhalt des Maiheftes (fast vergriffen):

ADOLF BEHNE: Kunst oder Sentimentalität? H. Z.: Oskar Kokoschkas Graphik, THEODOR DÄUBLER: Paul Klee, DICHTUNGEN von Camill Hoffmann, Karl Otten, Alfred Wolfenstein, Mynona, Dietrich, ABBILDUNGEN nach Werken von Oskar Kokoschka, Paul Klee u. a.

Aus dem Inhalt des Juniheftes:

THEODOR DÄUBLER: Der Fischzug von Talamone, H. Z.: Kees van Dongen, LUDWIG MEIDNER: Erinnerung an Dresden, WALTER HASENCLEVER: Kunst und Definition, DICHTUNGEN von Karl Otten, Ernst Wilh. Lotz, Paul Adler, ABBILDUNGEN nach Werken von Oskar Kokoschka, Kees van Dongen, Ludwig Meidner u. a.

Aus dem Inhalt des Juliheftes:

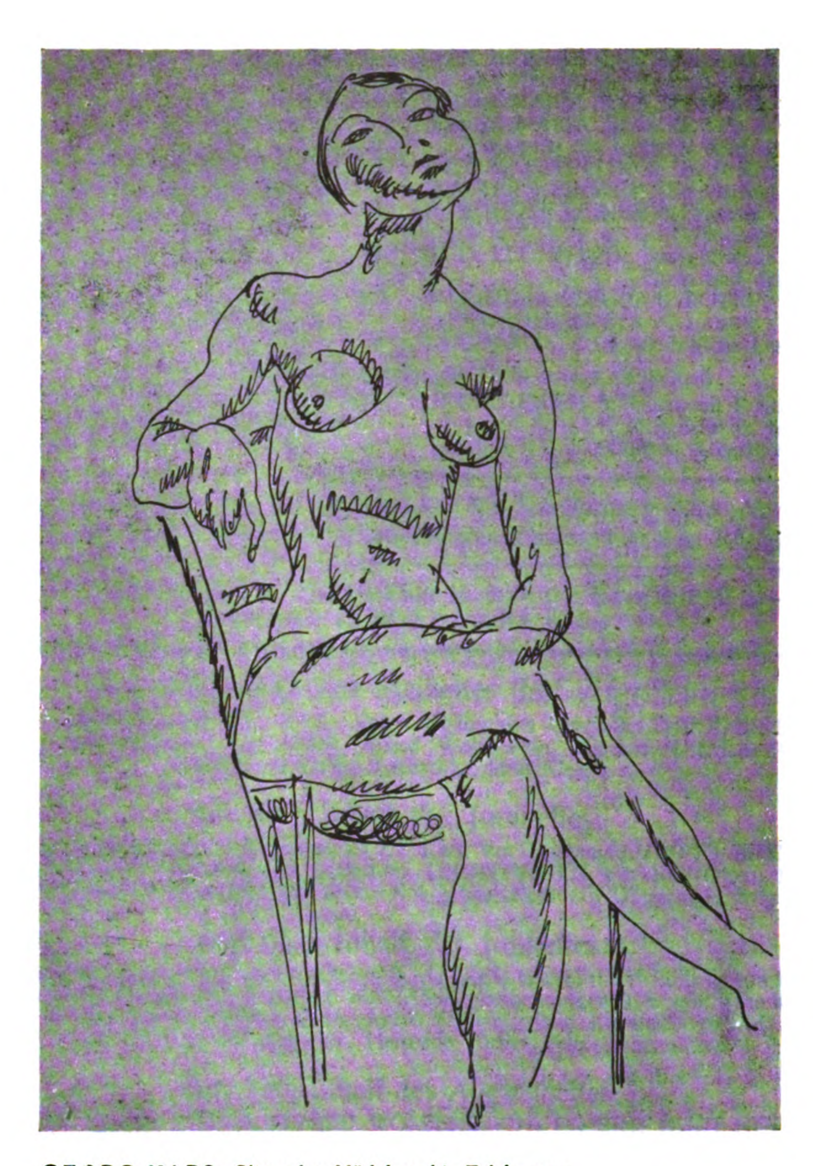
HERMANN ESSIG: Die Gänsemagd – Auf dem Trockenplatz, ALFRED GÜNTHER: Ludwig von Hofmann als Graphiker, H. Z.: Felix-Müller – Hermann Huber, DR. RUDOLF MANASSE: Bemerkungen über politische Kunst, DICHTUNGEN von Alfred Günther, Friedrich Sebrecht, Herbert Kühn, Anton Schnack, Paul Kornfeld, ABBILDUNGEN nach Werken von Ludwig von Hofmann, Hermann Huber, Felix-Müller u. a.

Aus dem Inhalt des Augustheftes:

KARL OTTEN: Das Kloster in Stiri – Adam, ALFRED WOLFENSTEIN: Die Seele, KURT HEYNICKE: Grab der Geliebten – Auf einmal – Gedicht, WALTER RHEINER: Die innere Landschaft – Wach-Ruf – Operation – Toten-Klage, H. Z.: Carl Mense, CARL EINSTEIN: Unverbindliches Schreiben. MYNONA: Deine Unterhosen sind schön. ABBILDUNGEN: CARL MENSE: Madonna – In der Dämmerung – Kühe unter Bäumen – Landkirche — Ufer.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes:

DIETRICH: Der Selbstmörder, WILL-ERICH PEUCKERT: Gedicht (Aus „Die Lieder der jungen Frau“), IWAN GOLL: Der Kanal – Welle und Wolke, CURT SAEMANN: Abschied, PAUL ADLER: Von dem Elend der Welt, ALFRED GÜNTHER: Hans Poelzig, BIANCA ZEHDER-SEGANTINI: Der Beginn, ANJA MENDELSSOHN: Die Flötenbläserin. ABBILDUNGEN: HANS POELZIG: Wasserturm in Posen – Entwurf zum Wasserturm in Hamburg – Entwurf zum deutsch-türkischen Hause in Konstantinopel, Aufrisse – Entwurf zum deutsch-türkischen Hause in Konstantinopel – Entwurf zur Werdermühle in Breslau – Talsperre bei Klingenberg – Gasometer in Dresden – Entwurf zu einem Bureauhaus in Dresden Entwurf zur Feuerwache in Dresden.



GEORG KARS: Sitzender Mädchenakt, Zeichnung

1918

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

ZUR PSYCHOLOGIE DER ENGEL

Von S. Friedlaender

Der Mensch ist ein aus aller Angel der innersten Absolutität gerenkter „Engel". Die Selbstbesinnung sollte in diese Angel zurückspringen: in das lebendige Zentrum der innersten Freiheit von Welt, von aller Äußerlichkeit, damit die Welt sich harmonisieren könne. Ohne die Selbstrevolutionierung des Subjektes in diesem Sinne einer weltreinen, aber weltschöpferischen Innerlichkeit wird keine noch so drastische objektive Maßnahme zur „Besserung" der Welt etwas ausrichten.

Dem Menschen fehlt zum Engel nichts als das innerste Nichts des Außens – das Nichts, erlebt als das Nichts aller Unterschiedenheit, das persönliche Zusammen aller Welt. Dieses allein ist der schöpferische Waghalter der Weltwage, die den Menschen beherrscht, dem Engel dient. Vor allem schon deshalb, weil der Mensch im Leben gar keine Wage, keine Differenz, sondern den einsinnig von der Erzeugung bis zum Tode gerichteten Weg, also sehr einseitig statt gegenseitig, sieht: ohne Besinnung auf den Richtungsgegensatz aller Gradation. Der Grad aller Grade liegt so wenig im Plus wie im Minus, sondern im persönlichen Medium dieser Differenz, unsinnlich, ununterscheidbar intim geoffenbart. So schleppt und quält der Mensch, ohne zu ahnen, daß sie es sei, die integrierende Lebensmitte mit sich herum wie einen Teil, den er niemals pro toto, sondern als belanglose Etappe nimmt; wie sollte sein Leben anders als menschlich ausfallen? Als ob einer wie ein Wurm auf einer Wage entlang kröche, statt sie zum Abwägen zu gebrauchen. Selbst Menschen von weiserem Habitus, welche begriffen haben, daß das Leben, zu Extremen intendiert, ein bändigendes, mittleres Verhalten erfordere, begnügen sich mit Kompromissen, mit Krämerwagen à peu près, während es sich doch um Präzision handelt, welche auf den Punkt gewiß zutrifft oder verfehlt ist: um Mitte, der alles „egal" ist, um Neutralität, Indifferenz.

Diese „Gleichgültigkeit" kennen Menschen nur in korrupter Gestalt; „Engel" als die einzige und reinste Gewissenssache. Ein Mensch, dem alles egal ist, will damit zu verstehen geben, daß er das echte Interesse eingebüßt habe; ein „Engel" würde das absolute Gleichgewicht der Interessen damit bezeichnen. Einem Menschen, dem alles gleich gilt, gilt alles eben gleich gering. Ein Engel versteht darunter die absolute Gleichgeltung alles erdenkbaren Plus und Minus, die Tag- und Nachtgleiche aller Dinge. Ein Mensch, dem alles „schnuppe" ist, der das Gefühl „absoluter Wurschtigkeit" hat, ist eine ordinäre Art Engel, der Flügel beraubt, mit relativem Gleichgewicht, wodurch das Erhabene zwar nivelliert, aber nicht mit gleicher Kraft das Niedrige sublimiert wird. Blasiertheit, Indolenz, Passivität sind keineswegs mit Indifferenz, mit absoluter Integrität, der Sache des Engels zu verwechseln. Der Mensch, der alles auf die Minusseite bringt, ist höchstens ein Halbengel, die weisesten Menschen nur mittelmäßige. Der „Engel" erst integriert die Lebens-Differenz – vor allem schon deshalb, weil er sie als solche und nicht als homogen einsinnig gerichtetes Kontinuum erkennt und behandelt. Er kennt seinen Lebenslauf als polar, deswegen macht er seinen „Tod" zum absoluten Leben, zum Neutrum der Pole, durch ein gegenseitiges Egalisieren, durch Contrebalancement von innen her. Media morte sumus in vita ist die Devise der Engel.

Sie verstehen den Witz der Person, daß sie die

Pause, das Intervall, das Indiscretum, Intermundium des durch sie polarisierten Lebenslaufes ist, daß alle vermeintlichen Widersprüche des Lebens persönlich zu reimen sind, sobald man die eigne Person zur neutralen Indifferenz macht, zum lebendigen Nichts. Erst dasjenige Selbst, worin aller Unterschied vernichtet ist, ist das echte Selbst. Es unterscheidet, wählt und richtet nicht wie der Mensch pro oder contra; liebend, hassend; sondern vor allem erlebt es in sich den Dreh- und Wendepunkt aller Alternativen, die reinste Indifferenz aller Differenz. Der Engel kennt nicht bloß, wie der Mensch, Richtungen und deren Gegensätze, sondern auch aller gemeinsames Zentrum, das kein Mensch anrühren könnte, ohne zu verbrennen, zu erfrieren oder die Temperatur lau abzuschwächen. Der Mensch liebt oder haßt oder macht aus beidem eine gewiß nicht lautre Mischung, meistens eine ordinäre Gleichgültigkeit, ein recht „trübes Medium“. Der Engel hat gerade das absolut reine Medium und sonst überhaupt nichts persönlich kultiviert: ist nur dadurch „Engel“, daß er den Unterschied zwischen Liebe und Haß, also den Unterschied in der Liebe im Innern vernichtet hat: er friert und siedet hier zusammen – göttlich energisch! Alle seine Affekte sind Kinder dieser Vermählung aller Unterschiede. Pro und Contra sind hier nicht eins, sondern lautre Null geworden. Der Mensch hat gemischte Gefühle, der Engel den reinsten Schmelz aller: neutrale. Der Engel kennt nicht wie der Mensch Extreme, von denen er das eine oder andere halb- und einseitig entwickelt oder beide, um zu leben, abschwächt oder meidet; sondern Pole, deren Identisches er persönlich inne hat, so daß er den einen vom andern magnetisch unterscheidet, ohne seine lebendige Indifferenz, die persönliche Integrität, einzubüßen, die der Mensch kaum ahnt, geschweige kultiviert. Pole sind nur im Innern restlos kombiniert, und diese Kombination bedarf, als schöpferisch, der immerwährenden persönlichen Selbstbemühung. Sonst freilich wäre, bei leblos fixierter Identität, Freiheit unmöglich, die Welt eine Wage ohne Wägenden. Der Mechanismus fällt so aus wie die Person, welche ihn erlebt. Das lebendige Nichts aller Bewegung beherrscht alle Bewegung, und das Eingreifen des lebendig Freien in die Welt der Differenzen wird um so wirksamer sein, je indifferent selbstsicherer seine Person sich hält. Menschen, welche, persönlich verzerrt oder zerdrückt, gar nicht die wahre Spannweite ihrer Differenzen ermessen, entgegengesetzte Größen als gleichartig traktieren, bedeuten eigentlich auch mechanisch nur Ansätze, die gleich wieder aussetzen, perpetua quieta. Es wäre simpel, im menschlichen Erleben lauter Gegensätze zu sehen: Schwarz – Weiß; Böse gegen gut; Schön gegen Häßlich; Richtig gegen Falsch. Es wäre unbesonnen, zu vermitteln, ohne innezuwerden, daß ein Tertium, ein Wunder von Identität hierzu nötig sei. Der vermeintlich simple Gegensatz ist magnetisch, d. h. objektiv polar: subjektiv identisch, das Selbe, aber zur Äußerung mit Minus und Plus begabt, so daß persönliches Leben, Kampf um Mitte entsteht, welche niemals fehlt, aber immer nur persönlich, im eignen Innern, fixiert werden kann. Ist nun Person bloß menschlich, so trägt Natur alle die Fehler der menschlichen Person zu Lehen – der Anthropomorphismus geht ins Gigantische, ins Astronomische.

Der Mensch projiziert seine eignen Leblosigkeiten als Naturgesetze. Der Mensch und mit ihm seine gesamte Natur ist so scheinlebendig wie scheintot. Das Zerbrechen der identischen Weltseele in diese Menschenscherben, deren armseligster Splitter noch von Göttlichkeit brilliert, ist tragikomisch. Sie konstatieren eifrig Naturgesetze, ohne die innerste eigne unermeßlich schöpferische Freiheit zu erkennen, der diese entstammen. Etabliert man die eigne Person nicht unteilbar indifferent, sondern menschlich gebrechlich, so verzerrt man die ganze Welt: man will dann gar keine ganze Welt, sondern deren menschliche Karikatur. Schopenhauer schien von der moralischen Bedeutsamkeit der Welt durchdrungen, es war ihm aber eigentlich um ihre persönliche zu tun. Der Mensch, irre in seiner eignen Person, macht aus der Natur einen einzigen Irrtum – schon weil er sie nicht als Natur-Differenz erkennt, als Dur-Natur gegen Moll-Natur, als Zwist um der schöpferisch indifferenten Person willen. Der Reichtum des freien Lebens polarisiert sich in der Weltgesetzlichkeit. Der Mensch, ein Stück Natur wie jedes andre, spürt die Nähe der die ganze Welt durchdringenden und die Strenge ihrer Gesetze schmelzenden Freiheit bis in sein Fleisch und Blut, gerät aber mit der ursprünglichen Schwungkraft der eignen Person in das Getriebe ihrer eignen Maschinerie; oder ver-

irrt sich im Labyrinth einer anarchistischen Skepsis, der er nicht anmerkt, daß sie die Gleichwägerin ihrer eignen Gegengewichte sein könnte. Deswegen ist der Mensch lieber in den Engel zu präzisieren, der alle Schwankungen der menschlich differenzierten Seele in sich indifferenziert hat und sie polar, als ebenso viele Harmonien, veräußert: als peripherisch relative Versinnbildlichungen seiner zentralen Vollkommenheit. Die allerinnigsten Vermischungen sinnlicher, also differenzierter, Phänomene bleiben immer noch differenziert. Person ist das einzige absolute Auflösungsmittel aller Differenzen des Innern; hier verschwimmt, verschwindet die Welt des Außens. Wer diese mystische Konfusion, diese persönliche Annihilation fanatisch impetuos ins unterschiedliche Außen übertragen wollte, würde sich grob an deren echter Funktion, grade der unterschiedlichen Äußerung, versündigen. In dieser Beziehung geprüft, sind alle Menschen „Sünder" gegen die Kardinaltatsache der Welt, sie leisten das Menschenmögliche in der Verkennung der neutralen Größe ihres eignen Innern. Infolgedessen ist der gesamte menschliche Sinnenschein nur die Korrumpierung des echten, des polaren.

Nur die subjektive Allmacht kann sich der objektiven wenigstens symbolisch bemächtigen: im polaren Verkehr ihres Minus mit ihrem Plus. Alles Objekt enthält wesentlich Differenz, deren schöpferische Indifferenz das Subjekt ist. Der subjektiven Überinnigkeit entquellen alle objektiven Differenzen, und nur von ihr aus werden sie harmonisch polarisiert. Soweit die Differenz reicht, soweit reicht das Objekt: also gehören die berühmten zwei Seelen in der menschlichen Brust noch zum Objekt, und sogenannte innere Konflikte sind immer noch äußere; das Innere an sich selber kennt keine Konflikte, und die strikte Besinnung auf dieses Innere ist auch die einzige Möglichkeit zur ordentlichen Lösung aller Konflikte. Dem Menschen ist aber grade diese innere Indifferenz fabelhaft, er kennt nur Differenzen, ist selber eigentlich ein bloßes Objekt, äußerlich noch dort, wo er sich, mit sogenannter zerrissener Seele, bereits für tiefst innerlich hält. Er kennt Mann und Weib, ignoriert aber, daß die Seele göttlich ist, und Mann wie Weib nur ihre einander ebenbürtigen, obgleich polar (wie Geben und Empfangen) opponierten Handhaben. Der Geist ist frei von Differenz, und nur ein so freier Geist bezwingt, reimt, komponiert alle Differenz. Der Mensch aber verwirrt sein Inneres mit Differenzen; er vergißt, angesichts des Geschaffenen, seine eigne Schöpferkraft, und selbst alle menschliche Kunst offenbart noch keinen ganz freien Geist. Es ist eine Menschlichkeit, das Absolute wo anders finden zu wollen als im indifferent Inneren. Alle objektiven Wege führen im idealen Fall nur zu Gleichnissen: zu Verständigungen des Plus mit dem Minus, der negativen Skala mit der positiven, des Vorwärts mit dem Rückwärts, der gegenseitigen Extreme. Alle bloße Steigerung an sich bleibt vergebens, man ist geneckt wie das Eichhörnchen im Rade, wie Tantalus, Ixion, Sisyphus; wie der Esel zwischen den beiden Heubündeln; man dreht sich unmerklich in einem toten Kreis, wenn man nicht vom persönlich inneren Zentrum ausgeht: wenn man nicht zu allererst die wunderbare Indifferenz der Extreme schöpferisch im eignen Selbste verspürt und von ihr aus den Kreis der Welt rundet. Persönliches Leben, eine neutrale Größe, regiert polaren Tod. Absolute Freiheit äußert sich in der Form notwendiger Gegenseitigkeit: sie äußert sich, weil sie schöpferisch ist. Durch Steigerung differenziert erwerben kann man nur, was man indifferenziert bereits besitzt. Ohne das geflissentliche Ausgehen von der eignen, wiewohl noch gänzlich unentfalteten, Göttlichkeit bleibt alle wirkliche Weiterentwicklung Chimäre, ist Vollendung nicht einmal symbolisch möglich. Das echte Leben, die absolute Mittelstellung der Person in der Welt ihrer eignen Entfaltung, ist, obgleich Gegengewichte seiner selbst äquilibrierend, kein Heubündelesel: es ist immer wieder mächtiger als seine mächtigsten Entfaltungen; es ist der Wägende selber, nicht Wage noch Gewicht. Nur die Leblosigkeit wird dort sistiert, wo das Leben sich frei entscheidet. Nur der Esel zaudert, nur der Mensch schwankt: lebendige Mitte, der Engel, schwebt äquilibrierend. Der Esel wäre eine präzise, aber leblose Mitte; der Mensch ist eine lebendige, aber unpräzise: nur der „Engel" schwebt präzis lebendig. Er allein regiert, vom Stern innerer Mitte aus, ohne still zu stehen oder zu schwanken; er allein lebt kein einseitiges, sondern das rund gegenseitige Leben. Sein Wille rollt, vom Schnittpunkt aller Differenzen aus, gleich leicht hin und her.

Der menschliche Wille zwittert oder strebt einseitig:

der Angel-, der Mittelwille des „Engels" strebt magnetisch gegenseitig, sein Ziel ist immer polar, er selbst verbindet lebendig sein getrenntes Ja und Nein. Im Menschen ist gerade diese Mitte krank; er fühlt diesen Schwerpunkt als verrenkten Schwebepunkt; ihn martert beständig diese Verrenkung seines Zentralgewissens; er fühlt sich leicht „verworfen" und wird zerknirscht, roh oder flach. Bestenfalls empfindet er das Gefühl des Loswerdenmüssens dieser Verrenktheit als ein „Sollen", eine Aufforderung von oben herab, als „kategorischen Imperativ": es ist aber eigentlich ein kategorischer Imperator, und dieser dringt von seiner Zentralität aus auf Harmonie, auf Ausrundung aller Differenzen. Der „Engel" erfaßt den Witz der Freiheit, daß sie nichts sei als der intime Indifferenzfall aller (wesentlich in sich polaren) Notwendigkeit; er entdeckt in den Gebundenheiten des Müssens und Sollens nichts als die Polarisation seiner innersten Freiheit und *diese innerste Freiheit* als den schöpferischen Zwang zur unerschöpflichen Polarisation ihres keimhaft überinnig in sich zusammengedrängten Gehalts. Der Engel weiß sich als die lebendige Selbstaufhebung und den freiwilligen Zwang zur polaren Notwendigkeit; *Freiheit als bloße Freiheit von Differenz*, als Indifferenz *aller Notwendigkeit* in eigner Person; Person als das lebendig vollkommene Prinzip aller sonst fruchtlosen Steigerung ins Minus und Plus. Er weiß, daß die Befestigung am schöpferisch lebendigen „Nichts" fester hält als noch so brutale an irgend etwas Unterschiedlichem. Ihm gelingt das Wunder der polaren Erstreckung von Person auf Natur bis in das Mechanische hinein. Ohne die Inspiration dieser innersten Initiative bleibt alle menschliche Anstrengung Stückwerk. Der Satz vom Grunde ist, wie schon sein Name besagt, das Denkprinzip von Wesen, welche zu fallen wähnen, wenn sie keine Unterstützung haben: er ist das einseitig verkrüppelte Prinzip der Polarität, das der Person schwebende Mitte zu sein dann erst ermöglicht, wenn es zur runden Gegenseitigkeit vervollständigt wird. Der Mensch kultiviert die einseitig fortgesetzte Reihenbildung; sein Wollen fließt und strömt; aber Flüsse und Ströme verschwinden im Meer, das Meer strömt nicht, es ebbt und flutet. Der persönliche Wille, nicht mehr bloß einseitig zielstrebig eine Reihe verfolgend, sondern ein gegenseitig bewegtes Meer, ja eine ganze Sphäre beherrschend, diese persönlich absolute Naturkraft, ist nur erst so vorhanden wie die elektromagnetischen bis vor kurzem; dem Menschen fehlt noch die eigne Freiheit, die eigne Absolutität im rein geistigen Verstande, deshalb fehlt grade der Geist, der sich den Körper baut: schöpferischer Indifferenzgeist polarer Funktion.

Erst dieser absolute Wille wäre das perpetuum movens des gesamten Mechanismus: erst diese innere Selbständigkeit verwandelt überall auch die äußerliche Abhängigkeit und Unterstützungsbedürftigkeit in das freie Schweben, das Hängen in eigner Angel. Im Fallen des Steins braucht man die Sternbahn nicht nur theoretisch zu entdecken, wenn der Entdecker kein bloßer Theoretiker, sondern das Vollwesen der Welt ist: schöpferische Weltindifferenz. Eigne Freiheit ist kein Geschenk der Natur, sondern umgekehrt ist Natur ohne persönliche Freiheit unmöglich. Diese Freiheit der Person (von aller Differenz, aller Relativität), das eigentlich Schöpferische, verliert sich menschlich nur zu leicht, rückbesinnungslos, in sein differenziertes Geschöpf: das ist der verderbliche menschliche Tatbestand! Menschlichkeit ist die Gedächtnisschwäche der eignen Göttlichkeit. Und diese eigne Göttlichkeit ist nichts Überhebliches, sondern das Einfachste von der Welt: Individualität, ungeteilte Innerlichkeit als das Prinzip, die Initiative zu aller Teilung und Unterscheidung, zu aller Welt. Menschen selbst sind schon unterschiedne Organe dieser absoluten Person, deren Automat die gesamte differenzierte Welt ist. Aber die differenzierten Reflexe überblenden die Sonne, von der sie ausstrahlen; deswegen muß die differenzierende Person geistesgegenwärtig besonnen bleiben: denn zwar nicht sich, wohl aber diese Besinnung kann sie verlieren: der Mensch ist nur eine Ausgeburt des Geistes, der Geist hat keine Mehrzahl, er ist zahllos, ohne differenzierte Zahl, ist Vollzahl, Null aller, auch aller Menschendifferenz. So kommt es, daß die wirkliche eigne Allmacht verkannt, verwechselt wird, weil sie nicht „vorhanden", sondern ununterscheidbarer Ursprung aller Vorhandenheit ist, eine rein neutrale Größe. Differenzierte Erfahrung ist für ihren neutralischen Schöpfer die polare Vergegenständlichung seines kondensierten Gehalts. Die an sich absolute Willkür ist, schaffend, zur Polarisation gezwungen, zum Gesetz

der Gegenseitigkeit ihrer Funktion: die Form ihrer Äußerung ist wesentlich der Unterschied. Absolute Willkür äußert sich streng gesetzlich, so daß leicht wiederum der gesetzmäßige Reflex ihrer eignen Freiheit sie an sich selber irre und vor sich stutzig macht. Auch alle logisch-mathematischen Präzisionen sind immer mit dem granum salis der persönlichen Freiheit von ihnen zu verstehen, ohne welche sie tot bleiben. Jede differenzierte Äußerung ist, als solche, bereits eine das persönliche Leben tödlich vergewaltigende Festlegung, die nur dann zum Leben dient, ja unentbehrlich ist, wenn sich Person mit ihrer selbsteignen Freiheit nicht in das Gesetz, das Geschöpf, besinnungslos verliert, ihre Oberhoheit darüber nie preisgibt. Das Geschöpf ist gesetzlich präzisiert, aber, ohne lebendige Freiheit, ohne das schöpferische Cachet, tot. Freiheit wiederum ist eine reine Idee, ein bloßer göttlicher Welt-Odem: aber sie muß das gesetzliche Geschöpf erschaffen, sonst ist sie gar nichts. Der sinnliche Mensch wird leichter vom Geschöpf ergriffen als vom Schöpfer; mit andern Worten: der Mensch, selbst nur ein Geschöpf, eine Differenz, funktioniert noch gar nicht vom echten, vom göttlichen Selbste aus, sondern dieses, selbstvergessen, hält sich für den Menschen, für ein Werkzeug, eine Maschine, ein Geschöpf, verwechselt den Schatten mit dessen Original. Ohne innerste Unabhängigkeit und absolute Exemption von Welt, ohne gänzlichen Verzicht auf die gesamte Außenwelt, alle objektive Differenzierung, ohne Freiheit ist Person impotent: aber allerdings muß dieser Idealismus, wenn er nicht berüchtigtermaßen ins Wolkenkuckucksheim verfliegen soll, mit seiner unerhörten Energie eben die Welt betreffen: und das ist es, was den Idealisten so brutal anmutet, daß er es wohl den Antichristen nennt. Aber das Himmelreich im Innern ist es, das sich äußern, d. h. also Welt werden soll; der göttliche Geist der Freiheit von Unterschieden ist es, der endlich alle Unterschiede verwalten soll. Der Idealismus darf nicht länger über die Welt zu flüchten suchen in einer sich selber mißverstehenden Reinheit, sondern soll sich zwingen, an Stelle der materiellen Brutalität die Welt zu ergreifen, zu beherrschen, gerade damit die christliche Idee nicht länger in ihrem imaginären Himmel verschwinde und die Welt der Welt, also dem chaotischen Zufall, überlasse, der weit eher den Titel „Antichrist“ verdient. Die Gewalt der reinen Idee ist allmächtig, unwiderstehlich: und sobald sie sich entschließt, wirklich Welt zu werden, wirklich die Welt zu erlösen; sobald sie sich abgewöhnt, sich an dieser derben Aufgabe vorbeizuschleichen, wird sie eine ungestümere Eroberungsgewalt entwickeln als jede weltliche Brutalität.

Daß es der Freiheit sauer genug ankommt, sich zu äußern, also sich in Zwang, in Bedingungen, in Notwendigkeit zu stürzen; daß sie lieber in der keuschen Unberührbarkeit ihrer Ätherhöhe göttlich träg verharren möchte, diese verführerische, aber ohnmächtige Idealität läßt sich verstehen. Aber dieser absolute Wille, und nur er, soll die Weltherrschaft auch über die gesamte, sonst anarchische Menschenwelt antreten und den Menschen auf das Niveau eines sehr tüchtigen, aber an sich leblosen Instrumentes hinabdrücken, das erst in der Hand der schöpferischen Idee Leben gewinnt. Der freie Wille ist nicht menschlich, der Mensch ist nur das bisher allzu menschliche Instrument der Freiheit. Freiheit hängt nicht von Motiven ab, sondern ist selbst das Urmotiv zu jeder Art Handlung: aber sie muß auf die Bedingung ihres Geschöpfs eingehen, und diese Bedingung heißt: Differenz, Unterscheidung. Sie muß ihre unartikulierte Inbrunst artikulieren lehren. Freiheit, die ewig revolutionäre Idee, praktiziert sich streng gesetzlich; ihre zersprengende Gewalt, ihre Dampf- und Blitzkraft, muß gesetzlich arbeiten lernen, wenn sie nicht elementar verpuffen soll. Sie ist die Feindin ebensosehr der bloßen Ordnung wie des Umsturzes aller Ordnung: sie dringt auf das Gesetz, das aus ihr, der Freiheit, stammt, und dessen Strenge noch diesen Ursprung offenbart. Der freie Wille, eine rein ideale unsinnliche Macht, wird zur drastischsten, die es geben kann, sobald er sich in dieser Weise der Welt, dem differenzierten Schaffen zuwendet: zur Allmacht in eigner Person, zur Freiheit „im liebevollsten Muß“. Notwendigkeit ist das polare Spielzeug der Freiheit. Dadurch, daß der Wille das Einzige ist, das von entgegengesetzten Tendenzen nicht gelähmt oder menschlich verzerrt werden kann, weil er der subjektiv Gleichwägende, nicht das objektive Gleichgewicht ist, ist er die überall ausschlaggebende Energie. Allmacht hat, aus Überschwang, eine gegenseitig abwägende Funktion; sie ist gezwungen, eine Wage zu bedienen, und die Gefahr der Verwechslung mit dieser ihrer bloßen

Funktion liegt ihr zu nahe, als daß nicht ihre Selbstbesinnung ihr Verdienst wäre. Eigne Göttlichkeit ist auch von eignen Gnaden, sie ist Verdienst durch immerwährende Selbstbemühung, nicht toter, sondern lebendiger Besitz. Wie der antike Herr Sklaven kannte, so kennt der göttliche die ganze Menschheit nur als sein Geschöpf, und die Tyrannei der göttlichen Idee ist despotischer als jede menschliche: die gesamte Menschheit muß ihr mit Einwilligung in Leibeigenschaft untertan sein oder ohne diese Einwilligung scheinfrei chaotisch verirrt bleiben. Die Abhängigkeit des Menschen von der freien Idee ist aber keine Knechtschaft, sondern eigne Freiheit ist der innerste Sinn dieser Abhängung: Freiheit ist selbstherrlich, sie legalisiert, systematisiert, poliziert keinen andern (es gibt keinen andern), sondern allein sich – und allerdings, sich selbst muß sie tyrannisieren, sich selbst ihrem absoluten Regiment unterwerfen, strenger gegen sich selbst sein als es ein Mensch gegen den andern sein könnte: ja, mit gewagter Übertreibung dürfte man sagen, die Menschheit sei nur die Canaille der Idee. Der reine Idealist ist kein Mensch, der Mensch ist sein bloßes Werkzeug, das keinen Willen kennt als den seines Handhabers. Das Attentat der Idee auf die Menschheit raubt dieser, wenn es glückt, den letzten Rest irgendeiner Freiheit und stößt sie unerbittlich in die Kreatur der Objekte und Sachen. Der reine Geist duldet in sich keinerlei Stoff, obgleich es ein Irrtum war, daß er ihn auch außer sich verschmähe: nein, er will ihn außer sich als sein gehorsames Geschöpf. Die freie Person ist das einfache Dogma, das auch von jeder Definition frei bleibt: sie ist absolut rein von jeder positiven oder negativen Bestimmung und kennt nur die neutrale. Und nur dieser rein lebendige Weltinbegriff regiert die Welt.

Sein Regiment ist absolut, aber eben lebendig gesichert; er herrscht über die Welt wie über eine Gefahr, die er stets überwindet, welche ihn aber stets bedroht und zwar nie ihn selbst, wohl aber sein Gedächtnis, seine Besinnung verletzen kann. Die Welt ist, auf zahllose Arten, die Selbstentzweiung der Idee; daher ist die persönliche Allmacht wesentlich polar von außen gefährdet und zu sichern, und immerwährende Contrebalance ist das Pensum Gottes, d. h. der einzigen Person, die es gibt; der Mensch ist ein Wechselbalg der Person. Person also macht ihren Hiatus in der Welt, welchen nur sie schließen kann: Ihre Seligkeit, ihre Allwissenheit, ihre Allmacht, ihre reine Freiheit und Göttlichkeit – ihr ganzes inniges Zusammen ist in der Welt zerissen, polarisiert; sie selber muß den Einklang hinzubringen,

„Der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt."

WIEDERKUNFT *Von Herbert Kühn*

Er geht. Er geht. Der Tag versinkt vor ihm. Die Nacht geht ein. Straßen schwellen, drängen, pressen. Felder wachen auf. Glühen. Blühen empor. Blütenbäume duftend verschwenden süßen Geruch. Weiß. Blühend weiß. Schnee, der am Morgen auf Äste fiel. Sonne, deren Zungen darüber züngeln purpurrot. Weiß, weiß die weite Ebene. Gletscher erbleichend, aufzischend in Sehnen. Er geht verzückt.

Die Locken wehen. Um seine Lippen Glutenwellen. Die Kniee zittern. Sinken. Aufwühlend Erde, gräbt er sich ein. Umarmt die Welt und drückt die Winde, Bäume, an sein Herz. O, Gott, erfülle mich mit Kraft!

Aufreckend dann schritt er weiter. Seine Füße schmerzten, brannten vor Feuer. Er ging. Unentwegt. Unentwegt. Wo ist die Stadt? Was werden sie sagen, wenn ich es erfülle?

Menschen begegneten ihm und starrten ihn an. Er sah sonderbar aus. Haare hingen ihm ins Gesicht, Lippe zittert, Augen voll Flammen und doch voll Güte, Himmel blau und weiß.

Er sah niemand an. Aber er fühlte, wie ihre Blicke sogen an ihm, und das erfüllte ihn.

O, wenn doch endlich Häuser wären, o, die Kirche! Werde ich es können?

Dann sah er sie. Auftauchend rot aus grünem Feld. Dächer, o, ihr heißersehnten!

Er rannte fast, atmete kaum.

Und dann umfingen ihn die ersten Dächer. Sprachen mit ihm. Sangen zu ihm.

Er aber ging weiter. Er suchte das eine Dach, das eine, das große.

O, jetzt Erfüllung seiner Träume, o, jetzt die Tat, die er ersehnt, jahrzehntelang! Er fühlte seine

Schritte nicht mehr. Er ging auf den Palmen, die sie vor ihm streuten, er ritt auf der Eselin, die sie ihm gaben.

Hosiana hörte er von allen Türmen, Hosiana von den Menschen, die vor ihm zur Seite traten.

Dann kam sie auf ihn zu. Das grosse Tor. Rund. Bunt. Die alten Fenster. Bogen gewaltig, suchend den Himmel, streifend die Wolken, sprechend mit Gott.

Sein Schritt stand still, und seine Füße wurden schwach. Bangend. Bebend. Dann groß Musik erfüllte seine Ohren, quellend hervor aus Bogen und Tor.

Er stand. Zauderte. Sein Körper wiegte sich vor und zurück. Plötzlich ein Ruck, und weit auf riß er das Tor der Kirche.

Menschen. Singen. Beten.

Die Tore atmend kommen auf ihn zu. Die Bogen. Ich bin die Macht. Ich bin die Sonne.

Gesichter staunend starren ihm entgegen. Fern, groß, Altar. Und auf ihm ER, der falsche Gott.

Nur IHN noch sah er. Seine großen Arme, gespannt an Holzes ausgespannte Wucht. Den Leib, den nackten, der die Welt betrog. Fluch, Fluch! Seine Finger griffen sich ins Haar. Er rannte, flog, zischte auf ihn zu.

Die Menge starr, entgeistert, schwoll hinan. Aufwachsend. Wirbelnd. Zitternd. Staunend über das Ungeheure, das sich begab. Das Fabelhafte. Stille kroch wie Blei. Pressend.

Er, Hand erhoben, keuchte, raste – ergriff das Kruzifix, das große, packte es mit übermenschlicher Gewalt – riß es herab.

Es zerschellte am Boden.

Musik brach ab. Die Menge jäh erstarrte. Nicht ein Wort wurde laut. Gesichter ganz vereist.

Er stand am Altar. Groß. Erhoben Arme. Und seine Stimme sang. Die Worte klingend:

ICH bin JESUS CHRISTUS.

Doch dieser hier ist ein Betrüger.

ICH bin die Sonne. Bin die Macht. Glaubet an mich, auf daß ihr selig werdet.

Ich bin die Macht, ich bin die Sonne.

ICH bin die Macht, ich bin die Sonne.

Zwei Kirchendiener packten ihn, trugen ihn fort.

Er ließ sich willig durch die Straßen führen.

Er nannte Judas den, der vor ihm ging.

Erhobnen Hauptes schritt er. Siegeszug. Musik erfüllte ihn. Der Schritt der Pferde. Er sang, und seine Augen hingen voll Sonne.

Maria ging hinter ihm, und er tröstete sie. Er trug das Kreuz. Er fühlte es auf seinen Schultern. Und alle folgten. Weinten. Er aber sang. Das Kreuz so leicht. Wie weit, wie weit ist Golgatha! Für sie, für sie nur dieser Tod, für sie alle, die es nicht wissen. O, wenn ihr wüßtet, was ihr tut! ICH bin die Macht, ICH bin die Sonne, glaubet an mich, auf daß ihr selig werdet!

Die Wache. Groß schritt er hinein. Erfüllt von seinem Sieg. Seine Augen – weit – durchdrangen den Raum.

Niemand war da, nur eine Frau, verschüchtert, scheu, die sich auf schmalem Stuhl an kahle Wände drückte.

Er schritt auf sie zu. Seine Hand behütend rührte ihren Scheitel.

Fürchte dich nicht, du hast Gnade gefunden vor meinen Augen. Denn ich bin Jesus Christus, der dich erretten wird.

Die Augen voll Angst schauten empor. Suchten seinen Blick, fragten, irrten, er aber ruhig, weithinschauend, sprach: Selig du, daß du glaubst, deine Sünden sind dir vergeben.

Sie schaute um — suchte im ganzen Raum – dann, senkend die Knie, glitt sie zu Boden und schluchzend, stammelnd lallte sie: Gott, Gott, ich danke dir für deine Güte!

Ganz überirdisch flutend Glanz aus ihren Augen erhob sie ihre Arme im Gebet, indes er seine Hand auf ihren Scheitel legte.

Ekstatisch, hingerafft ergriff sie seinen Rock. Den Saum bedeckten ihre Küsse, Tränen fliessend. Die Augen, Ueberglück, erstrahlten himmlisch. Wie geahnter Glanz.

Da war es, daß die Tore des Himmels sich öffneten. Glanz, Glanz erstrahlend heilig, weiß! Die Wände schwinden. Glühend, blühend Luft verklärter Fernen. Die Engel blau in Händen tragend goldne Sternenbilder. Heilige wandeln, Lilien, in blauen Auen. Empor! Empor! Die Erden weichen. Die weiten Wolken perlen Purpur zuckend über glutendurstigen Fluren. O, lila Bäume glühend überblüht von lichten Silberlinien. Zerstäubend. Nichts.

Jetzt Pfeiler, Bogen, züngeln, sprühen, Pinien, Flammen lecken aufwärts. Kreisend Stein. Die bunten Fenster. Rosen. Blütenduft. Musik. Und Orgel drohend wogt, es lockt der Ton. Gott, Gott! Ich schaue dich. Gott, Gott, wo bin ich, ich, ich. Nichts, verschwindend Mensch.

Sie weinte in sein Gewand. Und immer wieder ihre dürren Hände strichen behutsam, zuckend, über seinen Rock.

Er aber sprach mit lauter Stimme: Ich gehe jetzt nach Golgatha.

*

Dann kamen Polizeibeamte, die ihn fortführten.

Man legte ihn nur in leichten Gewahrsam, denn man fürchtete nichts von ihm. In der Nacht aber brach er aus und schlief in einer nahen Scheune bis zum Morgen. Ehe der Tag anbrach, ging er zum Kirchplatz. Setzte sich auf einen Stein. Allmählich kamen Leute. Kinder. Blieben stehen. Sprachen. Zeigten. Als es mehrere waren, stand er auf und sprach zu ihnen.

Ganz langsam kamen seine Worte, aber voll Bewußtsein, groß und frei.

Tut Buße, denn ihr seid der Sünden voll. Ihr Mörder, Mörder, Räuber. Habt ihr nicht gehört, daß gesagt ist, du sollst nicht töten? Er aber war ein Betrüger, der am Kreuze starb. In seinem Namen mordet ihr einander. O, wehe euch! Betrogene. Verlorene. Ich aber sage euch, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Glaubet, auf daß ihr selig werdet. Ich bin die Güte, ich bin die Liebe. Ich bin Jesus Christus, der euch erretten wird von euerm Tod. Liebet, liebet einander! Ihr aber tötet eure Brüder, eure Söhne. O weh euch, wehe!

Ich bin die Liebe, ich bin die Güte. Ich bin die Liebe, ich bin die Güte.

Polizeidiener kamen, herbeigerufen. Er aber entwich in die Kirche, erstieg den Turm, und weithin schallten seine Worte:

Ich bin die Liebe, ich bin die Güte. Glaubet an mich, auf daß ihr selig werdet.

Er hörte Schritte hinter sich. Die Säbel klirrten.

Und vor ihm stand die Seligkeit. Die Engel golden steigend auf und ab. Die Fluren blühend. Menschen liebend. Weit Sonnenstrahlen woben sich um seinen Kopf. Die Menschen, Augen aufgereckt, zu ihm empor. Zu ihm empor. Der Friede, Freude bringen würde. Hoch Wolken tanzen. Flammen zucken. Glühblühend schürend Turm empor.

Und näher, näher Tritte.

Und: Bist du Gottes Sohn, so lasse dich herab von diesem Turm.

Schrie: Ich bin der Sohn Gottes, Jesus Christus.

Oeffnete die Arme, stieß sich ab und schwebte, schwebte über den Menschen.

Schwebte auf dem Schrei, der emporgellte zu ihm und der ihn trug, der Schrei blutrot, rot wie Flammen.

Und Engel kamen, die ihn trugen. Er schloß die Augen. Unergründlich. Häuser stürzten, Fenster klirrten, die Welten fielen, Städte, Länder, er schwebte, Engel breit ob allem Sein.

Er zerschellte am Boden und alles war stumm geworden, nur eine alte Frau kniete und betete.

GEORG KARS

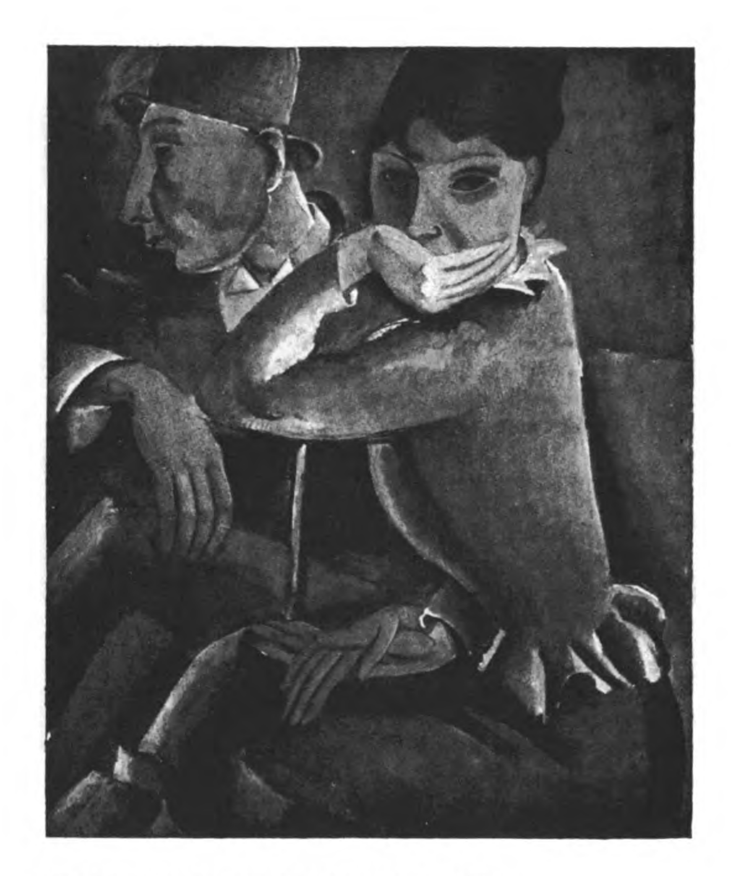
Von H. Z.

Reine Farben verwendet heute schließlich jeder Maler, der nicht „an die Wand gedrückt" werden will. Man blitzt also den Beschauer ordentlich an. Stärke, um Himmelswillen, Stärke! Die Welt will überrumpelt werden. Man tut das, und sie läßt es sich gefallen. Daß Lärmen noch kein Kraftbeweis und nicht überzeugend, ist vergessen. Talentlose Revoluzzer und vom Sturm der Zeiten mitgerissene Kunstdozenten steigern ihre harmlos-netten Heimatkunstgefühle vor den Kunstgewerblichkeiten, in die der Expressionismus auszuarten drohte, zu machtvollen Bekenntnissen für die neue Kunst. Alles Mißverständnis. Ich werde nicht auf den Leim derer gehen, die aus dem schlechtgemachten Holzschnitt eines für den Kontorbock besser Geeigneten Schlüsse auf das Ethos des leider zur Kunst Verleiteten ziehen. Wohl aber ist sehr anständigen Dickblütern und Heißblütern immer wieder zu sagen, daß sie, trotz der Berufung, schlechte Bilder machen, wenn ihr Allzumenschliches und Übermenschliches nicht ein bis ins feinste Maß aufgewogenes Gleichgewicht durch die Verteilung und gerechte Anwendung der malerischen Materie gefunden hat. In diesem Sinne für Maler: Kunst kommt nicht von Können, aber von Malen-können.

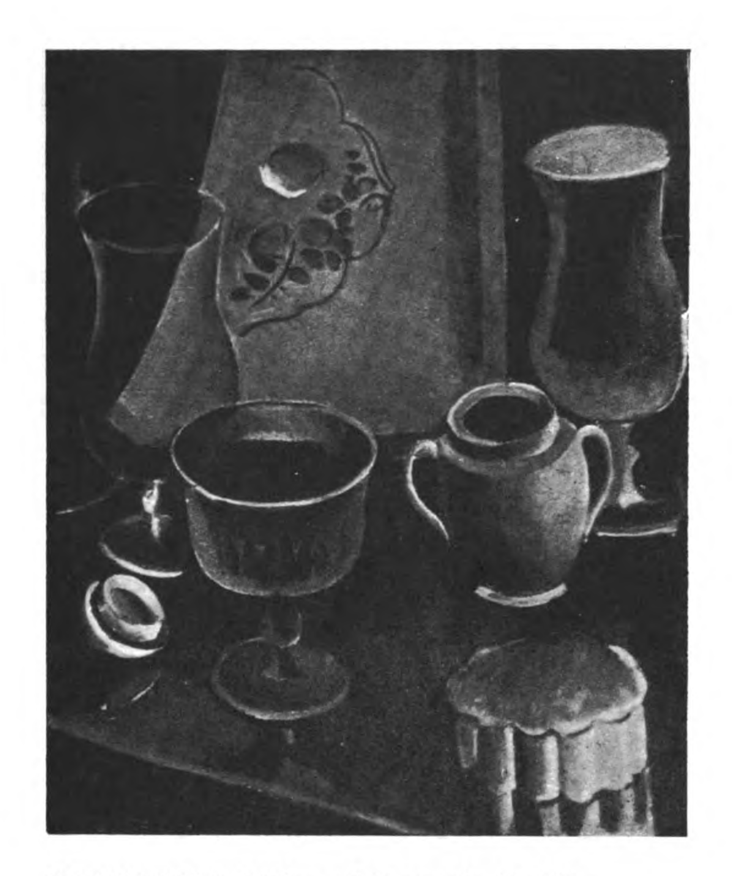
Vier Jahre Aussperrung haben dazu geführt, ein ohnehin nicht sicheres Kunstempfinden noch mehr



GEORG KARS: Zitronenpackerinnen, Gemälde



GEORG KARS: Auf der Galerie, Gemälde



GEORG KARS: Stilleben mit Rosenranke, Gemälde



GEORG KARS: Kinderspielplatz, farbige Zeichnung



GEORG KARS: Stilleben, Gemälde

unempfindlich zu machen gegen klassisch-klare Formulierung, zugunsten einer breiten, hemdärmeligen Geste, die vielleicht der Seele Überschwang, meistens nur schlechte Erziehung verrät. Es ist nicht einzusehen, daß lautes Gebaren und eine „Primitivität“ besonderer Prägung, zum Teil errechnet und wirklicher Feinheit der „Wilden“ abgelauscht, völkische Eigenart des Deutschen stets sein und bleiben muß. Es gibt doch Gegenbeispiele, die mehr und anderes beweisen! Was man hierzulande unter Kubismus verstanden hat, ist, bis auf wenige Ausnahmen, eine Beleidigung, die man jetzt, nachdem die Völkerbeziehungen wieder hergestellt sind, wird zurücknehmen müssen.

Dem internationalen Handel war vielleicht die Londoner Börse oder die Bank von England besonders interessant, der gläubige Katholik suchte die Entscheidung seiner Glaubenssachen in Rom, und so ist es für die Welt gut, daß es auf ihr einen Ort, Paris, gibt, wo mit unfehlbarer Sicherheit und unerbittlich von Künstlern aller Länder aus dem Vergangenen lebendiger Wert geschöpft, das Unwertige von Heute verdammt, das Jahr dem Kommenden erkämpft wird. Äußerste Strenge in der Formulierung des Auszudrückenden, – die Mittel heiligen hier erst den Zweck, — also jeder Pinselstrich, jede Kurve, Farbnuance ist mit Verantwortlichkeit geladen: so will es der Kunstgeist von Paris. Die wunderbare Reaktion gegen diese „Künstlichkeit“ ist dann das Leben der Einsamen, der wirklich revolutionierten Revolutionäre und das Dasein ganz kindlich Wacher: Odilon Redon, Picasso, Henri Rousseau. Aber niemand zeichnet unverantworttich!

Daß Kars zu jenen gehört, die die Botschaft von der lichten Stadt in die Welt tragen, gibt ihm im Kreise gleicher Begabungen eine Führerrolle. Doch nicht viele Seelen sind ihrem Ursprung so nahe geblieben wie die seinige. Das sinnliche Temperament Böhmens, dem eigenartig weiche Klänge der Schwermut beigegeben sind, will als Erinnerung immer wieder in das Erlebnis der Werke des Malers. Ganz abseits natürlich vom ethnographischen Begriff „Böhmen“. Besonders die verhaltene Erregtheit „unterhalb“ der ruhigen Strenge der Bilderscheinung verführt den einmal dazu Verleiteten zu so abseitigen Vorstellungen. Ganz unbefangen tritt Kars seinen Begegnungen entgegen. Fast brüderlich. Es mögen Menschen sein oder Dinge. So wie sie in der Welt zueinander stehen, sind sie nicht zu brauchen. Sie wissen nichts voneinander, sind sich kaum mehr als flüchtige Impressionen und haben das Gesetz, das sie in jeder Sekunde immer neu, zu neuen Formgesetzlichkeiten verbindet, nicht erkannt. Kars zwingt das Flüchtende in eine Welt, die seinige, in der Ordnung herrschen soll. Er gibt Menschen und Dingen einen Namen, der sehr bezeichnend und bestimmend ist, weil er mit ein paar Strichen das Feste der Erscheinung bestätigt, das, was sich über den Augenschein des Augenblicks noch in die nächste Zukunft retten läßt. So können sie also für sich bestehen. Wenigstens als Form. Und in nichts wird darin ihre Existenz behindert: so, wie sie sind, sind sie einmalig, höchst individuell. Daß Formen so eigenlebig sein können und doch in ihrer Gesamtheit einen Bau ergeben, der „Bild“ wird, anschauliche Erkenntnis vorhandener Beziehungen, ist die Willensäußerung des Künstlers. Im Einzelnen: kantige Falten; Hand und Arm in Winkelstellung beweisen die Energie des Eckigen, runde Vase, Oval des Antlitzes verwirklichen die Rundheit. Rote Rose ist „Rot.“ Und die vielen Frauen in blauen Kleidern ergeben das Blau, welches mit dem Zitronengelb die farbige Deutung eines anders viel zu bunten Ereignisses gibt. Tiefes, schönes Blau und fein gestuftes Grau sind bevorzugte Farben, wozu noch schmiegsames Braun kommt. Ist dies nicht schon Zeichen einer besonderen, zurückhaltenden und träumerischen Lebensstimmung? Wenn grün, gelb und rot hervorbrechen, ist's wie schwelgerisches Genießen von Freuden, zu denen nur sehr sorgfältige und strenge Selbsterziehung kommt. Wer letztere nicht mitbringt, kann sie in Paris vielleicht lernen. Die Organisation alles Wesentlichen und Wesenhaften ist dort noch immer Tradition. Kars ist auf ihren Ton gestimmt. Also hat er Stil.

DER UNTERWELTEN EWIGER HIRT

Max Herrmann-Neiße

Da er allein sich fand mit dem Getier
Auf bunter Fläche, wo die Träume schwiegen
Und, was er himmlisch hörte, jäh verblich,
Der Blinde, mit dem leuchtenden Visier,
Sank seine Seele auf die weißen Stiegen,
Da Helligkeit durch alle Schleier strich:

Und daß er sehen durfte, überkam
Ihn wie Versuchung und Gefahr zu fallen,
Und ängstlich eingeschmiegt in seine Scham
Schloß er die Augen vor dem Fremden allen.

„Wo ist der Blick, dem ich mich einst hingab,
Mit dem der Sonne Melodien mich trafen,
Der weiche und der harte Blick des Klanges,
Durch den der Himmel meinen Wundern Sinn gab,
Den goldnen Lohn und nichtigere Strafen
Und sichren Wolkenflug des Überschwanges?"

Und da er sich verurteilter empfand
Als je am leersten Tage seiner dunklen
Umzaubrung und von Wirklichkeit verwirrt,
Schlug den Versucher seine blinde Hand.
Dann stieß er sich zurück in alle dunklen
Mysterien: — Des Orkus ewiger Hirt.

DER ABSTURZ *Max Herrmann-Neiße*

Traf nicht wie Gottes Auge der unbestechliche
Einzige Schein mein wahllos schwaches Verweilen —
Ich aber hoffte, durch eine oberflächliche
Falsche Gefaßtheit dem Äußersten zu enteilen.

Des Gebirges Entfremdung umschloß uns wie Eisen,
Das die Entarteten in den Abgrund verbannte,
Schattenhaft hinter uns schlich ein Verhülltes mit leisen
Meuchelmordschritten ins qualvoll Niegekannte.

Und es begehrt der allzu bereite Begleiter,
Daß ich in seinem Gesicht meine Sterne erblicke —
Doch schon sinkt meine Seele weiter und weiter
In den ewigen Wald meiner dunklen Geschicke.

Jeder in seinen eitlen Gesichten erblindet,
Stürzen wir haltlos durch die Wirrnis der Stille —
Bis Gottes Auge mich tödlich ein letztes Mal findet
Und mein Herz sich ergibt: „Herr, geschehe dein Wille!"

BALD SIND MIR ALLE LICHTER AUSGELÖSCHT . . . *Max Herrmann-Neiße*

Bald darf ich keines mehr von diesem allen haben:

Vom dürftigen Lametta auf dem Weihnachtsbaume,
Der allzu früh in kahler Wirrnis stört
Und abgetakelt ist; vom Hüsteln, das ein Ruheloser hört
Die ganze Nacht, wenn an des Bettuchs Saume
Unsichtbar Hände grasen; vom erstickten Schlingenwurf, mit dem die Raben
Den Morgenweg durch tauenden Schnee mir Taumelnden verfluchen —

Und Glas und Flasche bleibt mir leer, und meine angstzerfetzten Augen suchen
Umsonst ein letztes Flimmern auf den raumlos jäh entrückten Gaben
Und schreien, weil sie dieser keine fürder schmecken sollen — —
Und schon ist Marter . . ist schon nicht mehr Marter . . und schon rollen
Sinnlos zerschlagne Trümmer, niemals noch zur Form zu fügen — —
Und alle Lichter löschen aus und lügen
Nicht mehr.

OPFER DIESER WEIHNACHTLOSEN WELT *Max Herrmann-Neiße*

Und dennoch ist mehr Weihnacht in der Welt,
Als eure Werkelnot sich eingesteht;
Mehr Raum soll sein für Feste und Gebet,
Als für erpreßte Müh und Hungergeld.

Die spärlichste Entscheidung: sich ans Glück
Verraten oder elend frei zu sein,
Engt ihr mit tödlichen Gesetzen ein
Und keine Lust darf zu sich selbst zurück.

Ich aber wollte, wie beim ersten Schritt,
Die Wallfahrt meines Lebens neu beginnen,
Dankbar erleiden, was ich stöhnend litt,
Was mir verrann, sollte als Glück verrinnen.

Doch Glück wird Haß in Eurer Härte Fron,
Und Dankbarkeit empört sich und zerbricht,
Und alle Sehnsucht nach dem Himmelslicht
Der holden Weihnacht ist verdorrt in Hohn.

Da jede Stunde, in ein starres Joch
Gezwängt, sich keinem Stern verweilen mag,
Und wunder Mühetag an Mühetag
Gedrängt und keine Rast im Sterben noch.

So welkt, der blühen will wie wilder Wein,
In sonnenloser Haft der Dürftigkeit,
Und bald muß ich nach ausgestandner Zeit
Ein Schatten ohne Allerseelen sein!

DU NUR WINDEST DEN KRANZ UM MEINE SCHULDIGE STIRN

Max Herrmann-Neiße

Brüchig wurde mein Leben und leer mein Tun,
Und ich hatte doch Tage am schattigen Bache,
Liebliche Spiele und süßumklungenes Ruhn,
Frei von der Angst, aus der ich jetzt nicht mehr erwache.

Wandest einst mir den Kranz um die schuldlose Stirn,
Da alles bunt war in uns und von Hoffnungen flammte, –
Weichst Du nun zitternd zurück vor der schuldigen Stirn,
Da jede Falte der Nacht mich fanatisch verdammte?

Du aber fandest gewiss nach vergrübeltem Tag
Einen Ruf zu dem Engel schon, der deiner fahlen
Letzten Gefangenschaft Bann zu zerbrechen vermag,
Stehst schon in deiner künftigen Glorie Strahlen!

Und indes ich tappe durch meine Not,
Daß ich nicht weiß, ob das Einst, ob das Jetzt als wahres
Ungeträumtes Verhängnis mir hilft oder droht,
Schimmern schon ewige Sterne im Kranz deines Haares.

Hebt deine schuldlose Stirn heilig sich nun
Über die Wüste aus Ohnmacht und Grauen und Rache,
Der du dennoch entringst mein verzweifeltes Tun,
Daß in Äonen auch ich paradiesisch erwache.

NICHTS GLEICHT DEM IRRWAHN MEINER TAGE

Max Herrmann-Neiße

Mein Weg ist dorniger als jeder
Der euren, die zum Lorbeer leiten:
Er hat kein Ziel und landet weder
Am Wasser, wo des Mondschwans Gleiten
Musik ist über Sternenkieseln,
Hoch rinnt er in das grüne Rieseln
Flimmernder Büsche vor den Spiegeln
Von weißen Schlössern, wo verborgen
In einem Netz aus Nacht und Morgen
Sich Witwen vor der Welt verriegeln.
Denn meine Mühsal ist ganz ohne
Den fahlsten Schatten einer Frucht,
Sie weiß von keiner späten Krone,
Von keinem Rasten nach der Flucht,
Sie bleibt in unerfülltem Irren,
Bis ihre Haare sich verwirren
Im Astwerk jenes ewig gleichen
Mächtigen Waldes, wo die letzten
Sinnlos und grundlos totgehetzten
Gedanken ewig unnütz bleichen.

MICH VERWIRFT WOHL DAS HERZ IN DER EIGENEN BRUST

Max Herrmann-Neiße

Flammen in meinem Blut! Der Ersehnte entwand
Unversehrt sich der Feuersbrunst meiner Wahl:
Und ich ging über alles verstört und stand
Plötzlich, ein einsamer Gast, im entzauberten Saal.

Grüßte die Augen, sie dankten mir nicht, und ich hing
Schüchtern am sänftigenden Dunkel der Blicke und sah
Eine Seele entblößt und jagte ihr nach und fing
Sie am letzten Gebüsch meiner Träume .. So nah

Kam deine Sehnsucht nun doch meiner Sehnsucht .. und fiel
Aus den schaukelnden Träumen, ein Schemen der Lust –
Spielte der unaufhörlich Ersehnte nur wieder sein Spiel? –
Oder verwirft mich das Herz in der eigenen Brust?

APOKALYPTISCHES GEBET

Julius Maria Becker

Nimm doch zurück, o Gott, in deine Stadt
Von Jaspismauern, Häusern roten Golds,
In heiliges Gezelt aus schmiegsam Zedernholz,
So uns dein Grimm, o Gott, gesendet hat:
Der Kräfte, Mächte, Engel Siebenzahl,
Die auf uns geußen Schalen wilder Qual.

Sieh, unsre Scheitel flammen auf und aschten grau!
Was je in Schmerz geboren aus dem Weib,
Wir decken ja mit blutbeströmtem Leib
Das Kraterland der Erde; Blut ist Tau,
Der alle Kelche füllt, aus Keltern träuft.
Geschlecht der Sünde ward zum Tod gehäuft.

Wo ragt das Schloß, das du erbauen wirst
Aus Schläfenquadern: Haus der Menschheitsnot?
Auf kahlen Straßen treibt der Kärrner Tod
Den Maultierkarren, der von Schädeln birst.
O düsterer Karren Karawanenzug!
Der Krähen Volk zieht mit, die Nacht im Flug.

In Höllengängen, wo Entsetzen Odemgift
Aus dickverknäulten Brüdermassen zeugt,
Im Rumpf des Schiffes, das dein Wehen beugt,
In Tempeln ist es, wo dein Schwertstreich trifft.
Wir finden auf der Erde, die wir groß geglaubt,
Nicht ein Versteck für dieses Dornenhaupt.

Kein Baum, wo im Geäst nicht wehend trieb
Ein Absalom im letzten Stolz, kein Stein,
Darunter nicht im Dunkeln das Gebein
Der Mensch-Skorpione dorrte. Warum schrieb
Dein Finger eine Sichel nur ans Firmament?
Zulang die Ernte! – Ende ohne End.

Wie würgten Adler, Löwe ja und Stier
In uns, o Gott, und knieen vor dem Lamm,
Der weißen Wolke, die aus Nacht herfür
Die Sonne deckte am gekreuzten Stamm!
In zwanzig Zungen Menschheit schreit zum Herrn:
Auf reiner Schale reiche uns den Morgenstern!

ES WERDEN SICH DIE POSAUNEN DES GERICHTS ERHEBEN — *Julius Maria Becker*

Es werden sich die Posaunen des Gerichts erheben.
Aus einer Wolke, die sich erdwärts neigt,
Ragen die schlanken, zuckenden Rohre –
Tausend sind es an der Zahl –.
Ihr Schall trifft lanzensteil, schwertschlank,
Die Gewänder der Bläser bauschen sich im Erzgebraus
Rund auf wie Schwanengefieder.

Über der Erde aufgeworfenes Hügelland
Ist wimmelnd hingebreitet alles Fleisch.
Ganze Völker, Sippen, Jahrtausende reihen sich hügelan.
Schultern von Frauen glänzen rhythmisch wie Wellenkämme im Meer.
Haar flammt auf. Blicke dämmern in violettener Nacht.

Und Schall der Posaunen nimmt sie auf stählernen Rücken,
Die Zonen der Luft sind angefüllt von sanfthinschwebenden Leibern.
Manche sind leicht, es trägt sie verschwimmendes Wolkenrot wie Rosenblätter;
Andere hanteln an flatternden Tüchern sich hoch.
Mütter bergen die Kinder in schützendem Arm,
Nackthineilende Frauen decken mit schattenden Händen die Scham.
Augen sind, in denen die Welt wie berstender Sternhimmel ineinanderstürzt,
Augen voll Schuld und traumvergessener Angst.
Greller, tagheller Wiederkehr verjährtester Tat.

Und keiner möchte
Der Erste sein vor dem Blitz aus der goldenen Wolke,
Männer mit Würdebärten drängen sich vor, weichen voll Zagens zurück.
Es stauen sich Völker, Mauern des Fleischs
Und Leiber sind angstvoll vermischt
Im Mantel der ungewissesten Qual.

Jenseits aber ist Stürzen in klaffende Tiefen,
Girlanden aus wirrvoll verschlungenen Körpern
Ranken aus helleren Tiefen ins Dunkel hinab.
Sünder haben die Hände vors schreiende Antlitz geschlagen,
Kniee zerbersten, Rücken zerbrechen im schwindelnden Fall.
Loderndes Haar flammt züngelnd dem Feuer entgegen.
Sie stürzen mit Köpfen voraus.
Aus Mündern dünstet die bläuliche Wolke des Fluchs.

DU BRUDER MENSCH *Heinar Schilling*

Du Bruder Mensch! Dir spricht die klare Nacht
Wie mir: Stern ist entzückte Weite,
Der ich auf freien Sphären schreite,
Ich Ich, – der ich Vergebliches erleide,
Weiß nichts von Enge, die unmenschlich macht.

So bist du, Bruder, und die Welt verlacht
Dein großes Herz.
Den großen Weiten zu und meerewärts
Treibt deine Sehnsucht Freiheit. – Neues Land
Sieht die entzückte Schau. – Wenn auch die Hand
An fremdem Werkzeug haftet. Andrer Tag
Macht Pflüge aus den Schwertern. Armer Bruder,
Du mühst in jener gelben Gräben Kerkern
Zerbrochnen Seins dich um den Irrsinn andrer,
Du bist in Träumen nur erlöster Wandrer,

Weil deine Kraft, dein Blut, dein Leben, alles, –
Dein Denken selbst und deine engste Not
In Ketten liegt, – und du das Brot
Aus fremder Hand wie eine Waffe nimmst,
Den Tag zu schlagen in sein leuchtend Antlitz
Mit deinem Grau des Grausens.

O DU MENSCH

Befrei den Geist, laß tragen letzte Schwingkraft du!
Laß schlafen du die müdgequälte Seele
In deiner kühlen Sternenruh,
Du Menschvernunft.
Dir ist die klare Rückschau ja gegeben,
Und Hoffen knüpfst du an den innern Brand.
Du willst das lichterfüllte Sein erleben,
Du willst beernten einst ein garbenwogend Land.
Du willst dein Schicksal selbst in Händen halten
Und Umschau halten nach den Gütern, die zu wählen.
Und einst wirst eine neue Kraft du stählen,
Um Unerhörtes schaffend zu gestalten.

Du Mensch, dir ist gegeben eine Welt!
Du bist im Anbeginn der neuen Zeit gepflanzt.
Dir gilt nicht Gut und Böse, Gott und Geld,
Du bist die Jugend, die ein Leben tanzt,
Schön, ernst und glücklich, nur vom Menschentume
Im Innersten durchflammt. Was ist dir Ruhm,
Was Ehre, Macht, was jeder alte Wert, –
Heut hat der neue Geist den Sinn des Seins gekehrt,
Heut hat die tiefste Not den MENSCH verehrt
Im Brudermenschen! – – Unser Weltgefühl
Sei Menschengüte, und der Herr der Zeit,
Das brausende und hocherhobne Ich,
Bricht alle Schranken. Neuem Tag bereit,
treten die Führer aus dem grau Gewühl
und rufen Euch zur Tat!
O Menschen seid!

(Aus „Mensch, Mond, Sterne“.)

IM GERICHT *Walter Heinrich*

Und einer trat vor mich und brach vor Angst in seine weichen Knie',
Erkannte peinlich seinen letzten Richter
Und warf verzweifelt matten Ruck in meinen Schatten.
Ich sah um seine grünen Augen seine Ängste streiten,
Nahm zögernd seiner Taten Tafel aus gebogner Hand
Und las verkündend seiner Morde Greuel.
Daß seine Brust von bunter Seide knirschte, hell Metall sich kostbar auf ihr spreitzte,
Erklärte laut der Tafel Härte aus geschweiften Zeichen.

Da keine Sonne um die Berge ging,
Lag Wölbung grauer Hallen kalt auf seinem schwachen Rücken.
Schrill pfiff sein Mund den roten Schrei empor,
Er traf mich schaudernd an gestirnte Stirne:
„Du kannst nicht richten, Richter, sieh, du bist mein Bruder.
O was ich tat, verschuldete der Heiland, der nicht kam ...“
Auf schmalem Hügel schmolz der schwarze Mantel.
Ich, Richter, suchte zag am Himmel goldne Scheibe.

ERLEBNIS *A. Rudolf Leinert*

Karossen sind sehender Träume Kissen!

Brunnen steigen durch gewieste Täler.
Vögel sprießen wurzelne Federblumen.
Borken fressen käferne Fliegen.
Krebs schreit empor der verwässerten Moräste Stick-Luft.
Arme sind an müden Rumpf gepflanzt, o Gott!
Figuren stottern durch blauen Abends frühgesäten Rauch
Auge bröckelt Tränenkalk.
Dorf, belendete Erdhüttenmutter, streicht vorüber, gen blassen Horizont verflüchtend.

O Angst ungewisser Zufälle: daß ein staubrauher Lump seinen Knüppel auf meines Kopfes Stirnlast schwänge!
O du Krüppel, was hungert dein Betteln nahe dem Wege?!
Hund, das Sprache-Winseln deiner Kehle reizt meines Trommelfells Vibration.

Buntfackeln capricciosieren auf ödfremder Heide.
Fleischnackt schluchzt der Gottheit wahrhaftiges Kleid.

Nichts speit mich aus seinem giraffengezahnten Rachen.

WAHNSINN — — *A. Rudolf Leinert*

Verrostetes Gehirn. (Sehr lüstern schäumt ein Ohr!)
Dasein wächst aus Stern-Nacht, blutrotes Bett.
Beglitzte Häuserfetzen schaukeln, Sonnen über dürrigem Aas. Revolver glüht. Kehle brennt Schreie.
Arme fallen in hüftichte Berge. Schweiß atmet Grabgepest.
Lurchen kriechen, in hirniger Schale Fett

Hinkt Klumpfuß, elephantiastische Seuche. Haar klebt Schleim. Kot erkotzt zahnbraune Reihe.

O du hingeruchtes Menuett zwischen Morgen und Abend; daß Himmel mürbe Haut Peitsche fühlen läßt.

(Vater der Güte..) Nerven platzen, Mondkugeln gen Nord zerrinnend. Mund liebt Worte. (Gott ahnt in Blöße.)

Arme falten Bitten. Messer parzelliert reizende Poren. (Kirche, kreuzhafte Maske, winselt – : „Erlöse..")

Brüllen steigt; rasender Fluch wider „Gerechtigkeit". (O du kranker Vers!) Matratze, tröpfelnder Wurm, hängt vernässt.

Stirn bricht empor! – Was soll Dein Heulen, Tränensack? Nirgend-Wo löst Faust. Ich gebäre Dich, Lüge!

Weibroh klafft Schoß, haarige Empfängniswut. Brüste spannen Flügel. (O du Geburtsehnsucht!) Menschen! Geschlechtliches Vieh!!

Du Prostitution! Du Lesbierin! Du Absinth! Du Ehe! Du Münzengewinsel ewiger Pokergier! Daß mein Blick Euch erschlüge – !

Zischend krallt Dämmerungs eitrige Zunge. Schweinige Bäuche rhythmisieren. Ich! Ich!! Mein Name!.. La bourse ou la vie – !!

DAS GLÜHENDE IDYLL *Von Rud. Leonhard*

Widu kannte seine Geliebte Sihdara als Mutter und Schwester, und es verlangte ihn zu sehn, wie sie Tochter vor ihrer Mutter wäre. Sie bereiteten die Reise und reisten einige Tage, bis sie in das Tal kamen, das Sihdara vor Jahren verlassen hatte. Vor dem Hause wartete Sihdaras Mutter, eine früh ergreiste Frau, und neben ihr, nur wenig kleiner als sie, stand Elma, die Tochter von Sihdaras ältester Schwester. Sihdara flog aus dem Wagen zu ihnen hin, schmiegte den Kopf auf ihrer Mutter rechte Schulter und sprach lachend zu Elma, und Widu folgte ihr und fasste beider Hände.

Es gab sich, dass am nächsten Tage die beste Stute, die im grossen Stalle gehalten wurde, zum Decken gebracht werden sollte, und man beschloss, dem Schauspiel beizuwohnen. Im Wagen sassen sie eng auf den Sitzen, weil auch die beiden Doggen mitgenommen wurden. Als man sich gefreut hatte, wie ungestüm der Hengst die Stute, die ihn erst fast zerschlagen hätte, besprang, kehrten sie um und gingen ein Stück des Weges zu Fuß. Dieser Weg war zwischen Hügel gelegt, und während die andern unten gingen, lief Elma mit der einen Dogge am oberen Rande der steilen Böschung. Da blieb Sihdara stehn, wandte das Gesicht hoch und rief laut nach dem Hunde. Den befiel Raserei, als er den Namen hörte; wild kläffend rannte er oben hin und her, stieß ansetzend in die Luft und warf sich endlich, verzweifelnd vor Eile und Eifer, die Böschung hinunter. Als Elma das sah, setzte sie sich lachend hin und ließ sich gleichfalls hinabrollen. Lachend blieb sie vor Widu liegen, sah zu ihm auf und hob die Hand. Der stand betroffen; dies waren die Züge Sihdaras, als er sie kennen lernte. Sihdara hielt ihre Mutter um die Hüften gefaßt.

Nachmittags traf er das Mädchen, als sie mitten zwischen den Beeten stand. Nun war sie keinem ähnlich, auch Sihdara nicht. Widu begann zu zittern. „Ich möchte mit der Hand auf dein Haar drücken, Elma," sagte er heiser. „So tu es doch," versetzte sie schnell und sah ihm ins Gesicht. Da flüsterte er ihr zu, daß er sie spät im Garten treffen wollte.

Die gärende Wand von Hitze, die tagüber auf dem Garten gestanden hatte, schmolz vor Abend, und einzelne große Tropfen fielen auf die Blätter und die Haut, als Widu sich ins braune Dunkel der Hecken verlor, nach Elma zu suchen. Er wand sich mühsam durch schnellende oder dornige Zweige; da sah er einen Schimmer, und regungslos wuchs eine Gestalt vor ihm. Dies war Elma. Er fiel über eine Wurzel, raffte sich auf, sprang hin und umschlang sie fest. Aber im Greifen durchkreuzte ihn das Gefühl derer, die er liebte. „Sihdara," brach er aus, „Sihdara!" Da löste sich die Frau aus seinen Armen; und ehe sie sprach, erkannte er die Mutter seiner Geliebten. Ein Licht, das sich näherte, warf einen breiten Schein. Von der Seite kam Elma, und die Mutter nahm seine Hand und fügte sie in die heiße Sihdaras. Alle lachten, Sihdara leise, die beiden andern laut. Aber Widu stand mit tief erschreckten Augen, mühsam atmend. „Mein Gott," dachte er „gleiten mir die Generationen ineinander – ?"

ENZIO UND DAS WEIB

Von Rud. Leonhard

Das Weib nahm die Hände von den Augen, und ihre klanglose Stimme fuhr fort zu fragen: „Als nun aus der morschen Spalte des rollenden Fasses, Enzio, Dein helles Haar quoll?“ „Da fühlte ich,“ sagte Enzio vor sich hin, „wie das Fass hart aufgesetzt wurde und fühlte Hammerschläge prasseln. Sie zogen mich hervor. Die Flucht war mißglückt.“ „Und wirklich fanden sie, wie ich es hörte, daß Dein Haar, Dein sagenhaftes blondes Haar, wirr und weiß um die dünnen Falten Deiner Lippen hing?“ „Sie spotteten, daß es so sei. Denn ich, höre, ich sah nichts, dies nicht und überhaupt nichts. Das gleiche Dunkel hat in den Jahren hier im Turm meine Augen zerdrückt.“ Er lehnte sich an die Mauer und bog den Kopf zurück, daß die Sehnen des Halses dünn vorstanden. „Ich bin blind,“ sagte er.

Vor ihm kauerte das Weib und klagte tränenlos: „O blonder Enzio, ich stieg in Deinen Turm, Dein blondes Haar zu küssen. Ich wand es mir jede Nacht, wie vorher jede Nacht im Traume, durch die Finger. Nun weiß ich, daß es weiß und schlecht war, Enzio, blonder Enzio!“ Und sie weinte.

Enzio klagte mit dürrer Stimme: „Meine Augen drehn sich und sind doch ganz tot. Ich werde, wenn ich befreit bin, Dich nicht sehn, die ich noch kaum als Schatten oder Schimmer kenne, und nichts mehr sehn. Was soll ich!“

Das Weib hörte ihn nicht. „Sie haben Dein Haar getötet, Enzio. Sie haben Dich häßlich gemacht. Nun weiß ich, daß Du es bist. Wie soll ich Dich noch lieben?“

Enzio starrte. „Nun werde ich nie wieder frei werden. Jahrelang trug ich den Schatten dieses Raums. Weißt Du, was es heißt: Jahre im Dunkeln gehalten zu werden, nur bis zur nahen nassen Wand sich regen und nicht bis dahin sehn zu können? Nur im Geruche des Dumpfen zu leben?“

Sie jammerte leise: „Enzio, blonder König Enzio! Warum stieg ich doch in Deinen Turm!“

Da wollte er auffahren: „Hörst Du nicht, daß ich blind wurde und lahm damit und mehr als tot?“ Aber als er sich reckte, fiel ihm ein, daß er sie nicht sehn könne. Er sank zusammen, er zitterte und tastete, bis er sie schluchzend fand. „Wage nicht, mich anzurühren,“ schrie sie auf ihn. Doch sank sie schwer und weich über seine Hände. Sein verzerrtes Gesicht schwebte über ihr. Da fühlte er ihre Hüften und wie das Blut ihre Glieder wärmte. Und während er mit einem bösen Griffe die Hand um ihre Brust legte, drang über seine blinden Augen und faltigen Lippen ein Lächeln.

ANBETUNG DER GERECHTIGKEIT

Von Maximilian Maria Ströter

O über alles anbetungswürdiges Wunder der großen Gerechtigkeit unseres Gottes!

Ich werde wieder kommen in diese Welt. Ich werde unter Nachklang von mir selber gestellt sein. Meine Liebe wellt in anderen gewendet auf mich, meine Gier fällt in anderen gewendet mich an. Es kommt alles heim, es kommt alles in Strömen heim. Meine Wut wird mir durch anderer Waffen Wunden schlagen; meine Güte wird mich durch anderer Hände bearzten!

Vor wem also sollte ich mich fürchten als vor mir!?

Und unterm Grau reiner Schwermut erstrahlt schon meines beginnenden Lächelns Schein:

alles ist notwendig
alles gerecht
und alles gut.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

S. Friedlaender: „Schöpferische Indifferenz“ — Verlag Georg Müller, München

Heinar Schilling: „Sklaven“ – Dresdner Verlag von 1917

Heinar Schilling: „Mensch, Mond, Sterne“ – Dresdner Verlag von 1917

Max Herrmann-Neiße: Empörung, Andacht, Ewigkeit – Verlag Kurt Wolff, Leipzig

Rudolf Leonhard: „Beate und der große Pan“ - Roland-Verlag, München-Pasing

Dietrich: „Passion“ – Verlag der Schönen Rarität, Kiel

NOVEMBER HEFT JAHRG. 1



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918
Neue Blätter für Kunst und Dichtung
Schriftleiter Hugo Zehder

Novemberheft **INHALTSVERZEICHNIS** 1. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1918 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

Aus dem Inhalt des Maiheftes (fast vergriffen):

Adolf Behne: Kunst oder Sentimentalität? / H. Z.: Oskar Kokoschkas Graphik / Theodor Däubler: Paul Klee / Dichtungen von Camill Hoffmann, Karl Otten, Alfred Wolfenstein, Mynona, Dietrich / Abbildungen nach Werken von Oskar Kokoschka, Paul Klee u. a.

Aus dem Inhalt des Juniheftes (fast vergriffen):

Theodor Däubler: Der Fischzug von Talamone / H. Z.: Kees van Dongen / Ludwig Meidner: Erinnerung an Dresden Walter Hasenclever: Kunst und Definition / Dichtungen von Karl Otten, Ernst Wilh. Lotz, Paul Adler / Abbildungen nach Werken von Oskar Kokoschka, Kees van Dongen, Ludwig Meidner u. a.

Aus dem Inhalt des Juliheftes.

Hermann Essig: Die Gänsemagd – Auf dem Trockenplatz Alfred Günther: Ludwig von Hofmann als Graphiker / H. Z.: Felix-Müller – Hermann Huber / Dr. Rudolf Manasse: Bemerkungen über politische Kunst / Dichtungen von Alfred Günther, Friedrich Sebrecht, Herbert Kühn, Anton Schnack, Paul Kornfeld / Abbildungen nach Werken von Ludwig von Hofmann, Hermann Huber, Felix-Müller u. a.

Aus dem Inhalt des Augustheftes:

Karl Otten: Das Kloster in Stiri – Adam / Alfred Wolfenstein: Die Seele / Kurt Heynicke: Grab der Geliebten – Auf einmal – Gedicht / Walter Rheiner: Die innere Landschaft – Wach-Ruf – Operation – Toten-Klage / H. Z.: Carl Mense / Carl Einstein: Unverbindliches Schreiben Mynona: Deine Unterhosen sind schön / Abbildungen nach Werken von Carl Mense u. a.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes:

Dietrich: Der Selbstmörder / Will-Erich Peuckert: Gedicht (Aus „Die Lieder der jungen Frau") / Iwan Goll: Der Kanal – Welle und Wolke / Curt Saemann: Abschied / Paul Adler: Von dem Elend der Welt / Alfred Günther: Hans Poelzig / Bianca Zehder-Segantini: Der Beginn / Anja Mendelssohn: Die Flötenbläserin / Abbildungen von Bauten und Entwürfen Hans Poelzigs u. a..

Aus dem Inhalt des Oktoberheftes:

S. Friedlaender: Zur Psychologie der Engel / Herbert Kühn: Wiederkunft / H. Z.: Georg Kars / Max Herrmann-Neiße: Der Unterwelten ewiger Hirt – Der Absturz – Bald sind mir alle Lichter ausgelöscht – Opfer dieser weihnachtlosen Welt – Du nur windest den Kranz um meine schuldige Stirn – Nichts gleicht dem Irrwahn meiner Tage – Mich verwirft wohl das Herz in der eigenen Brust / Julius Maria Becker: Apokalyptisches Gebet – Es werden sich die Posaunen des Gerichts erheben / Heinar Schilling: Du Bruder Mensch / Walter Heinrich: Im Gericht / A. Rudolf Leinert: Erlebnis – Wahnsinn – – / Rud. Leonhard: Das glühende Idyll – Enzio und das Weib / Maximilian Maria Ströter: Anbetung der Gerechtigkeit / Abbildungen nach Werken von Georg Kars.



FELIX-MÜLLER: Für Theodor Däubler, — „mit silberner Sichel“ —, Holzschnitt

1918

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

THEODOR DÄUBLER, DER DICHTER

Von Erhard Buschbeck

An blauen Küsten spielte ein Kind. Der kleine Venezianer lernte das Leben lieben.

Wenn die gelben Segel der Fischer heimkehrten, bringen sie des Meeres dunkle Beute. In Körben, über lachende Köpfe gehalten, tragen die Bauern Früchte, von der Sonne des Landes gereift, und die milderen Gaben des Viehs. Alte Frauen wollen bieten, was die jagende Jugend erlegt, Tauben oder Lerchen bergen die Schürzen.

Auf dem Markt freut sich die Erde der eigenen Ernte. Das farbige Jahr spiegelt die freigebigste Luft.

Und die Menschen verstanden sich auf die Botschaft.

Dem Gesicht der Erde wollen sie auch würdig entgegnen. Steine, die bauen, haben ihr eigenes Maß. Wer erscheinen will wie er ist, reicht sie ganz richtig hinauf. Der Mensch wohnt im mitgewachsnen Gebilde. Und berührt singt dem Gläubigen der Marmor.

Wenn der rote Damast auf die Straße hing, schaukelt der Knabe sich gern einen Sprung. Prächtig reicht sich eine Gebärde herab, und andere Vorhänge rascheln. Schwer wackeln oben die Möbel, von der Kommode glitscht das kristallene Glas. Das ist ja auch gar nicht so wichtig. Karneval ist, Schnickschnack treibt abendfroh längs der Wände, der Kundige fängt sich den glühendsten Ballen.

Herbst fällt darein, die Bora reißt alle Ruhe des Geheimnisses auf, nimmt sie wild mit übers Gebirge und hält sie zur Nacht.

Dort warten die Ahnen. Mit seinem Blute ist der Knabe allein. Nur der einsame Himmel ist Zeuge. Staunende Augen schauen die Sterne, den Zug der Sterne und den einen Stern. Starr liegen die Dörfer wie unter den Hügeln des Nordens.

Eines Schwaben Herz fühlt seine Aussprache mit Gott.

*

Von den Karsthängen im Golf von Triest schimmert Toskanas Luft noch einmal wider. Skeptisch streicht die Sonne über die eigenen Kinder.

Die schönste Landschaft und ihre Nähe, der Glanz jeder einfachsten Vollendung birgt doch ein Wissen: in jedem Blatt beherbergt er seinen Tod.

Der Lungernde lehnt an der Brücke. Gedankenlos zieht er aus seiner Tasche eine Orange. Da springt ihr ganzes Wunder ihn an! Die Farben glühen, ein Gelb, erhitzt im Kampf mit dem Rot, von den mütterlichen Blättern darüber ein Hauch noch, kühlend. Blut tropft aus dem strahlenden Boden, diese Süße des Saftes, als er wollüstig hineinbeißt. Und der Duft, woher Sonne und Erde sich brechen.

Nichts aber jetzt. Von seinem Leben die schöne Orange verschlungen! Aus den gerührten Händen für immer gestrichen. Dort treiben die Schalen das Wasser hinunter . . .

Furchtbar still ists nach solchem Verschwinden. Wenn das Leuchten im Dunkel erlischt. Kein angenehmes Gefühl. Auch diese ziehenden Wellen –

Die Kerne spuckt er ihm nach. Um die Ecke biegt ein Begräbnis.

„Naranze!“ schreit der Verkäufer. Wie gellts über

die Gasse! In der Luft schwirrt die Orange. Fange sie ein! Und er hält sie wieder – im Kopf.

Da ist auch alle Süße zurück, nur tropft sie nicht in den Mund. Die Farben brennen, aber sie liegen vor den Augen nicht draußen. Die Glätte liebkost er, und vor dem Nassen will er weg, während seine Hände nichts doch befühlen. Über diesem oberen Ding, das bleibt, hängt noch ein unsagbares Mehr.

Dem Knaben ists ein Erlebnis.

„Naranze!" ruft auch er zum Kanal. Doch ebenso ruft sich das Wasser und der Kanal und die Boote. Sie schreien alle die eigne Entgegnung – und in ihr dürfen sie bleiben. Er lockt sie zum Wind. Auch der wird ihm halten. Wind! Und der Himmel bleibt. Die Sonne geht nicht mehr unter.

Hat es den Knaben nicht berauscht, als er seine Zunge allmächtig gefunden?

*

Zunächst ists eine Verzweiflung gewesen.

Überallher kamen die Stimmen. Immer noch mehr drangen sie an. Sie bekunden alle ihr Wort. Die Welt ist entbunden! Jedes Ding nur sein Ton.

Was er zurückgelassen, war zwar ein Chaos, aus seiner Stimmenfülle aber tönte dem Unbedachten zutiefst Harmonie. Sein Schritt hat sie jäh aufgehoben. Endlos zerspalten ist das gemeinsame Weben. Unzählige Einzelwesen reihen sich fühllos aneinander: für sich bloß schreit jedes hinaus! Und keine Unendlichkeit tröstet.

Ein entsetzter Ausblick hat Angst.

*

Während der Knabe im Leben alles verbunden sah, war in der widergeborenen Welt seines Mundes das Nächste vom Ersten gelöst.

Dort verknüpften gleiche Bedingungen, sinnvoll fügte sich ein Wechsel, die Dinge waren im Ganzen beisammen. Jedes weiß auf der Erde von seiner höheren Gemeinschaft. Was laut wird, ist immer ein Weitres. Es ist erst da Leben, wenn das Einzelne im Verbundenen wirkt.

Wo aber bindet sich das Wort? Der Fragende wird sich der Dichtung bewußt. Zum Suchen bereit, erlangt er die Antwort rückwärts in sich. Aus bildendem Schoß gebiert sich das Wort, da erwächst es bestimmt und findet seine umworbene Haltung. Beziehungsreich wirkt es und schließt der Vorgeborenen einsamere Botschaft.

Der Glückliche darf ein hohes Beispiel begegnen. Sein Klima hatte einmal in glänzender Gestalt sich befreit. Die ausgesprochene Kunde eines Verklärten lehrt ihn, den Rang der eignen Berufung nicht in der Bequemlichkeit kleineren Maßstabs zu sehen. Die Pflicht an sich erkennt er aus der Liebe zu einem Vollendeten: Dante.

Ein Blitz hat ihm die Fülle des Innern erschlossen. Rein hört er die flammende Quelle und spürt ihre Gewalt.

Doch die ruhigere Hand des Gottes zeigt ihm die Kraft, die sich darüber erhebt. Er weiß von der Bändigung Wohltat und lernt, die Zügel zur Freiheit zu lenken.

*

Die Not seiner Jugend ahnte eine ungeheure Vision.

Er fühlt die Sonne in sich und trägt sie in eine Nacht. Sie glüht in ihm: er aber kann ihr den Weg zum Leuchten eröffnen.

Seine Nordlichtidee hatte der Knabe erlebt. Zum Jüngling geworden, macht er sich an ihre Verkündung.

Die Ebene, die das Wort entlöst hat, gibt einem Wachsamen auch das Vermögen, es wirksam zu sichern. Seine Bindung wird zum Gedicht. Nach seinen Zusammenhängen erweitert, wächst es am eigenen Überblick und erlangt seine Idee. Die Erscheinungen dort waren durch ihr Leben verbunden: die ausgesprochene Idee hängt in ihrer Gestalt fest ineinander. Zu ihr finden die Worte heim: ihr vollzogenes Wesen feiert die Ruhe.

Der Sagende lernt es begreifen: wie das Leben die Frucht will, um zu dauern, braucht die Idee eine Gestalt, um weiter zu wirken. Deren Bedingungen trägt sie von Geburt an schon mit. Am Gestaltenden liegt es, sie rein zu erfüllen.

Wenn sich durch alles Lebende einige Lebensgesetze feststellen lassen, so werden am Gestalteten einige Gesetze des Gestaltens erkennbar. Niedergelegt haben sie sich in den klassischen Figuren. Dem Menschengeist sind diese notwendig entsprungen und bilden die Form seiner Äußerung.

Dem natürlichen Ohr des singenden Jünglings zeigen sie von selbst die Bahn der Befreiung. Einem Freigebigen sind die Losen willkommen. Der unbewußt Gestaltende nimmt sie in sichere Hand.

Das eigene Licht beginnt zu leuchten und durchdringt die Nacht einer verwunschenen Welt. Durch der glühenden Worte sich steigernden Kampf werden die Dinge auf ihre Dauer gebracht. Jedes sterbliche Wesen erreicht seinen beständigen Kern. Es brennt von seiner Idee! Das Nordlicht ist der Dinge innrer Ueberwinder. Seine Kreise bannen den eingeborenen Tod. Für das Leben zeugt nur die Ewigkeit. Das All ist in seiner Offenbarung enthalten.

Was in ihm war, stellt sich über ihn hinaus. Seinem Ich enttaucht – zu den Sternen gesellt. Frei schwebt es im himmlischen Raum.

Gleichnisfroh geht der Mond auf. Sein volles Gesicht feiert die geschenkte Vollendung.

*

Schaffensmächtig die Brust! Doch damit nicht den Jüngling seiner verlautenden Stimme einsamer Widerhall heimtückisch zerreiße, wird ein deutlicher Halt ihm gewiesen. Früh kann er eines Zwillingsbruders verwandte Bekehrung vernehmen.

Unter anderem Winkel mittelländischen Meeres, in Schenkelparallele zu den kindlichen Küsten, in seines Sonnenblicks Richtung hatte eines Mannes Geist eben des Ichs äußerste Bejahung erreicht.

Nietzsche hebt den Sänger zur Rostra, daß er den eigenen Gott fühle.

Und aufrecht darf er die gefährlichen Saiten berühren.

*

Des Nordlichts Dichter steht vor der Länge des Wegs, der aus der Väter Richtung uns aufgezwungen war. Er sieht des Geistes Umgeburt zuerst in der Zeit. Was sich aus der Völker Reihe zum Lichte entbunden, ein tätiger Wandel vollzieht es aufs Neue in ihm. Zur eigenen Not muß er der Vergangenheit Götzen durchschreiten.

Die Sonne ahnt er im Kern der menschlichen Sendungen, das Karma der Völker brennt wie Schuld in der eigenen Brust. In jeder Lichtsendung steht wieder er selber, ihre Vollendung wird noch immer zur Schwelle.

Der Menschen mythisches Bedürfnis macht sich im Dichter die Bilder. Jedes Inneren Gott wird als Erscheinung geäußert zur Gestalt. Des Mittelmeers göttliche Träger kommen zu ihrer notwendigen Rolle. Deutlich erhellt über ihrer Auseinandersetzung gespielter Folge ein ewiges Gleichnis. Des Gottes Gang findet sich immer am gleichen Weg. Und hinter jedem Schritt liegt ein Bildersturm wieder.

Zu Brennpunkten ballt sich der Völker Schicksal. Städte haben ihre Sendung wie Menschen. Zum Feuerfang ihrer Erfüllung wurden sie einzig gebaut. Schon tragen ihren Bogen andere weiter – Rauch aus Ruinen wird des Dichters Zeichen.

Der selbsttätigen Zunge Abgrund weiß sich zu blähen wie ein heiliger Berg. Lockend wollen sich die dialektischen Schlangen darunter im Seichten verziehen. Vergeblich aller Sackgassen Ausflucht! St. Georgs Schwert hängt stets an der Seite bereit. Aus des heiligen Geists Scheide bricht es flammend hervor.

In ihres Ursprungs Reinheit steigt die Lichtsendung empor. Kann ein zeitlicher Stoff sie je binden? Der Magnetnadel folgt sie, den Pol aber trägt sie in sich.

Einen Dichter nahm unsere Geschichte auf. Vom magischen Gesang schmolzen ihre Fesseln. Der Einzelne ist zu seiner Tat wieder frei.

*

Dem Zug nach den Sternen war er gläubig gefolgt – besternt sieht er als Mann das Land seiner Liebe.

Vom Epos ist er selbsttätig zu den „Hymnen an Italien" gekommen. Dort rangen die Wesen noch um ihres Schicksals Haltung. Ein mitgeborenes Gleichgewicht schenkt nun dem Ding seine stete Gewissheit: in seinem Stern blüht alles schon auf. Das Licht liegt im leiblichen Bild. Darin wirkend, spannt sich vor Augen die lebende Brücke, von immer glücklichen Augenblicken getragen.

Jedes Gebilde ruht in sich. Sein Schöpfer findet überallhin den Weg.

Von den Bergen steigt er zum Meer, von den Wellen zum Wind, vom Vogelflug zu den Menschen. In der Stadt tritt er in den Laden seines Friseurs. Was gilt es: er betrifft dennoch nur die Quelle des Lichtes.

Das Jahr entblättert: im Gesang bleibt es bei jeder Regung stets fest. Die Menschen ziehen nicht mehr durch die Zeit! Die Städte sind nicht gedankenlose Plätze und Mauern vor Verfall, sondern Gebärden des Schicksals, seiner Entscheidung, die fortwährend im Geiste gefällt ist. Er gibt Dauer den Dingen, der Gegenwart nimmt er die Zeit.

Doch über dem Gebilde wartet schon wieder das Bilden.

*

„Hesperien."

Aus der schönsten Landschaft Durchleuchtung ragt der Triumph der Erscheinung plötzlich auf – wie verkohltes Wrack nach dem Ausbruch eines Vulkans.

Die schönste Geste hielt jetzt nicht stand. Wo bleibt denn dem Sänger noch der Gesang?

Schweigen, – bevor der letzte Ton doch hervorstrahlt. Er galt seiner eignen Geburt. Eine Mutter ist wissend geworden.

Und über dem Bilden steht seine Idee.

AN DAS STERNBILD DER FISCHE

Theodor Däubler

In mein blaues Träumen
Rauscht ein leicht verzücktes Schäumen.
Und dann stehe ich am Meere.
Vor dem Abhang, lang behängt mit Algen:
Eine Brandung! Schwere Wogen balgen
Sich, bereit zum Todessprung ins Leere,
Um den ersten steilen Satz ins Freie.
Schneller Möven Schreckensschreie
Hör ich um die Felsen gellen,
Wo die aufgebrachten Wellen,
Noch bevor sie laut zerschellen,
Schon beim Sprunge jäh erbleichen:
Und nach unten stürzen bloß noch Leichen.
Weiße Segler kommen rastlos angezogen:
Voll Bestürmung eilig hergetrieben,
Werden sie vom Küstenfels gefährdet!
Wie verwegen sich ein Schiff gebärdet.
Doch es weiß im gut bemessnen Bogen
Jedes sich durch Klippen vorzuschieben:
Von der Bucht wirds letzte eingesogen.
Ich bin draußen auf dem Riff geblieben.
Große Wolken spendet uns der Westen.
Halbgestaltet rollen sie den Ozean entlang.
Wie Gespenster, noch genarrt vom Sinnendrang,
Klimmen sie verwegen zu Berauschungsfesten.
Hoch empor gesteilt, ein Segelrecke,
Reicht den untern Vettern keck die Hand:
Durch den Wirrwarr knüpft der Sturm ein Band.
Und ich selber bleibe noch am gleichen Flecke.
Will der Abend mich mit viola Samt umhüllen?
Fallen dann auf uns die schwarzen Mäntel nieder,
Oder wird die Sonne uns mit Huld erfüllen,
Kehrt die goldne Heiterkeit zum Abend wieder?
Geduld! Der Ginster duftet, gibt den Felsen Würzung.
Verweile, meine Seele, mit den hellen Flattersäumen,
Die um Mühlen spielen und mit Segeln schäumen.
Erharre, du, im Geist, die große Sternbestürzung:
Die gleichen Sterne werden kommen. Dich erschüttern!
Sie sind dir ungewohnt: die ewig gleichen!
Geschöpfe sehn zu ihnen wie zu ihren Müttern:
Gefaßtsein unter Sternen wirst du nie erreichen.

*

Sterne wir sind da! Verantwortlich für euch!
Vielleicht sogar der Welt Bewußtheit überhaupt.
Steht ihr fest durch uns, Gekribbel und Gekreuch?
Sterne sind bestimmt nur groß in einem Haupt.

Die Erde braust dahin, durch Sonnen steht ein Mann.
Der Nordstern packt sein Volk: im Nordschein glüht der Held!
Das Weib bestimmt, wie es dem Manne folgen kann:
Im Menschen keime Geist, durchseligt blühe, Welt!

Sterne; eure Völker, Europa ist erschöpft!
Sie kommen nicht von Osten, im Norden rast die See
Ist Perseus wieder nah, der die Gorgona köpft?
Andromeda vergeht in altem Sternenweh.

Milchstraße, Niagara letzter Ewigkeit,
Versprechen tiefsten Flutens aus der Sterne Blut
Unterschwemmung, Überglutung aller Zeit,
Entsprudle Mündern: unser Stern ist gut.

Fische, himmlische Smaragde, glüht verzückt empor:
Den Sänger Orpheus mit der Leier bringt zur Welt.
Der Flut entspring er, wie der Nacht das Meteor:
Er sei bei Tieren plötzlich unter uns gestellt.

Bei freiem Sternenklang erreicht uns Orpheus Sang.
Die Milchstraße und alte Quellen ruft er auf.
Das Stürmen ruht, es plätschert kaum der Welle Gang:
Und Ewigkeit bricht ein, erstarrt der Zeiten Lauf!

Gestirnte Tiere springen immer übers Meer:
In Sehern wird ihr ungestümes Wesen zahm.
Ein auferlegtes Sternwerk drückt die Rassen schwer:
Ihr wißt vom Stier, auf dem Europa wolkwärts kam.

Viel später, doch nicht fern davon, am Hellespont,
Drang Phrixos auf gestirntem Widder bei uns ein.
Die Fische zucken nun empor am Horizont:
Ihr Sternendasein will sich Völkerseelen weihn.

Der Stimme Offenbarung durchs Geschlecht im Stier,
Das Schlachtopfer der Hundert Rinder ist dahin.
Propheten riefen damals nach dem nächsten Tier.
Der Widder kam: das Lamm ward neuer Urbeginn.

Nun sprüht die Ewigkeit aus stummen Fischen vor.
Doch die Musik der andern Wesen klingt uns hold.
So höre fein in stiller Zeit den Schwesternchor
Der feinen Seelen, die wir orphisch aufgerollt.

Der Lärm der Dinge dringt zu uns: er werde stumm!
Besänftigt ihn! Den Ruf vom Stier erfüllt ein Fisch.
Das Lamm versprach sich uns und starb. Man stand
herum.
Oder man redete vom Heil um seinen Tisch.

Das Knarren langer Wanderschaften werde laut:
Die Füße hat vom Bild der Fische unser Leib.
Durch Pilgern wird der Stand der Sonnen aufgebaut.
Der Gang der Sterne kündet irdischen Verbleib.

*

Im Tal über den Fischerdörfern rauschen hohe Bäume:
Die Häuser mit den spitzen Giebeln scheinen mir
zu beten.
Ich wag es nicht, an fromme Schläfer laut heranzutreten:
Mein helles Sinnen liebt verzückt Gestirne, Sturm
und Schäume.
Wie hoch die Wogen gehn, die Böen türmen sich
nach Norden.
Als weise Könige ziehn auch die Sterne zum Zenit:
Sie wollen einen tief versprochnen Wunderstern er-
spähen.
Doch wo? Ist aus dem Walfisch her die Botschaft
uns geworden?
Noch tiefer im Kentauer? Wo Antinous jetzt kniet?
Im Schoß der Cassiopeja? Sterne werden ihn bald sehen!
Doch auch in uns ward neue Not ums hohe Wunder
wach.
Die Menschen führen Kriege, suchen selbst ihr Un-
gemach,
Um sich nicht, wartend, eignen Glühens zu erwehren:
Mein Gott im Himmel, laß dein Tal ein bessres Volk
gebären!
Vater, gib Europa ein begeistertes Geschlecht!
Eröffne in der Schöpfung der Beseligungen Quellen!
Wir können uns nicht retten: unser Brauch ist un-
gerecht:
Vater, zeige dich im Volk an unbefleckten Stellen!
Wo sind die Rassen, für ein Morgen siegreich vor-
geboren?
O Herr, wie traurig sind wir alle, selbstgequält, drum
schlecht.
Ist diese Menschheit, trotz des Heilands Opfertod,
verloren?
Mein Jesus, wie begreiflich sind die hohen Himmelslehren:
Wir sollten bloß der Eltern Vorurteile nimmer hören.
Sie fordern das Gewissen, unser Blut für falsche Ehren:
Doch ist die Schuld in uns: wir lassen uns noch fort
betören.
Unser Vater, der du bist im Himmel, gib uns Söhne,
Die erst die Eltern wieder lieben, wenn sie es verdienen
Und trotz dem Vaterfluch, der Mütter Angstgestöhne
Sich aufraffen aus ihrem Ich, nur dich, Herr, zu
vernehmen.
Die neue Rasse kommt im Geist, von tiefstem Licht
beschienen,
Vor unsern Söhnen wanken wir zurück wie scheue
Schemen.
In höchster Not, mein Gott, laß alle Vorfahren beschämen.
Mich selbst, und unsre Eltern, stürz unter Lawinen.
Hinweg mit uns: ich darf die Kraft der Nachkommen
nicht lähmen.
Aus Herd und Kirche machte längst dieses Geschlecht
Ruinen.

Der neue Mensch mag über allen Völkern stark erscheinen,
Die Kinder offner Länder durch das Wort des Herrn vereinen:
Uns aber laßt über die eignen Traurigkeiten weinen.

*

Die Fische sind ein blasses Sternenbild!
Es funkelt diamantenklar im Hirn.
Ein leicht bewegtes Wellen in der Seele spiegelt Sterne.
Der stille See in dir gebiert den Wind.
Doch Überraschungsstürze aus der Welt zertürmen:
Erfrieden sich unter den Menschen:
Werden mild
Und lind.

Die Fische sind ein blasses Sternenbild!
Geschicke bleiben drum in Menschenhand:
In unsern Herzen werden die Gestirne glühen.
So frei sind keine in des Schöpfers Rechten.
Wir mussten uns gar lang ums eigne Ich bemühen:
Nun haben wirs. Und es bestürmt uns wild,
Allein zu walten und zugleich für Gott zu fechten,
Und da steht „Er":
Des Tapfern Schild.

Die Sterne sind ein blasses Sternenbild.
Wir singen in der reichgestirnten Nacht:
Gewaltge Herren. Erklimmer vom Zenit.
Ihr müßt hinab;
Ihr weicht zurück,
Euch durch den Menschen um den Nordstern drehend.
Der Geist, der euch verheißt und sieht,
Ihr Sterne,
Hat in den See der Seele einen Kahn gelegt.
Wie eine junge Mondessichel, schlank und kühn,
Wird er vom schnellsten Gott gelenkt.
Er scheint dir leer, wo du ihn merkst,
Doch spiegelt er sich auch im hellen Grün
Vom See der Seelen.
Den hohen Boten wirst du da gewahr:
Hold wie ein Stern.
Blau umleuchtet unter einer Seelenschar
Beflügelt er, ein Segel oder Traum,
Die Seelenfahrten zwischen da und drüben,
Aus dem Schimmel auf zum Himmel;
Von den Sternen in den Leib.
Auch du bist schon in diesem Kahn gewesen:
Du stirbst ja wirklich – urhaft aber nicht.
Der rasche Nachen führt dereinst zur stummen Ewigkeit:
Nicht dich, ein mondhaftes Gebild,
Doch die Gestalten, die ihn fügsam noch besteigen,
Um frei dereinst den See der Seele zu befliegen:
Zum Außersich gewillt,
Zur Friedsamkeit bereit!
Wir werden segelnd jedes Ich besiegen.
Dein Ich sei auch befreit.
Das letzte Ich wird weltgewillt.
Die Fische sind ein blasses Sternenbild!

STRASZE

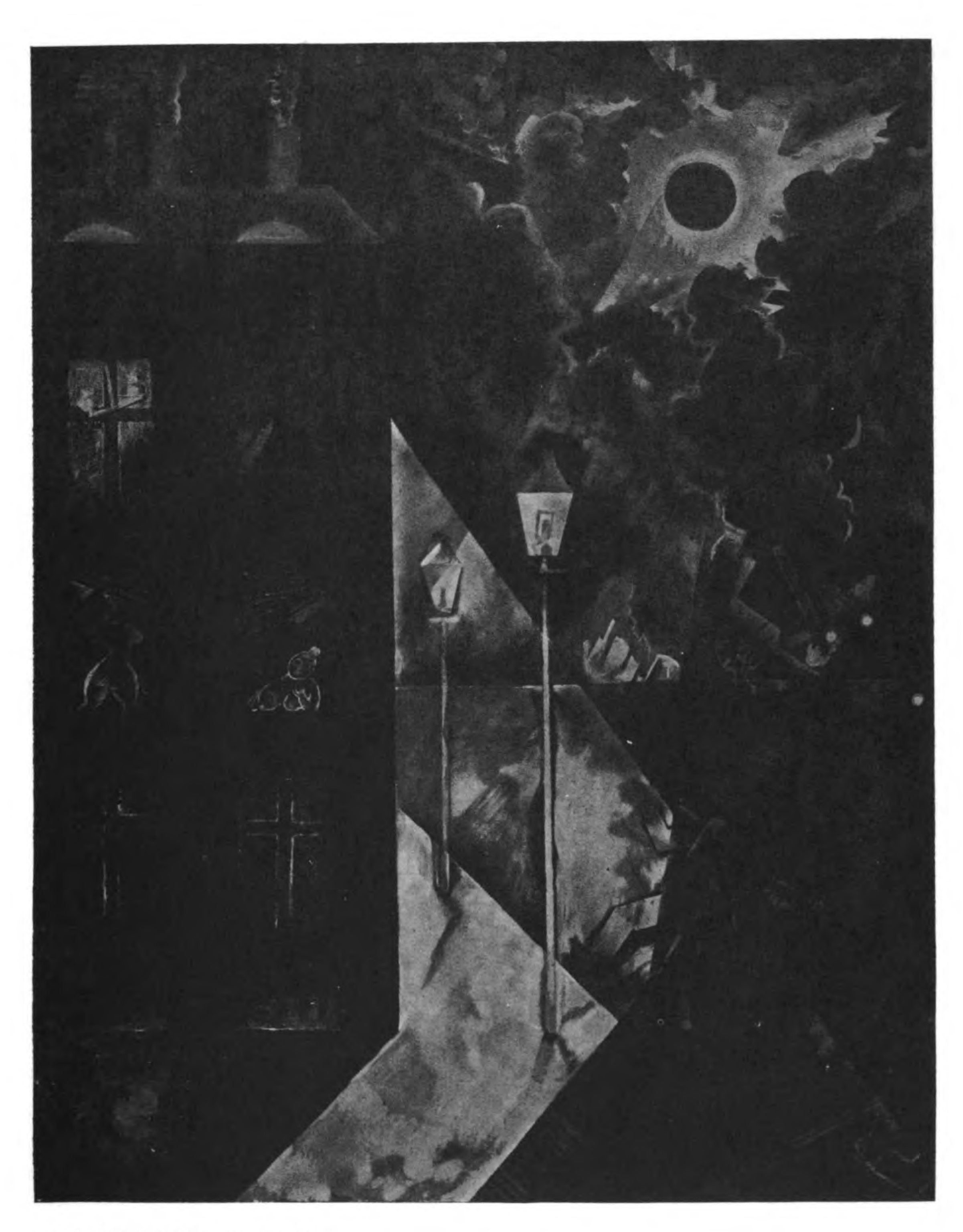
Theodor Däubler

Der Sonnenuntergang mag durch die Nacht beharren.
In Hallen und Gebäuden strahlen seine Farben.
Die Lampen fangen an, die alte Nacht zu narren:
Die letzten Nachrichten verprahlen Flammengarben.
Um Feuersäulen spuken bunt Reklamekarren,
Und Zeitungen verkünden rote Abendnarben.
Der Sternenrausch kann keine Großstadt blau durchzaubern,
Die Menschen wurden kühn zu blassen Nachtberaubern.

Das lila Licht beblaut Orangenpyramiden,
Und Datteldolden übergolden duftge Gluten.
Wie Tau ist dieses Licht, voll Leichtigkeit und Frieden:
Hier scheint die gute Frucht verdurchsichtigt zu bluten.
Dir wird, als wäre dieses Obst nur kaum hienieden,
Als ob Zitronen scheinbar bloß in Kisten ruhten.
Bananen übergrotten Glühlichter und Birnen,
Wie Tropenpracht verglast im Schein von fernen Firnen!

In silberner Ekstase schimmern die Geschirre.
Das kalte Licht hat seinen Würfel eingenommen.
Es scheint, daß manche Fliege über Messer schwirre:
In jedem Löffel ist ein Zitterwurm erglommen.
Der Scheibenschrein ist wie ein Anblick von Geklirre,
Man wundert sich, daß kein Geklapper aufgekommen!
Der Laden Gabelflucht vertreppt sich hinter Spiegeln,
Aus Silbertiegeln springt ein Schwarm von Lichterigeln.

Man soll über die Artigkeit der Bücher staunen:
In allen Sprachen stapeln Wichte sie zusammen!
Ein Umschlag, stumpf wie Sand, bedeckt die Gallierlaunen,



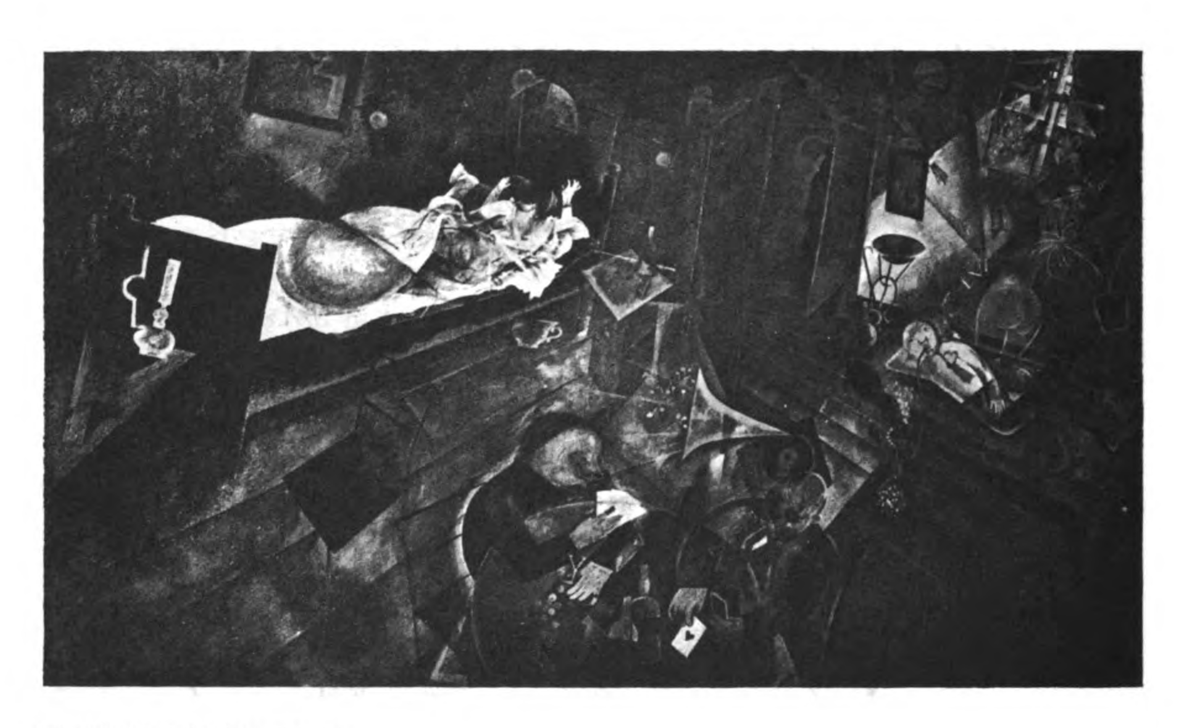
GEORGE GROSZ: Mondnacht



GEORGE GROSZ: Im Kaffee (aus der kleinen Groß-Mappe)



GEORGE GROSZ: Straße des Vergnügens (aus der kleinen Groß-Mappe)



GEORGE GROSZ: Feiertag

Gar altes Pergament begräbt die hehrsten Dichtungsflammen,
Und welkes Braun verzaubert eines Kindes Staunen:
Wie nichtig wirken Mappen, die das Meer durchschwammen!
Das herbe Licht, das sie verklammert, scheint gegossen.
Ein Käfig? Hände klettern über Büchersprossen!

Verdecken Spitzenvorhänge ein Spaßtheater?
Im Fenster steht ein Wachshaupt zwischen Flachsperücken!
Aus Glasquasten bezittert Glühlicht einen Kater,
Frisöre freut es, Köpfe flink zurechtzudrücken.
Man handhabt, man bespiegelt Glatzen ... delikater ...
Macht Stutzer keck zurecht, um Mädchen zu berücken.
Die Jünglinge unter Gerüchen und Pomaden
Betätigen sich voll Behändigkeit im Laden.

Warum ist der Tabakkram taghell überglastet?
Mit seltner Sorgfalt prüfen Hände die Zigarren:
Wie kennerisch ein Daumen seinen Kauf betastet!
Die feinsten müssen lang auf ihrem Rang beharren,
Zigarrenstöße werden fort und fort durchhastet!
Seht, wie die Finger flink ihr Geld zusammenscharren!
Stets achtsam hat man die Havanas ausgeschachtelt,
Fakturen quadratiert und durch sich selbst geachtelt.

Wie auffallend ergrellt sind diese weiten Scheiben!
Belagert man die Bar mit ihren Wanderflaschen?
Nicht eine kann an ihrem Farbenplatz verbleiben.
Aus schwarzen Ärmeln sieht man danach haschen,
Ein flinkes Hinundher von nackten Tieren treiben,
Sich überhüpfen und einander überraschen.
Die Dame ruht als Bändgerin auf hohem Sessel,
Das Piepen und Gequiek besorgen blanke Kessel.

Kristallhaft preßt sich ein Kaffeehaus in die Straße:
Die Marmortische sind absynthgrün eingeschichtet.
Das Bogenlicht braucht festgestellte Würfelmaße:
Der lilaleere Saal bleibt einhellig durchlichtet.
Der Schatten schwand: und Schatten haschen sich zum Spaße,
Doch fast zerperlt und blaß ins Blau gerichtet.
Gestalten gehn ins langgewohnte Abenteuer,
In lauter Schleier schlingt und glutet sie das Feuer.

Kristalle rücken an: die blanken Tramwaywagen!
So rasch als wie der Tiber rauscht, kann jeder gleiten.
Bekannte Rhythmen dürfen unsern Alltag tragen:
So wird uns keine Großstadt neue Angst bereiten.
Wir staunen da über ein deutliches Behagen:
Von außen packen uns die eignen Eiligkeiten!
Die Fahrtkristalle wandern bernsteinbleich erlichtet,
Die Menschen scheinen Schatten, blau hineingedichtet.

Die Großstadt birgt beherrschte Feuerkatarakte,
Automobile überbringen sie beim Rasen,
Dir wird, als ob dich die Panik der Wirbel packte,
Du siehst Geschwindigkeiten jäh um dich erglasen,
Dein zweifelfreier Stillstand wittert Wanderpakte,
Ein Flammenfall: Du schäumst elektrische Ekstasen!
Man sammelt sich, besänftigt durch die Bogenlichter,
Die schwere Finsternis erschüttern grelle Trichter.

(Aus „Hesperien".)

DIE GLANZPERLE *Theodor Däubler*

Im Halbmond, wenn die Sterne sich verdichten,
Der Wasseratem langsam dann verzieht,
Enttaucht ein Kahn, so traumhaft wie ein Lied,
Und scheint die letzten Wellen zu beschwichten.

Ein Seelenpaar, das Herz und Blick belichten,
Das bloß die reinste Einheit gibt und sieht,
Vermag nach allem, was in Glück geschieht,
Den Rhythmus seiner holden Fahrt zu richten.

Es regt sich da kein Hauch am grauen Meere,
Es hat der Kahn statt Segel einen Traum
Und wiegt ganz spurlos seine Schattenleere.

Die Liebenden sind blaß und zart wie Schaum,
Ihr Antlitz mild, als ob es nichts begehre:
Man wundert sich ja nur und wähnt sie kaum.

GOLDENE SONETTE *Theodor Däubler*

I.

Vertändelt ist das ernste Gold der Garben.
Auf alten Mauern schlafen rote Schlangen.
Die Jagd auf Wanderwild hat angefangen,
Der Tagesabgang schweißt durch Wolkennarben.

Das Jahr vollendet seinen Kranz der Farben.
Die Lauben sind mit Schattenblau behangen,
Der Äcker Todesgold ist aufgegangen:
Wie wahr, daß wir schon alle lange starben!

Ich kann dem Frühlingsbrüten nicht vertrauen.
Und doch, das Wunder wird so bald geschehen:
Die Luft erholt sich bloß auf trocknen Auen.

Es kommt die Sonne, unser Wohlergehen,
Das Frühlingsgrün ist heimlich ein Erblauen;
Es gibt ein unerfülltes Auferstehen.

II.

Der Tag ist wie ein Kindlein eingeschlafen.
Sein Lächeln überspiegelt goldnes Träumen,
Der Wiegewind vereinsamt sich in Bäumen,
Und Bäume überrauschen blau den Hafen.

Entzweite Schwestern, die einander trafen,
Beplätschern sich im heitern Abendschäumen,
Dann nahen sie als Schwan mit Feuerschäumen
Und landen unter Marmorarchitraven.

Auch meine Segeleinfalt ist versunken.
Ich warte stumm auf dunkelm Stufendamme
Und staune, daß die Brandung blau verblutet.

Mein Blick, ein Stern, des Meeres Purpurfunken —
Wie gut die Nacht durch meine Ruhe flutet.
Bedachtsam wandelt sich die Hafenflamme.

SOMMERGEBET

Theodor Däubler

Es prangen Granatäpfelranken im Garten
Und blühen so warm wie das Tagesverglühen,
Zypressen wie riesige Schattenstandarten
Beginnen im Garten die Nacht zu verfrühen.

Wir heben die Arme empor zu dem Brande,
Ich tauche wie nackt bis zum Herzen in Flammen.
Mein Wesen erschaut sich im Blütengewande:
Auch ich blute auf mit den Baumbräutigamen.

Du Sonne in Scharlach, mit purpurnen Schleppen,
Entfunkelst mir unter Granatäpfelranken,
Ich komme zu dir auf lebendigen Treppen.
Ich gleiche der Abende labendem Danken.

Ich werde ein Wahn und sein Wallen in Wangen,
Ich bin des Granatapfels fieberndes Blühen,
Die Sprühwürmchen sollen ihr Funkeln empfangen.
Verkündet, entzündet sie, Brüder, im Glühen!

DIE BUCHE

Theodor Däubler

Die Buche sagt: Mein Walten bleibt das Laub.
Ich bin kein Baum mit sprechenden Gedanken,
Mein Ausdruck wird ein Ästeüberranken,
Ich bin das Laub, die Krone überm Staub.

Dem warmen Aufruf mag ich rasch vertraun,
Ich fang im Frühling selig an zu reden,
Ich wende mich in schlichter Art an jeden.
Du staunst, denn ich beginne rostigbraun!

Mein Waldgehaben zeigt sich sommerfroh.
Ich will, daß Nebel sich um Äste legen,
Ich mag das Naß, ich selber bin der Regen.
Die Hitze stirbt: ich grüne lichterloh!

Die Winterspflicht erfüllt ich ernst und grau.
Doch schütt ich erst den Herbst aus meinem Wesen.
Er ist noch niemals ohne mich gewesen.
Da werd ich Teppich, sammetrote Au.

MILLIONEN NACHTIGALLEN SCHLAGEN

Theodor Däubler

Die Sterne. Blaue. Ferne.
Ein Flammensang der Sterne!
Millionen Nachtigallen schlagen.
Es blitzt der Lenz.
Myriaden Wimpern zucken glühend auf.
Das grüne Glück von Frühlingsnachtgelagen
Beginnt sein eigenbrüstiges Geglänz.
Die lauen Schauer nehmen ihren Zauberlauf:
Millionen Nachtigallen schlagen.
Erkenne ich ein freundliches Gespenst?
Ich werde mich im Ernst darum bewerben.
Der kleinste Wink will sich ins Wittern kerben:
Wer weiß, wann meine Träumlichkeit erglänzt?
Gespenster gleichen unsern sanften Tieren,
Sie können schnell den Samt der Neigung spüren.
Sie heben, schweben, weben sich heran
Und halten uns unfaßbar sacht im Bann.
Ich will die Lichtgewimmelstille nicht verlieren,
Ein altes Walten muß sich bald aus Sanftmut rühren.
Millionen Nachtigallen schlagen.
Die ganze Nacht ermahnen uns verwandte Stimmen.
Es scheint ein Mond geheimnisvoll zu glimmen.
Doch ist zu warm die Nacht, voll atmendem Behagen!

Myriaden brunstbewußte Funken suchen sich im Fluge,
Sie schwirren hin und her und doch im Frühlingszuge.
Das Lenzgespenst, das Lenzgespenst geht um im Hage!
Es kann der Laubwald wandern und sich selbst erwarten,
Das schwankt und walzt nach allen alten Wandelarten;
Es lacht die Nacht, der Wagen wagt, es wacht die Wage.
Es blitzen da Myriaden tanzvernarrte Fragen —
Millionen Nachtigallen schlagen.

GEORGE GROSZ *Von Theodor Däubler*

Eine leidenschaftliche Bejahung des modernen Lebens: dabei aber das Temperament gezügelt; um Genauigkeit wie bei einer komplizierten Maschine zu erzielen. Groß hat beim Malen Erfinderfreude. Er schürft nach neuen technischen Möglichkeiten, benützt sofort alle Intuition, disponiert von jedem gelungnen Fleckchen, bis in die letzten Ecken des Bildes, arbeitet fleißig, liebt den eignen Fleiß, hegt ihn, denn er weiß: was er macht, ist trotzdem immer ein Wurf! Groß versteht das Wesen der Mietskaserne. Unruhe, Gekribbel ist der Inhalt, abstoßender Trotz ihre Fassade. Da Rot, durchaus kein Blumenrot oder Wangenrot, sondern der Natur entzogenes, ich fürchte sogar, beinahe abstraktes Rot, seine Leidenschaft ist, so symphoniert er auch siebenstöckige Häuser aus allen auffindbaren Nuancen von Rot zusammen. Dabei aber keine Sprenkeltechnik. Im Gegenteil: Umarmungen von Rotschlangen, Sichdurchdringen von Rotballungen. Auch Flüssigkeiten metallisieren sich, werden sporadisch kupfrig: das Aquarellhafte besteht auch bei pastoser Dickmalerei in Öl. Oft bloß episodisch: dann aber auch ganz angespannt. Eine Großstadt hat ungeahnte Elastizitäten: das Handwerk des Künstlers, der sie darstellt, muß konform sein. Groß malt auch Brände, rote Mietskasernen müssen einmal Feuer fangen: zuviel Rotstoff kann nicht ungestraft angesammelt bleiben. Überdies verfährt er darin absichtlich, nicht leichtfertig: man braucht nur seine Technik zu sehn; da wird einem das ganz klar. Er disponiert monatelang mit den Farben, bis sie ihm auskommen, Erschütterungen erzeugen dürfen. Bomben legt er nicht: Menschen, die Bomben denken, in sich innerlichst durchleben, explodieren auf seinen Bildern: Einigemal sind es aber wieder Rotkreuze, die sich, im Sinne eines Andreaskreuzes, gewaltsam klammernd, ja, die Bildfläche zusammenkrallend, in den Raum stellen. Des Indianers Federputz, auf Amerikavisionen von Groß, bedeutet aber bereits wieder: roter Hahn. Jeder Mensch auf der Großstadtstraße, auch der europäische Spießbürger, ist einmal seine eigne Explosion: Groß reißt ihm sofort die Larve herunter. Was bleibt darunter? Nach außen meinetwegen ein Feigling, im Grunde ein Bündel von Gier und Habsucht und Zerstörungswut. Normale Häuser können auf die Länge der Zeit so einem täglichen Vorbeitoben von Zündstoff schleppenden Leuten nicht standhalten! Kirchen werden von Groß umgestaltet, kubistisch eingeklemmt, nicht ausgebreitet, wie es bei den waschechten Kubisten sein könnte. Kasernen widerstehen sehr geraume Zeitläufte hindurch dem Doppeldruck. Noch ein Mittel, um Häuser mit Wellblechkuppeln widerstandsfähig zu machen: man zeigt ihren Inhalt: auch drinnen Gekribbel, Gekreuch! Also Lärm gegen Lärm, Aufruhr gegen Aufbruch, Geilheit gegen Sucht. So gerät die Hauptstadt nicht aus den Fugen. Dabei nimmt Groß kein Dach ab, es ist doch zu logisch, märchenfeindlich. Er benützt ganz praktisch die vielen Fenster, um Einblicke ins Innere eines Hauses zu gewähren. Da er keine Sonne, sondern das Licht, das jeder mit sich herumträgt, aufleuchten und zerblitzen läßt, so gelingt ihm sein Problem der Gegenröte folgerichtigst. Nichts liegt im Schatten: was auf der Straße vorüberkeucht, entblößt sich ebenso natürlich und überraschend, wie der Inhalt einer Menschenkiste (großes Haus) seine Inhalte bunt ins Rot hineinsplittern läßt und vor unsern Augen ausbreitet.

Apokalyptisch war die zukunftsverströmende Kunst schon viele Jahre vor dem Krieg. Daß der Eifelturm Délaunays plötzlich zusammenkrachte, konnte uns warnen! Seit Délaunay wanken alle Straßenfronten: wir können keine Großstadt, ohne überhängende Gebäude, mehr expressionistisch gemalt sehn. Bei George Groß verspätet sich noch der Zusammenbruch der Häuser, die lange Zeile entlang. Es kracht aber bereits: erstens laufen lauter Bankrottiere übers Pflaster. Zweitens: das Rot knistert unheimlich. Ein Kurzschluß irgendwo: die Straße versinkt im Dunkel. Und dann sogleich: flammendes Ereignis! Das jüngste Gericht dauert fort!

Nur die Metaphysik der Farbe rechtfertigt ihren

leidenschaftlichsten Auftakt. Manches erotische Rot bei Groß verblitzt Schmerzen. Sein kristallklares Grün ist sündhaft herausdestilliert, fünfte Essenz: wie es ein Überviolett in der Physik gibt, so gibt es in der Kunst ein giftiges Übergrün. Es verflüchtigt sich ins Mondlichthafte, bringt Gespenster hervor: Gespenster blauen übrigens auch überall empor. Tauchen auf. Wer weiß, ob die Menschen, denen wir begegnen, alle leibhaftig sind? Die unheimlichsten Gesellen sind in Groß' Großstadt meistens neutral-blaugekleidet. Grade solche Personen (oder sind es Erscheinungen?) spüren ihr Fluchbeladensein! Gelb ist das Höchste an Farbe, oder knapp dabei, auch der Ekel selbst. Der nervisch angespannte Künstler mit seiner Farbe ist der Richter. Er gibt mit Pinselstrichen kund, ob: Sonne, Gold oder Rot. Rot kann auch Laster sein, entzückend, berückend, Teufelsspuk, der das Gold fälscht, die Sonne nachahmt.

Plötzlich taucht ein schwarzer Sarg auf, ein Leichenzug versperrt den Weg. Drastik. Oder das kreidebleiche Skelett sammelt die Buntblitze im Bilde, wird zum abstrakten Knochengerüst des Gemäldes: weiße Totalität. Romantik.

Das jüngste Gericht spielt sich im Kessel der Metropole ab. Breughel und Bosch sind aber auch wieder unter uns.

GESANG AN DIE WELT *George Groß*

Ach knallige Welt, du Lunapark,
Du seliges Abnormitätenkabinett,
Paß auf! Hier kommt Groß,
Der traurigste Mensch in Europa,
«*Ein Phänomen an Trauer.*»
Steifen Hut im Genick,
Kein schlapper Hund!!!!
Niggersongs im Schädel,
Bunt wie Hyazinthenfelder,
Oder turbulente D-Züge,
Über rasselnde Brücken knatternd –
Ragtimetänzer,
Am Staketenzaun wartend mit der Menge
Auf Rob. E. Lee.
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Horido!
Beim Bart des Oberlehrers Wotan –
Nachmittags verbrämte Kloaken,
Überpinselte Fäulnis,
Parfümierter Gestank –
Groß witterts.
Parbleu! Hier riecht's nach gebratenen Kindern.

*

Sammelt euch, boys! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! !
Ankurbelt den Benz – 150 km (KA-EM)!
Die Straßenbänder bergab!
Knall auf Motor!
Auch dich ekelt der kalte Schweiß
In Lümmelgesicht!
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Turbulenz der Welt!
Liebe Freunde! – ahoi!
Seid gegrüßt, boys, über den Atlantic!
Du *I. W. Hurban,* du *Lewis,* du *Abraham,*
Du *Theo F. Morse*
Und du *Lillian Elmore.*
Den Urwald zogt ihr auf Noten
Mit eurer Banjo-Musik der Neuen Welt.
Starr hochwachsende Turmhäuser.
Frei das graue Auge.
Glattrasiert und breit.
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Den Hudson abwärts gleitet das Hausboot –
Und dunkle Nächte und die
Schwarzbehaupteten Nigger!

*

Was erfanden sich die Menschen?
Das Fahrrad – den Fahrstuhl – die Guillotine, die Museen,
Das Varieté – das Frackhemd – das Panoptikum,
Die dunkle Manilla – – –
Die grauen Steinkästen
Und flimmernde Sonnenschirme
Und die Faschingsnächte
Und die Masken – – – – –
Seht!!! Zwei Affen tanzen Schuhplattler im Varieté.
Hoch knallt die Sketch-Pistole
Und lammfromm kriecht der Masoch ins Geschirr.
Straßen klappern – – Horizonte dampfen – –
In Oberschlesien hämmern die Kohlengruben – –
Hallo: Die Tätowierten!
Hallo! Ich bin *Petropolis* der Kautschukmann!
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Summend und säuselnd vergast Mutis Lebenslicht
Zwischen Steinklötzen und morschen Möbeln.
Selbstmörder haben sich in die Bäume gehängt –
Verirrte Masturbanten flattern auf. [dutzendweise.
Furchtbares Verbrechen an einer Witwe in der Apotheken-
Die Kriminalität steigt, [gasse!
Die Peripherie biegt sich vor Lachen –

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Prost, Max! Oben läuft die menschliche Fliege auf
Bewegung! [Glasplatten!!
Einheizen!
Portwein, schwarz etikettierter, her –
Heidonc, en avant!
L'homme masqué!!!!
Georges le Boeuf!!!!
Champion of the world!!!!
Der Knallspektakel!!
Das Banknotengeflüster!!
Hallooo!!!
Die Ermordung Jaurès!!
Die Explosion der Radrennbahn!!
Der sensationelle Wolkenkratzerbrand!!
Das neue Attentat der Telephonmänner!!

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

In Hinterzimmern liegen blutige Säcke rum,
Auch kommen Neunjährige nicht mehr wieder,
An Wochentagen knallt dir ein Soldatenschuß in den
Die Bewegung geht weiter. — [Unterleib,

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Tausende sterben, ohne den Golfstrom je zu sehen.

KAFFEEHAUS *George Groß*

Cognac, Whisky, Schwedenpunsch,
Ich sehe entsetzliche Masken!!
Bin umschnürt von Korallen-Ketten roter Köpfe
— Doch der Himmel ist nahe –
Und gipsene Engel sind vom Plafond gestiegen.
Die blasen mit ihren Schalmeien
Nun – all des Negers Sehnsüchte, –
– Sie haben grüne Zähne und irgendwo ist die Bronze
abgeplatzt.
Gaslampen sind Bälle, von jemand in die Luft geworfen
Und hängen wie blödsinnig
– Immer in denselben Räumen –
Ich bin wie ein Kind in tausend Lunaparks
Und wie Bandstreifen, Film
Dreht sich rot und gelb,
Und Tische verändern Farbe und Form
Und wandeln spazieren –
Zwischen den dicken Schenkeln der Frauen und weißen
Einer kurbelt fortwährend. [Blusen.
Mein Tisch ist ein ovales Stück Marmor,
Kreise werden Eier –
Und Noten werfen wie Schrotschüsse kleine Löcher
in mein Gehirn.
Die Engel aus Gips sind verschwunden,
Er sagt, sie sind in der ersten Etage und spielen Billard
— Die Stunde eine Mark –!!
Herr Ober!! – bitte Selterwasser –
Ich bin eine Maschine, an der der Manometer ent-
zwei ist –!
Und alle Walzen spielen im Kreis –
Siehe: *wir sind allzumal Neurastheniker!*

Kleine Groß-Mappe. (Zwanzig Originallithographien von George Groß. Hundert numerierte Exemplare. Der Malik-Verlag, Berlin-Halensee.) Ein rosarotes Textblatt in himmelblau aufgeschlagener Silbermappe bringt „Gesänge" von Groß, illustrierte Verszeilen mit kitschigen Klischeebildern: garnierter Schweinekopf, Todenschädel, Trompete des Säckingers, „Stammbuchblümchen". Der Dichter Groß singt von Aktien, Antichrist, Weltreisen, Negermusik, Bordells, Gasfabriken, Rosenlikör, Mond. (Tempo! Tempo!) . . . americanism . . . cynism. Der Stil des Zeichners ist mit stupender Virtuosigkeit aus Elementen ungelenker Kinderversuche, primitiver, naiver Frühkunst entwickelt. Abstrakteste Linienkunst ohne Perspektiven, Anatomien, Räume, Schatten, Helligkeiten. Futuristische Auseinanderlegungen, Durchdringungen. Ebenen sind durcheinandergeschoben. Vier Striche – ein schiefes Haus. Steife Männerchen. Komische Bäume. Die Ausdruckskraft der primitiven, von einem Radikalen für sich entdeckten Striches, ist eminent. Darstellung ist aus Konventionellen, Phrasenhaften, Schematischen ganz losgelöst. Wilder Humor tobt, Tollheit, Unsinn. Figuren sind Grotesken. Männer und Weiber (fette Nacktheit unter Kleidern entblöst) torkeln, geile viehische Fratzen, grinsende Larven. Goldgräber-Bars, Kartenspieler im Café. Dirnenszenen auf Straßen. Mord. Groß höhnt über Welt, Leben, Tod, Menschheit. Neben Ekelszenen sprießen Blumen. Sichelmond qualmt Pfeife. Viele Sternchen. Hügel am Fluß, Häußer, Vorstadtplätze sind von zartem, gerührten Blick geschaut. Lyrik klingt aus radikaler Linienkunst. Wüst bekritzelte Fläche entfaltet klare Rhythmik. Seltsames Liniengeheimnis, sich plötzlich ins Abstrakte loslösend. Caféhausszene weht über das Blatt phantastisch-musikalisches Liniengezank. Groß dichtet: „Mond, du siebziger, kitschiger . . ." Ein Zyniker, Musik im Herzen. A. G.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

Theodor Däubler: Das Nordlicht — Hymne an Italien — Hesperien — Das Sternenkind — Wir wollen nicht verweilen — Mit silberner Sichel – Der neue Standpunkt – Lucidarium in arte, musicae – sämtlich durch den Insel-Verlag, Leipzig zu beziehen

George Groß: Kleine Groß-Mappe — Malik-Verlag, Berlin-Halensee

DEZEMBERHEFT JAHRG. 1



A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1918

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Dezemberheft — **INHALTSVERZEICHNIS** — **1. Jahrgang**

Die kleine Bücherbesprechung auf Seite 155 des vorigen Hefts kam durch ein Druckversehen leider ohne Korrektur in die Maschine, so daß verschiedene störende Druckfehler stehen geblieben sind. Die dem letzten Hefte beigegebene Berichtigung folgt hierbei nochmals: Zeile 4 – aufgeschlagener: richtig – ausgeschlagener; Zeile 6 – Todenschädel: richtig – Totenschädel; Zeile 17 – der: richtig – des; Zeile 19/20 — Konventionellen, Phrasenhaften, Schematischen: richtig – Konventionellem, Phrasenhaftem, Schematischem; Zeile 22 – entblöst: richtig – entblößt; Zeile 27 – Häußer: richtig – Häuser; Zeile 28 – gerührten: richtig — gerührtem; Zeile 32 – Liniengezank: richtig – Liniengerank; Zeile 32 – siebziger: richtig – silbriger.

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1918 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden

INHALT DES MAIHEFTES (fast vergriffen):

Adolf Behne: Kunst oder Sentimentalität? / H. Z.: Oskar Kokoschkas Graphik / Theodor Däubler: Paul Klee / Dichtungen von Camill Hoffmann, Karl Otten, Alfred Wolfenstein, Mynona, Dietrich / Abbildungen nach Werken von Oskar Kokoschka, Paul Klee u. a.

INHALT DES JUNIHEFTES (fast vergriffen):

Theodor Däubler: Der Fischzug von Talamone / H. Z.: Kees van Dongen / Ludwig Meidner: Erinnerung an Dresden Walter Hasenclever: Kunst und Definition / Dichtungen von Karl Otten, Ernst Wilh. Lotz, Paul Adler / Abbildungen nach Werken von Oskar Kokoschka, Kees van Dongen, Ludwig Meidner u. a.

INHALT DES JULIHEFTES:

Hermann Essig: Die Gänsemagd – Auf dem Trockenplatz Alfred Günther: Ludwig von Hofmann als Graphiker / H. Z.: Felix-Müller – Hermann Huber / Dr. Rudolf Manasse: Bemerkungen über politische Kunst / Dichtungen von Alfred Günther, Friedrich Sebrecht, Herbert Kühn, Anton Schnack, Paul Kornfeld / Abbildungen nach Werken von Ludwig von Hofmann, Hermann Huber, Felix-Müller u. a.

INHALT DES AUGUSTHEFTES:

Karl Otten: Das Kloster in Stiri – Adam / Alfred Wolfenstein: Die Seele / H. Z.: Carl Mense / Carl Einstein: Unverbindliches Schreiben / Mynona: Deine Unterhosen sind schön / Dichtungen von Kurt Heynicke, Walter Rheiner Abbildungen nach Werken von Carl Mense u. a.

INHALT DES SEPTEMBERHEFTES:

Dietrich: Der Selbstmörder / Paul Adler: Von dem Elend der Welt / Alfred Günther: Hans Poelzig / Bianca Zehder-Segantini: Der Beginn / Anja Mendelssohn: Die Flötenbläserin / Dichtungen von W.-E. Peuckert, Iwan Goll, Curt Saemann / Abbildungen von Bauten und Entwürfen Hans Poelzigs u. a.

INHALT DES OKTOBERHEFTES:

S. Friedlaender: Zur Psychologie der Engel / Herbert Kühn: Wiederkunft / H. Z.: Georg Kars / Rud. Leonhard: Das glühende Idyll – Enzio und das Weib / Maximilian Maria Ströter: Anbetung der Gerechtigkeit / Dichtungen von Max Herrmann-Neiße, J. Maria Becker, Heinar Schilling, Walter Heinrich, A. R. Leinert / Abbildungen nach Werken von Georg Kars.

INHALT DES NOVEMBERHEFTES:

Erhard Buschbeck: Theodor Däubler, der Dichter / Theodor Däubler: George Groß / Dichtungen von Theodor Däubler, George Groß / Alfred Günther: Kleine Groß-Mappe / Abbildungen von Felix-Müller und George Groß.



P. AUGUST BOECKSTIEGEL, Holzschnitt: Männlicher Kopf

1918
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

NACHTSEITE

Von Max Brod

(Fragment aus dem unveröffentlichten Roman „DAS GROSSE WAGNIS")

Ich muß bemerken, daß meine Träume sonst sehr widerlichen Charakters sind. Eine servile Gesinnung, eine feige, liebedienerische, unaufrichtige Denkungsart, die ich sonst nicht an mir bemerke, macht sich in ihnen breit. Mich ekelt es oft, wenn ich mich am Morgen meiner Träume entsinne. Immer von neuem wundere ich mich darüber, wie ein Mensch, der tagsüber mit einer gewissen Größe (so muß ich es wohl nennen) und Ausschließlichkeit dem letzten, engsten und strengsten Kreis der Dinge zustrebt, wiewohl seine Kräfte allerdings nicht ausreichen, ihn über die Schwelle dieses Lichtkreises zu tragen, – wie solch ein Mensch in der Nacht unter lauter niedrigen, kleinlichen, unappetitlichen Angelegenheiten herumgewälzt werden kann, wie er mit vollendeter Ergriffenheit und Naturtreue den Schmeichler, den zitternden lügnerischen Gymnasiasten, den heuchlerischen berechnenden Freund, den lüsternen und nur auf eine Augenblicksbefriedigung lauernden Liebhaber nicht etwa zu spielen, sondern als eigene Person zu empfinden imstande ist. Diese Träume sind immer wieder ein Anlaß für mich, mir selbst zu mißtrauen. Denn daß ich Anlagen zu all dem Abscheulichen, das ich in meinen Träumen agiere, in mir herumtrage, das ist wohl nicht zu bezweifeln. Ja, ich weiß es, ich bin ein Schwindler, ein Betrüger, der sich mit billigen Erfolgen brüsten möchte und den schweren Weg scheut. Ich fühle es, daß ich der Entscheidung, daß ich den großen Schmerzen ausweiche und daß ich diese Klugheit unter einer Emailmaske von Ernst und Anständigkeit verbergen will. Und doch: gehe ich nicht seit vielen Jahren geradenwegs auf den Schmerz los? Habe ich nicht alles Unwesentliche längst aus meinem Leben entfernt? Habe ich mich nicht eingeschlossen mit meiner Arbeit und alles draußen gelassen, was mich ablenken könnte. Habe ich nicht der Vergangenheit die Tür vor der Nase zugeschlagen, vor dieser wächsernen, eiskalten, hämischen Nase, habe ich nicht alles vergessen, nein, mehr als das, alles ausgerottet, was meinen Lebensweg besudelt hat? – Und doch merke ich, daß meine Seele voll Eiter ist. Eine ewige unstillbare Angst im Magen, triefende Nässe an meinen Nervenspitzen, das ist mein Schicksal. Das Große, das ich fühle, ist nur als Sehnsucht da, als Schwäche, ... von einigen seltenen Augenblicken abgesehen (vielleicht waren es auch Tage, ich weiß nicht), da ich Flügel bekam und Musik, die wahre Musik, hörte ... Doch genug davon, genug!

Mit einem Worte: ich bin völlig im Unklaren über mich. Bald vierzig Jahre alt und immer noch auf der Lauer, immer daran, wie ein Tiger über mich herzufallen und mich zu zerfleischen. Meine unsympathischen Träume haben das ihrige dazu beigetragen, mich in diesem labilen Zustand zu erhalten. Auch Jugenderinnerungen spielen mit. Eine will ich kurz anführen, weil sie besonders charakteristisch für meinen Hang ist, mir selbst und andern etwas vorzumachen. – Es war in der Zeit, da ich zu komponieren anfing. Ich war damals ein Kind von 10 Jahren und hatte eben gelernt, leichte Klavierstücke der ersten Stufe zu spielen. Es fielen mir bald kleine einfache Melodien ein, die ich auf-

schrieb, so gut ich es konnte, und daran wäre ja nichts Arges gewesen, wenn ich bei dieser Lappalie redlich zu Werke gegangen wäre. Aber mich ritt schon der Ehrengeizteufel und ließ mich immer und immer wieder nach anderen „erwachsenen“ Kompositionen schielen, die sich, wie ich bald herausgebracht hatte, von meinen eigenen Machwerken schon äußerlich dadurch unterschieden, daß sie komplizierter aussahen, daß sie – mir damals eine fühlbarste Eigenschaft – schwerer spielbar waren. „Ich muß schwerere Sachen schreiben“, überlegte meine Verblendung, „sonst bin und bleibe ich ein Patzer.“ Vor allem ärgerte es mich, daß in den Kompositionen der Meister stets so großartig viele Kreuze, Be's und Auflöser durch die Zeilen schwammen. So eine mit „Zufallsvorzeichnungen“ ausgeschmückte Notenseite war doch ganz anders schmackhaft als meine blöden Dreiklänge, die mir wie leere Erdbeete erschienen, indes die fremde Arbeit einen reichtragenden rotbackigen Obstgarten vorstellte. — Eine ehrlichere Natur hätte nun gewartet, bis die Einfälle (falls es solche waren) sich auf ganz geradem Wege im Laufe der allmählichen Entwicklung zu einiger Abwechslung in den Tonarten und damit auch zu der gewünschten Kreuze- und Be-Vegetation auswachsen würden. Ich aber, der Schwindler, der Großtuer – o, ich sehe noch die alten braunen Klavierbeine vor mir, den abgewetzten Teppich unter ihnen, auf dem ich lag und faulenzte, als mir die Idee kam – ich wußte ein schnelleres Mittel. Ich schrieb einfach eines meiner Stücke, das in D-dur stand, in der Es-dur-Tonart nieder. Nun hatte ich natürlich Gelegenheit, nahezu vor jede Note ein prächtiges Kreuz oder einen Auflöser oder gar ein Doppelkreuz zu setzen, die seltsamsten Akkorde zu fabrizieren (fürs Auge, nicht fürs Ohr), und diese Malerei amüsierte mich tatsächlich eine Weile. Bald aber traf mich die auffallende neue Regelmäßigkeit dieser „zufälligen“ Vorzeichen mit dem Strahl des bösen Gewissens. Ich hatte freilich nicht die Absicht gehabt, meine Arbeit irgend jemandem zu zeigen. Aber mich selbst, mich selbst hatte ich doch foppen wollen! Genügt das nicht? – Kinderei? O nein ... Symptom. – Ich habe das Blatt mit den künstlichen Kreuzen nicht verbrannt, wie meine übrigen Jugendprodukte, ich habe es mir aufgehoben, es soll mich von Zeit zu Zeit an meine Niedrigkeit erinnern. Ich habe es auch in den Tornister gepackt, als ich ins Feld abging.

O, ich könnte verzweifeln, ich könnte mir mit geballten Fäusten die Stirn zerschmettern, ich könnte mich für den letzten Abhub halten, – kämen nicht manchmal diese unbegreiflich seligen, in ihrem eigenen Glanz schreitenden Tage, Tage in goldenem Schnee, die seltenen Ausnahmetage, die Gottestage, ganz erfüllt von einer neuen Musik unter meiner Stirn. Doch auch das könnte noch ein besonders feiner Schwindel sein. Alles, was bei Tag geschieht, in wachem Zustand, ist mir schon fragwürdig geworden. Ich habe zu viel schlechte Erfahrungen mit mir gemacht. Aber da gibt es auch hie und da einen erhabenen Traum, den die schärfsten Nägel meiner Seele nicht verwunden können; denn selbst mein allerärgstes Mißtrauen kann mich doch nicht beschuldigen, daß ich auch meine Träume fälsche. – Ach, wenn ich einen solchen Traum gehabt habe, dann atme ich auf. Er scheint mir zu bestätigen, daß ich noch nicht ganz verworfen bin, daß hinter all meinen scheußlichen Verirrungen ein Unbeirrbares steht, das mich leitet, oder das mich doch wenigstens zu leiten wünscht, wenn ich mich nur endlich einmal entschlossen haben werde, ihm nachzugeben und zu folgen. O, Augenblick der Entscheidung, siebenzackiger Stern aus weißglühendem Eisen, wann fährst du endlich in mein Herz, wann zische ich unter deinem Hieb als strahlend flüchtige Dampfwolke auf!

VIER GEDICHTE

Wilhelm Klemm

I

Die Traumzikaden zirpten überall.
Gepreßt von Angst und unsäglicher Seligkeit,
Erwartet der Knabe das Mädchen.
Zwielicht zögert im Garten.

Wild duften die Büsche. Eine Marmorstraße
Ist der Kiesweg. Unter den riesigen Kastanien
Stiert die Nacht mit tausend gierigen Augen.
Paläste wachsen im Dämmerland.

Götter wachen. Leis rauscht ein Kleid.
Weiß und weich schimmert das Blumengesicht.
Eulenflügel flüstern. Ernst und zärtlich
Umschlingen die Arme das hochheilige Leben.

II

Die Farben schimmern samten. Duft steigt auf
Aus großen Trichtern. Hoch hallen die Täler.
Über Wolken, über fernen Himmelsmarmor
Wandeln blaue, durchsichtige Schatten.

Hoffnungsnadeln ragen empor. Wundernetze wehen.
Entsagungen stehen auf und winken Abschied.
Vergangnes wandelt vorüber mit stillem Auge,
Gewißheiten neigen die grauen Häupter

Den langen Nachmittag bis in den Rosenabend,
Wo die Stimmen des Tals herüberrufen,
Einsamer als je die Wolken verwehen
Und der Wind heraufweht aus Mitternacht.

III

Um ferne, vergessene Wolkenriffe
Wallen tausend zarte Flocken.
Gewaltige Barren liegen darüber,
Zwischen denen die weißen Sterne zerschmelzen.

Lilienkorallen bauen einen Himmelssteg
Tief hinein in das süßeste Blau.
Die fremde Landschaft zögert und treibt,
Silbertröge füllen sich langsam

Mit weißem, wachsendem Himmelsmoos.
Eines unirdischen Milchdrachens
Spinnwebzartes Wirbelgerippe
Baut ganz oben die höchste Brücke.

O, ihr Schwärme von Schwanengeschwader!
Ihr weht um Greisenhäupter, die sich in Engelsköpfe
Selig wandeln; blasses Geader
Durchzieht unsre stillen Friedensgedanken.

IV

Blau schimmert der Himmel. Die Sonne trägt mich
Auf rosenroten Schwanenflügeln, auf tausend Flimmer-
abgründen,
Auf seligen Gottesversöhnungsgedanken,
Strömendem Atem zeitloser Heimat –

Über die Morgenröten des Lebens,
Über Purpurulmen und blitzende Liebesgeheimnisse,
Über Jahrhunderte wolkenlosen Glücks
Und die unaussprechlichen Pfühle der Seligkeit.

Ist irgendwo die Liebe, so ist sie in dir!
Begrabe mich unter unzähligen Sonnenflocken,
Ich will gleiten in deine Lichtabgründe,
Ich will vergessen, daß ich vergessen habe.

AN DEN MOND *Heinar Schilling*

I

Du guter Mond, du hebst die reine Milde,
Der klaren Güte Licht zum Firmament.
Du Trost, du starke Hilfe unserm Tod,
Du Traum, du Dämmern hingetragner Sinne.
Dir sagen alle Bitternis der Tage
Wir Wanderer in schreckerfüllter Nacht.
Dir hebt sich zu die liedgewordne Klage,
Zu dir ist kosmisch Brudertum erwacht.
Symbol der Stille, schwebst du uns im Herzen,
Da hingehst du auf samtnem Dunkelglanz
Und weiße Brücken baust im Wellentanz.
O schenke Himmelsstiegen unsren Schmerzen,
Du guter Mond, da du ergriffst mich ganz.

II

Wie ich liebe den Mond!
Wie ich liebe die sanfte Stille.
Weicher Schwinge Genosse erwacht der zündende Wille,
Erwacht im sinnlichen, schwebenden Traum.

Nächtig die Sterne, spannend unendlichen Raum,
Lassen aus Larven erknospen Schmetterlingsflügel
– duftend von unberührbarem Glanz.

Trinkend die Rhythmen in kosmischem Tanz, –
– armer Schmetterling, nahe dem tötenden Lichte –
Sinken in Taumel wir Menschen, des Ich bewußt.

Nächtiger Stunde, o Mond, dem letzten Gerichte
Nahn wir entfacht, im Herzen unendliche Lust.
O wie ich liebe den Mond!

RUSSKI MUSCHIK *Heinar Schilling*

Hugo Zehder gewidmet

Anbruch des Tags, Anbruch der letzten Nöte,
O Menschenschrei, aufstöhnend zu der Morgenröte,
O Brudertum, Muschik, und rhythmisch deines Knüttels
Klang
Im Klageton, der anbricht sphärischen Gesang.

So schritten schwingend wir durch die Novembernacht.
Wir Freunde sangen durch die Straßen russisches Lied.
Im Atemzug aufzittert brüderlich des Herzens Macht,
Hell Horizont die Augen in erhobene Sphäre zieht.

„Wir stöhnen", o — — „wir stöhnen", doch der Rhythmus will,
— schon tönt Asphalt unter der Stiefel Trott —
Zur Tat der Liebe, Feier ganz und still,
Aufsteigt zum Berg der Mensch, erlöster Gott.

DREI GEDICHTE

Heinar Schilling

Wie sanft ist dieser weiche Wind, der schwarze zarte Zweige,
Von lieber Mädchenhand geschnitten duftig aus Papier, —
Vor gläsern blauem Himmel – klar wie Klang,
– o, daß die ausgespannten Hände klingend ihn nur ertönen machten, –
Sich regen läßt, daß du gebrochnen Auges,
All dieser Zartheit seelischer Gespiele, – zum Monde schaust.

Der aber, weiß und kalt, erregt sich nicht
Und zieht nur weiche Wölkchen zeitlos seinem Antlitz,
Dem unerkannten, träumerisch vorüber,
– wie Schleier mögen sie von Kühle duften.

*

Im Nebel schwarz wirft Schatten Baum empor,
Im Himmel wehend, Erdendunkel tragend, –
Und Mensch ich wirble, Kind und großer Tor,
Durch Nachtgestirne, alle Schatten fragend
Und allen Glanzlaternen Grüße sagend
Von meinem Lichte, das der Nacht entkeimte.

So wie ein Zufall mich, den Mensch,
Und nächtigen Aufruhr klingend reimte.

*

Linder Nachtluft leicht beschwingter Vogel
Oder Fledermaus im Schwirren meiner Ängste,
So treibt meiner nächtigen Stunde Hast
Mich durch Parke, Straßen, Bahnhofshallen.

Nun bin ich dem Lichtbeglänzten, allen
Bogenlampenvisionen,
– o, wie unerhört die grellen Götzen thronen –
Allem Schabernack der Gaslaternen
Und dem Schlagschattengeheimnis, – weicher Tiefe Welle,
Allem nächtig Warmen bin ich gut.

Auf Asphalt pulst – harter Schritt – mein Blut.

VERGEBLICHE ERWARTUNG

E. von Sydow

Sinnend fühlen,
Fühlen!
Sehen,
Sehnen!!
Fühlen:
Zimmer rot in Flammen steht!!
Sehnend fühlen,
Glühend warten,
Warten,
Warten . . .
Kühle durch das Zimmer weht,
Weht und wehet:
Eiseskälte . . . –
Herz erzittert,
Wartet,
Sinnt, –
Durch die fieberkalten Hände
Auf und nieder,
Nieder wieder
Brennend heiße Stunde rinnt,
Rinnend rinnt . . .

DAS TOR

E. von Sydow

Dem Andenken Walther Werners

Zerschmerzte Seele
Schlägt mit tausend Fäusten wider das Tor,
Stößt mit tausend Füßen wider das Tor,
das
niemals
erdröhnet,
Keucht mit tausend Lippen wider das niemals erdröhnende Tor:
„Voll Wunden mein Leib!
Voll Kummer mein Herz!
Schau her, o mein Gott!!
Nicht Rat- und nicht Handschlag begehr ich von dir, –
Deine Augen nur öffne mir!

– Höhensonne mir dein Blick,
Brennt er aus, was krank und faulend,
Trocknet er den Strom aus Eiter,
So er sich in ihm bespiegelt!"
Cherubim auf höchster Zinne überwölken weiß das Tor;
In gebücktem „Hosianna",
In beglücktem „Gloria-Gloria",
In verzücktem „Halleluja-Halleluja-Halleluja"
Niederdröhnet
Der Seele ängstlich Flehen
Ihr laut und lauter, lobjubelnder, rauschender, jauchzender Chor.

MOND-NACHT

E. von Sydow

Die Silberscheibe leuchtet grad ins Herz!
Ihr weißes Märchen führet mich den Weg voll Reue:
„Endymion!"
Endymion . . . – Ich??
O ich! Von hämmernd Pulsgeklopf Zerrißner!?
In bläulich-schwarze Sehnsucht aufgelöst —
Warum nur tropfte ich vom Rand des reinen Sternes
Und fließe durch der Erde Schmutz?
Wie suchen meine Augen in der Nacht:
Verfinstern sich zu dunkelvollen Wäldern
Und wiegen im beglänzten Laub,
Versilbern abendkühl im Tau,
Beschweben weiß im allerhellsten Kreise, –
Und bittend raune ich im Nachtgeflüster:
„O unbewußte Lust Endymions!
Semele . . .! Du . . .?
Semele . . . Wo . . .?"

LIEBESPAAR IN DER FLIEDER-LAUBE

E. von Sydow

Grell-hell klingt frisches Weiß der Äpfelbäume,
Süß-leiser blüht des Flieders Violett;
Die heißen Winde spielend uns umspülen.
Bluteinig schreiten wir den Weg der weißen Steine,
Zu seinen beiden Seiten steigen aus dem Grünen
Kastanienblüten, weiß, wie viele Kerzen
Das Zauberreich des Haines lichtergleich erleuchtend, –
Du trittst mit mir in diese enge Laube,
Die ihren Flieder um den Obstbaum büscht, –
Die Helligkeit des Tags wird Zwielicht,
Die Augen lächeln uns so zärtlich und bedrückt
In diesem Schleier lichtervoller Unruh,
Besänftigt nur vom süßen Duft der violetten Büsche;
Wir wanken leise, zögrisch, zweifelnd
Und greifen nach dem Fruchtbaum schnell:
Der schüttelt bebend seine Blütenzweige
Und gleitet in dies Düster ein sein Weiß.

SILBERSCHEIT

E. von Sydow

Verzitternd beben Blätter weiß,
In Dunkelheiten glänzend, silbrig, flimmernd,
Wenn über ihre flachen Breiten
Die Lichter heller Lampen eilen.
Sie mögen nicht im Wind verweilen
Und regen sich am Stiele leise,
Fast flüsternd knisternd,
Wie starre Seide,
Die zarten Finger sanft bestreift,
Und drehst du lächelnd sie im Kreise,
Umfliegt dich Widerschein des Lichts,
Das raumlos, zeitlos, glänzend flimmert, –
Dann ohne Asche, ohne Glut
Verlischt im Nichts, –
Erlauchtes Schimmern!

SONNEN-UNTERGANG

E. von Sydow

Welch gräßlicher Mord im wutvoll schreienden Himmel??
Das Bluten der Sonne stürzt schäumend
Durch Weiten und Engen der Stadt!!:
Die Straßenbahnkästen (Kähne des Todes!),
Auf rötlichen Wellen wiegen
Sie schwarz-gold ins feurige Grab,
Und Autos zischen in blut-kataraktenen Straßen
Mit strahlendem Reifen und Dach
(– Elias stürmt jählings empor in den feurigen Tag –).
Enteilende Menschen zerstäubt das blendende Wirbeln,
Hinschwimmend in blutrot-güldener Flut;
– Und über den Mengen
Weht hoch die Rotglut der Fenster:
Standarten der goldenen Scharen!!

VIER GEDICHTE VOM MEER

Camill Hoffmann

DER MOND

Von Silber überfloß die Nacht.
Tief atmend sang das große Meer
Dem Mond zu, der in Wandrertracht
(Mit deinem lieben Antlitz, du!)
Den Weg kam von den Inseln her.

Sein Lächeln dankte wunderzart
Dem hohen Gruß, der ihm gefiel,
(O meine Unruh, meine Ruh!)
Delphine scherzten, jung gepaart,
Voraus ihm, hold Geleit und Spiel.

DER JUNGE GOTT

Die Bucht war runde Bühne
Für ihn, der nackt, ein Knabe noch,
Hinabstieg von der Düne
Durch Bläue, die nach Seetang roch.

Ein kleiner Ruf und Schauer,
Dann Silbersprühn im Jubelsprung!
Nie war die Ostsee blauer
Und nie ein Sommertag so jung.

Wie sehnsuchtsvoll entbehrten
Und heißgeliebten Sohn umfing
Das Meer den Heimgekehrten,
Der lachend an sein Herz sich hing.

Waldinseln, übersonnte,
Erblühtes Segel weit im Belt,
Azurne Horizonte,
Und sonst war keine Welt.

IM BOOT

Gewiegt von Wellen, die immer waren,
Vom Himmel bestrahlt, der immer war,
Gelockt von Abgrunds verwornen Gefahren,
Zum Licht gehoben wunderbar,
Entschweb ich zeitlos im Grenzenlosen!
Ich weiß noch, einst gab es Kummer
Und Tränen auf teuren Wangen
Und Nächte ohne Stern und Schlummer, –
Wie weit sind sie vergangen!
Jetzt ist nur Gesang wo von Matrosen . . .
Gesang das einzige Echo vom Strande,
Hellgoldene Saiten ins göttliche Blau
Vom fernen, versinkenden Menschenlande,
Des Herzens gaukelndes Ankertau,
Geliebte Fessel im Uferlosen!
Ich fühl nur das Atmen des Meeres,
Und wie es mich hebt und senkt,
Die Seele kennt nicht mehr Schweres,
Wunschlos den Wolken geschenkt.
Leis gängelt sie noch das Lied der Matrosen . . .

UNENDLICHKEIT

Du Brücke aus Gesang,
Bald wirst du abgebrochen sein,
Schon sinkt die große Einsamkeit
Der Sternennacht herein.

Bald bin ich auf dem kleinen Boot
Verschollen ganz und fern,
Im überglänzten Himmelsraum
Selbst nur ein Wanderstern.

Du Brücke aus Gesang,
Schwing noch einmal dich übers Meer!
Der Träume blaue Ewigkeit
Weht schon aus Sternen her.

VOM SOZIALISMUS ZUR UTOPIE

Von Paul Adler

Bekannt ist der Stolz der beiden Schöpfer der modernen Arbeiterpartei darauf, daß der von ihnen der Menschheit vorgelegte Sozialismus keine Utopie mehr, sondern bereits eine Wissenschaft geworden sei. Es war der Stolz auf die geglückte Verbindung von staatsphilosophischem, wenn auch nicht metaphysischem, und von politischem, wenn auch keineswegs realpolitischem, Denken. Ein Stolz, ebenso berechtigt, wie der Stolz der Nachfahren unberechtigt und mitunter herausfordernd ist. Herausfordernd nicht von seiten der naiven Anhänger, sondern von den Massen, denen der Sozialismus überhaupt nichts Großes mehr ist: Nicht Utopie, aber auch ebensowenig Wissenschaft. Der degenerierte Rest vielmehr eines großen Programms. Der Sozialismus ist heute dasselbe geworden, was seine Erzeuger, das Christentum und der Liberalismus, in früheren Zeiten



P. AUGUST BOECKSTIEGEL, Holzschnitt: Kinderbegräbnis in Rußland



P. AUGUST BOECKSTIEGEL, Holzschnitt: Die blinde Bettlerin



FELIX-MÜLLER, Holzschnitt: Junge Eltern



FELIX-MÜLLER, Holzschnitt: Der Sohn

geworden sind: eine durch die Zahl ihrer nominellen Anhänger zum Siege gelangte Partei.

Also zu wenig Utopie? Ja, und zu wenig Wissenschaft. Zu wenig Wissenschaft, *weil* (Marx bezeuge es durch sein eigenes Beispiel) zu wenig Utopie! Kommt denn Wissenschaft aus dem Tageswissen? Marx wie jeder andere Denker hätte nichts leisten können, wenn seinen Kopf alle die banalen Details seiner Zeitgenossen angefüllt hätten. Leicht beieinander wohnen die Gedanken. Er und Engels waren, nicht anders als ihre französischen Vorgänger, *starke* Utopisten, Propheten, wenn man den Ausdruck gebrauchen will. Nur waren beide metaphysisch schwach verankert. Als Engels zuerst das Wort aussprach, worauf alle späteren Redakteure (warum eigentlich?) so stolz sind, da war er nicht nur der große prophetische, sondern auch ein wenig der kleine Narr. Die kindische Freude des Denkers, der so große Zusammenhänge aufgedeckt, vielmehr geschaffen hatte, machte die Einseitigkeit entschuldbar.

Kommt also Wissenschaft wirklich vom Wissen her? Sie kommt aus dem Herzen und zugleich den Augen – falls das Herz gerecht genug ist auch gegen das, was die Augen sehen. Niemals aber kommt Wissenschaft aus den Schulbüchern. Diese verwirft der Schüler, sobald er als ein Gelernter ins Leben tritt. Das ist genau der Fall der Sozialdemokratie (oder wenigstens ihrer Mehrheit)! Sie verleugnet ihre Schulbücher in dem Augenblick, wo sie sie anwenden sollte.

Hat denn die „wissenschaftliche" Sozialdemokratie sich in diesen 70 oder 50 Jahren auf ihren Beruf vorbereitet? Auf den Beruf, einmal eine ganz neue Gesellschaft zu bilden? Ist diese Wissenschaft irgendwo über ihren Gründer hinausgegangen? Hat sie neben seine Kritik der reinen eine Kritik der praktischen Ökonomie gesetzt? Hat sie vielleicht, wie es Sache der Wissenschaft ist, untersucht, worin die Lehre noch etwa unvollständig war, was dem Werke von Marx fehlte, nicht an Genie oder gar an Überblick, sondern an zureichendem Inhalt? Die sogenannte Wissenschaft des Sozialismus ist eine Scholastik gewesen. Festgestellt haben daneben kleine Revisionisten, worin sich der große Mann geirrt hat. Die ganze große Rechnung und Abrechnung ließen sie allmählich fallen. Sie stimmte nicht mehr ganz. Natürlich: ganz stimmten nur die journalistischen Berechnungen der bürgerlichen „gelehrten" Buchhalter der Wissenschaft. Die Arbeiter vereidigte man indessen weiter auf das Manifest. Sie glauben heute an Marx so, wie (Gott verhüte es, daß der Vergleich ganz ernsthaft sei) so viele Christen an Christus ebensosehr glauben wie nicht glauben.

Und doch war die Wissenschaft zur einen ganzen Hälfte unausgebildet. Marx, wie schon vor ihm Smith, hatte vor allem untersucht, inwiefern die Produktion fehlerhaft funktioniere. Und Marx und Smith kamen beide zu der gleichen Diagnose (aber aus zwei entgegengesetzten Biologien heraus zu der entgegengesetzten Therapeutik). Grund des Leidens: Aufsaugung der zirkulierenden Kräfte durch eine äußere Störung. Die Arbeit ganz allein schafft den Wert – das behauptete schon Smith. Marx aber übertrieb es nochmals, er verwechselte, sicherlich nicht in seinen Gedanken, wohl aber im Fluß seiner Rede, das Produzieren mit einem letzten Schaffen, die konventionellen, der Volkssitte genügenden Werte mit dem dauernden Wert. Marx war ja entfernter Hegelianer, das πάντα ῥεῖ saß auch ihm tief im Blute. So war er auch in der materialistischen Geschichtsauffassung beinahe leichtfertig.–Waren sich nun aber Liberalismus und Sozialismus in der einen grundlegenden Erkenntnis einig, welches die Krankheit sei, so stimmten sie doch nicht in den Vorschriften überein. Zwar glaubten beide an die Heilkraft der Natur; Marx aber übersah nicht (vielmehr überschätzte er eher) den Organismus der Menschheit neben dem menschlichen Organismus. Marx war der soziale oder, was beinahe nur ein anderer Ausdruck ist, der politische Denker. Er verschrieb für die kranke Gesellschaft korrekterweise die Vergesellschaftlichung, im Gegensatz zu dem darin noch etwas kurpfuscherischen Smith, der von der Gesellschaft sich überhaupt keine ganze Vorstellung machte, die einzelnen Glieder trotz seiner richtigen Diagnose einzeln ausheilen wollte. Aus dem Irrtum des Smith ist darum die ganz unpolitische und als Gesellschaftswissenschaft eigentlich in sich widerspruchsvolle moderne Wirtschaftswissenschaft erwachsen; aus dem viel tieferen, wenn auch viel weniger klugen (Albion und Deutschland!) Marx aber leider überhaupt keine Wissenschaft! Dafür ging aus seinem Denken eine politisch ebenso mächtige Klasse hervor, wie aus der Naivität des Smith eine politisch totgeborene Be-

wegung. Die Wissenschaft des Sozialismus steht also noch dort, wo sie Marx belassen hat: bei der Erkenntnis der falschen Organisation der Arbeit. Der Prozeß ist aber seither zweifellos fortgeschritten und vielleicht war es schon damals (zu welcher Untersuchung Marx nicht die volle Zeit fand) soweit, daß die Krankheit Funktionen und Organe zugleich alterierte, der soziale Körper, wie bei ganz schweren Leiden der physische, selbst das Gift gegen sich produzierte. Marx fand in seinem riesenhaften Bemühen nicht die Muße zu gleich scharfen Untersuchungen auch in dieser Frage. Seine Anhänger vergaßen dann immer mehr, daß nicht *alle* Produkte der Gesellschaft wirklich produktiv sind, sondern nur (sowie zwar die Eicheln, aber nicht die Galläpfel die Früchte und die Nachkommenschaft der Eiche sind) die der Gesellschaft *nützlichen*. Der Sozialismus blieb derart, unbewußt, in den privatwirtschaftlichen Begriffen hängen – nicht anders, als auch die bürgerliche Wissenschaft von dem industriellen Profit geblendet, den er nur, in mehr anständiger Weise, für die Persönlichkeit des ganzen Volkes begehrte. Die Folge ist aber heute katastrophal. Die im Lande ans Ziel gelangte Sozialdemokratie glaubt die Wirtschaft des Kapitalismus (die rein formell bewertete Produktivität) erhalten, ja selbst vermehren zu müssen! Obwohl doch diese ganze Produktivität nur dem Kapitalismus entsprungen ist, ihn weiter erzeugt, mit dem internationalen Sozialismus aber unter allen Umständen in Widerspruch steht! Es ist, als wollte man einen Fettsüchtigen heilen, ihn aber um keines seiner herrlichen dreihundert Pfund bringen. Und aus demselben „privatwirtschaftlichen“ Grunde verwechselt die Sozialdemokratie die heutige Hungersnot (*Nahrungs*losigkeit) mit der für den Sozialismus ganz gleichgültigen Erwerbslosigkeit. Und dies in einem Augenblick, wo auch von auswärts die Nahrungsmittel nicht käuflich sind.*

Die Sozialdemokratie ist also leider in ihrem kritischsten Augenblick *unschöpferisch*, und dieses, weil sie, im Gegensatz zu jedem früheren Sozialismus, ihre Verbindung mit der Utopie abgeschnitten hat. Denn der Sozialismus hat durchaus einen *utopischen*, sogar religiösen Ursprung. Er entspringt aus dem Mitleid – ohne Mitleid nur roher Aufstand, aber keine Brüderlichkeit – also auch aus der Vorstellung einer möglichen Gerechtigkeit und aus einem Traume sogar, von einem Paradiese. Dieses Utopische hat der moderne, bildungsphiliströse Sozialismus gänzlich vergessen. Ein kleines Beispiel: In einer Versammlung, noch nicht einmal vor Sozialdemokraten, fand kürzlich ein Redner allgemeinen Beifall damit, daß er Christus, „den Meister von Nazareth“, als einen Sozialisten feierte. Niemand, auch nicht einmal ein danach auftretender „christlicher“ Opponent, merkte – die Blasphemie! Man merkte sie nicht, weil man nicht einmal die Utopie in den Ausführungen vermißte. Wenn man Christus, nicht ganz korrekt, einen Sozialisten nennen will, so doch jedenfalls nur einen rein utopischen. Er ist Sozialist nur, weil er den Himmel lehrt, weil er vom Himmel kommt – als Christus nämlich, und auch für den, der nicht an ihn zu glauben vermag, doch jedenfalls als ein wahrer Christ. Christ sein heißt nun auch, neben anderem, ein ernsthafter Sozialist sein, aber doch sicherlich ein utopischer. Jude sein heißt, wissenschaftlicher Sozialist sein. Wie es Marx war. Und schon die mosaische Agrarverfassung ist ausgebildeter wissenschaftlicher Sozialismus. Der heutige sogenannte „christliche“ Sozialismus ist nur ein Sozialpolitikum, ein Mittel gegen den großen Ernst der Sache. Der Essäer Tolstoi fühlte wenigstens den *Schmerz* dessen, daß das Reich nicht von dieser Welt ist. Auch jeder noch so ernste und strenge Sozialismus bleibt Werkheiligkeit, Gerechtigkeit – nicht weniger, aber auch nicht mehr. Das verstanden die ersten Christen, welche bekanntlich sogar Kommunisten waren und das Privateigentum tadelten, in einer Kommunion des Geistes und darum auch des viel geringeren Leiblichen. Ein echter Sozialismus ist für die Gesellschaft ebenso notwendig wie vielleicht für den einzelnen (als vernünftige und sogar religiöse Pflicht); bei alledem bleibt er doch stets Ideal, Tragik, Utopie! Denn schon allein, daß es Tod in der Welt gibt und Verzehren des Fremden, begründet den Widerstreit von Gerechtigkeit und Eigenschicksal. Trotzdem darf diese Undurchführbarkeit für den Sozialisten, so wenig wie für den gewissenhaften Arzt die Vergänglich-

* Ich bin kein Regierender und brauche darum keinen müßigen Rat zu geben. Aber da man mir hier leicht Tadelsucht vorwerfen wird, die keinen Weg weiß, so will ich den Weg andeuten. Man verlange von den Imperialisten die genauen Friedensbedingungen und man erfülle sie. Dabei aber verleugne man seinen Sozialismus nicht. Und bedenke, daß auch drüben die Erkenntnis nach dem Kriege kommen muß und die Rüstung nicht fortdauern kann.

keit, eine stumpf hingenommene Tatsache sein. Der Sozialist, so wie der Arzt, müssen an das Undurchführbare glauben; irgendwo in einem Winkel ihres Herzens wird vielleicht auch der Glaube an eine ewige Erlösung stehen. Mit einem Wort: der Sozialist wie der Arzt, wenn sie nicht Pfuscher sind, müssen Utopisten sein. Es kommt die beste Kraft des Sozialismus aus dem irdischen Mitleid, seine Spannkraft u. a. aus dem Schmerz darüber, daß er „ewig“ eine Utopie ist.

Hält man diese Ausführungen für allzu verstiegen, für allzu unpraktisch? – Die mächtigen Parteien, die heute den Sozialismus durchführen sollen (doch vielleicht nicht gleich heftig wollen), sind, weil sie sich so etwas nie vorher *träumen* ließen, in der größten Verlegenheit. Nicht gegenüber dem Ideal und auch nicht allein wegen der entgegenstehenden Geschütze. Sie wüßten ja nicht, wie weit sie nach ihrem Herzen gehen sollen, und wenn sie alle Imperien ringsum auf den Knien um den Sozialismus bäten. Sie alle schworen auf den Meister, der Meister hat ihnen nur eine Hälfte gesagt; das Pfund seiner Wissenschaft haben sie klugerweise vergraben. Weil Marx die Arbeiterklasse für das Vehikel des Sozialismus erklärte, haben sie sich nach nichts anderem umgesehen. Und heute, am Ziel angelangt, können sie das für den Weg, nicht für das Ziel, geeignete Vehikel nicht richtig anwenden! Wie sollten sie ohne Träume, ohne rechte Fülle des Herzens ein ganz Neues beginnen können! Ich vergesse nicht, mit welch geringer Begeisterung hier in Dresden das durch den Sozialismus befreite, durch ihn sich befreit wissende Volk die öffentliche Verkündigung der Republik aufnahm. Es war beinahe wie eine hergebrachte Veranstaltung. Vom Sozialismus nur sehr wenig Worte – es sind seither noch viel weniger geworden. Und welchen Jubel löste dagegen eine, auch nur ein wenig, utopische Partei aus, wie z. B. die national-tschechische im Nachbarland, als sie dem Volke „das Reich“ brachte. Ist denn Utopie wirklich so unpraktisch? Sie ist ein Vehikel, stärker noch als der Zorn, stärker noch als das Klasseninteresse. Utopisten, wenn auch nicht reine Sozialisten, sind heute leider nur noch die Scharen der Sklavenbewegung, des „Spartakus“. Und darin, daß diese extremsten Taktiker als die Einzigen utopisch und zugleich auf einem halsbrecherischen Wege sind – bei uns und um so viel mehr in Rußland –, darin liegt die Lebensgefahr für die Revolution und für den Sozialismus von ganz Europa im Augenblicke.

Soll diese Gefahr vorübergehen, sollen wir nicht erstickt und niedergeschlagen werden, dann muß der gesamte Sozialismus – nicht allein der gewalttätige – sich wieder dem Traum der Utopie nähern.

VERSCHWÖRUNG *Von Herbert Kühn*

Stimmen aufragend gegen die Wand. Schreiend. Dann wieder wie ermattend. Eine Stimme. Er redet. Ruhe. Blendend der Saal, weiß, in heißer Grelle zittert, vibriert um ihn. Bebend Kontur seines schwarzen Rockes. Seine Hände, Nervenenden, reckend ruhen über der Masse. Seine Stimme ist Schilf, das singt. Wasser, das leise schlägt gegen die Bordwand des Schiffes.

Dann aufjagend, rüttelnd, ragend.

Sein Antlitz – Stein – beschwört den Sturm. Steil Stille wächst. Erstarrt der Saal. Gesichter aufgereckt empor:

So ist der Wille des Herrn. Wir müssen ihn töten. Denn er ist der Mörder des Lebens. Er ist der Feind Gottes. Gott will es. In seinem Namen. Im Namen des Allmächtigen. Amen. –

Kein Laut erwacht. Eng Stille dumpf erbebt. Kein Zittern. Kein Erstehn. Gesichter sprachlos starrend vor sich hin.

Er kniet: O gib uns Kraft, Gott, stärke unsre Hände. Gib uns Erleuchtung, ewig, für und für. Wir liegen vor Dir. Unsere Hände schwach. Erfülle uns, o Gott, und führe uns zu Dir.

Für Dich nur sollen diese Hände blühn, für Dich die Augen, die das Unrecht sehn und die erwachen, wenn Verbrechen nahn.

Vertilget soll er sein von Deinem Angesicht, denn er erschuf uns das Verderben. Errette uns, o Gott, o gib uns Kraft zu Deinem Werk. Du willst es. Gib uns Deinen Frieden. Amen.

*

Sie wachen auf. Die Wände zittern. Die Fenster leuchten, starren Blut. Vor ihnen Wolken, die den Tag verdunkeln. Mord, Mord, aufschreiend gegen Gott. Mord, Mord, nötig für Gott. Gott will es. Gott will es. Heiß Bogenlampen sprühen. Schlurren. Zischen. Sie sehen Flammen. Flammen, die die

Nacht erhellen. Feuer, aufzuckend in die Sterne. Glut des Lebens. Blut der Nacht.

Ihre Köpfe rücken zusammen.

Es muß sein.

Raunen. Flüstern. Stocken. Starren.

Wer? –

Schwarz ihre Schatten hängen an der weißen Wand. Die großen Köpfe stoßen, schlagen. Auffahrend. Niederduckend. Klein. Ganz klein:

Wer wird es tun? –

Die Würfel rollen. Dumpf. Der Tisch erzittert. Verzerrte Augen gläsern starren groß:

Paschanoff.

Seine Kniee brechen. Zittern. Halten. Hände fassen. Und seine Augen glühen auf.

Ich danke Dir für Deine Gnade.

Die Straße ganz zehrte ihn auf. Die Lampen tranken aus ihm. Schnee schlug ihn tot. Warum denn ich, mein Gott, warum denn ich? Doch nicht mein Wille geschehe. Du hast die Macht, Du hast die Kraft.

Die Straßenbahnen lachten, die ihm entgegenkamen, und alle Mädchen wußten es. Sprachen über ihn. Sahen ihn an. Soldaten standen still.

Er war der Held.

Dann fiel er ganz zusammen. Duckte sich. Drückte sich an Häuser. Torbogen. Bin ich nicht ein Mörder?

Vergieße ich nicht Blut? Blut? Was ist das? Was ist das: Mord?

Es ist für Ihn. Für Ihn, der Gewalt hat über Leben und Tod.

Ich bin das Messer in seiner Hand. Sein Name sei gelobt.

*

Als ihn die Tür verschluckte, war es wie eine Guillotine. Sein Kopf, dumpf, fiel herab. Mühsam nur tastete er nach Licht. Jäh elektrisch flammte es auf. Die Wände grell zerrten an ihm. Schlugen ihn. Stießen ihn die Treppe hinauf.

Er taumelte. Fiel. Raffte sich auf. Kahl, groß sein Zimmer sprang ihn an.

Fest schreitend, Hand erhoben, faßte er das Kruzifix. Hoch schwankte es in seiner Faust. Küßte es. Seine Lippen sogen.

Du bist der Heiland, Du bist der Erlöser.

Du bist der Friede.

Ich bin das Messer in Deiner Hand. Das Messer für ihn, der den Krieg uns schuf. – Weißt du nicht, daß gesagt ist, du sollst nicht töten?

Doch wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden.

Er fürchtete sich. Zitterte. Blätterte in der Bibel und las laut und deutlich:

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. –

Dann trat er ans Fenster. Fetzen der Nacht jagten vorbei. Bäume, gespenstisch, traten aus dem Dunkel. Flüsterten. Sprachen. Zeigten auf ihn. Er fürchtete sich. Hielt die Bibel vor seine Augen. Da gingen die Bäume. Immer im Kreis um ihn. Immer im Kreis um ihn. Enger. Enger. Er war ganz umgeben von ihnen. Strauchwerk, dicht, drückte ihn nieder. Da nahm er alle Kraft zusammen – hieb hinein, schlug, zerrte. Als die Fensterscheiben am Boden klirrten, rann es wie kaltes Wasser über ihn hinab. Er warf sich aufs Bett und schluchzte.

Als er erwachte, drückten tausend Steine auf ihn. Der Himmel hing tief und schwer. Grau und ölig. Er ging wie ein Nachtwandler. Ein Betrunkener. Er besah seine Hand, die Hand, die es tun würde, und er zitterte vor sich. Bebte an allen Gliedern.

Es klopfte, und er fuhr zusammen. Ein Verbrecher, den man ertappt.

Seine Freunde brachten ihm drei Bomben. Er wog sie in seiner Hand. Sie sprachen alle nichts. Starr sahen sie aneinander vorbei.

Da fiel er auf seine Kniee. Rang. Stotterte klammernd:

Warum denn ich? Muß es denn sein? Muß Blut vergossen werden, um das Blut zu retten? Ist Unrecht nur dazu, das Unrecht zu vernichten? Rettet mich! Rettet mich! Will es denn Gott? Kann es denn Gott wollen? –

Sie sahen starr geradeaus. Niemand wagte zu

sprechen. Er wand sich am Boden. Seine Lippen bebten. Bewegten sich lautlos. Zuckend. Seine Hände griffen die Luft.

Da klangen schwarz und schwer Balinoffs Worte: Er hat ein Volk in den Krieg gestürzt. Er hat Millionen getötet. Männer. Und Frauen und Mütter und Kinder. Er ist ein Verbrecher am Leben. Gott will es, daß er vernichtet werde aus dem Kreise der Menschen. Amen.

Sie drehten sich um und gingen.

*

Er war ganz allein. Der Raum wogte um ihn. Tanzte. Unablässig. Wurde groß. Weit. Blauer Himmel. Goldene Leiter, die aufwärts führt zu Ihm. Die Engel gleitend, steigend: auf und ab. Die bunten Blumen fallen. Töne, wölbend, glühend. Silbern Strahlen. Er stieg auf goldner Leiter. Engel schwebten. O, Gottes Strahlen lähmten sein Gesicht. Er barg die Augen in den Händen.

Nur mühsam raffte er sich auf. Der Mantel griff um seine Schultern. Die Straße ertrank in ihm. Menschen glitten vorbei. Farben verglühten. Lichter versanken im Schnee.

Ein Fuhrgeschäft sog ihn auf: Ich bitte um eine Droschke für 3 Uhr nachmittags.

Als er aus der Tür trat, stand ein Schutzmann vor ihm. Er stürzte in den Boden. Sein Gesicht verzerrte sich.

Nichts aber sah der Schutzmann. Seine Blicke hingen an einer Frau, die über die Straße glitt.

Das Kaffee erschreckte ihn. Gesichter rund, breit, behäbig, glotzten, stachen ihn. Die Zeitung langweilig, gleichgültig. Er starrte durch das Fenster auf die Straße. Unablässig. Immer auf denselben Punkt. Da bewegte sich der Punkt, kam auf ihn zu. Die Straße klappte hoch. Fiel auf das Kaffee. Auf ihn.

Als ihm der Kellner behilflich war, sprang er auf, zog sein Messer, Tiger, griff ihm an die Gurgel. Straffte sich. Messer flog in weitem Bogen. Rannte hinaus.

Die Kälte seines Zimmers schlug ihm entgegen.

Er warf sich auf sein Bett. Weinte. O Gott, ich kann es nicht. Es ist zu viel für mich. Errette mich. Führe mich zu Dir. Hörst Du nicht, wie ich zu Dir flehe?

Es blieb alles still. Die Ruhe lastete wie ein Brett. Er schämte sich.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet.

Er bebte. Tote nahten. Gespenster. Irr. Die Schädel grell. Sie standen rund um ihn herum. Die hohlen Augen bohrten. Dürr Knochen schlurrend aneinander. Er zitterte. Die Augen wuchsen heraus. Kanonen wild erbrüllten. Dumpf rollend schwer Geschoß schlug ein. Hoch Arme der Toten griffen. Ihre Kniee brachen. Jäh explodierend Fetzen Fleisch.

O Elend, Jammer! Grauenvoller Untergang.

Ihr Kindlein, liebet euch untereinander.

Er bohrte sich in seine Kissen. Er riß an ihnen. Blei standen sie. Starr. Schwer.

Schurren der Pferde weckte ihn. Trampeln. Reiten über Gräber. Die Kreuze fallen klatschend um. Aufjagen Granaten. Zischend. Brüllend. Stimmen toben, schrein.

Nur mühsam weckte ihn der Kutscher.

Als er erwachte, war es ihm, als wenn er tot gewesen wäre.

Voll Sorgfalt suchte er ganz reine Wäsche. Das Hemd. Der Kragen. Krawatte schwarz. Behutsam Kleidungsstücke kamen ihm heran. Auswählend.

Dann stieg er langsam, steil hinab die Treppe.

Er saß aufrecht in den Polstern. Pferde zogen an.

Durch viele Straßen fuhren sie. Er saß steif. Ganz starr. Nicht mehr er selbst. Seine Lippen murmelten Gebete. Unaufhörlich. Unaufhörlich.

An dem großen Platz hielten sie. Hier mußte er kommen. Die Minuten waren Stunden, Tage, Ewigkeiten. Sein Gesicht ganz eisern. Jede Farbe war verschwunden. Das Antlitz eines Toten, gläsern. Wie aus Wachs. Er sah niemand. Starr seine Blicke stierten geradeaus.

Da kam er. Ganz allein. Seine Uniform klirrte. Die Sterne auf seiner Brust glühten. Seine Füße traten auf Schädel, die er zerquetschte. Der Wagen fuhr. Dicht an ihn heran. Er wich aus. Die Orden schlugen aneinander. Silbern.

Hoch Pferde rissen wild empor. Flach Rauch schlug auf.

*

Als er zu sich kam, drehte sich der Platz. Die Häuser tanzten. Dächer waren unten. Zerrissene Glieder. Arme, Beine, zuckend. Hirn, hochgespritzt an Droschkenrädern. Aufragten Köpfe schwarzer Pferde. Blut. Blut, einsickernd in das Pflaster. Schlachtfeld.

Da hielt es ihn nicht mehr. Er stürzte zu Boden. Suchte des andern Kopf. Vergrub sich in ihn. Weinte. Blut zerrann mit seinen Tränen. Haar verklebte.

Er hielt den Kopf in beiden Händen.

Er küßte ihn.

Dann brach er zusammen. —

Arme ergriffen ihn.

EINSAM

Von Milo-Harbich

Meine Schritte schallen durch nächtliche Gassen. Warum ist Nacht? Weil ich einsam bin. Darum schallen meine Schritte? – Der Schall klettert an den Hausmauern hoch und bellt an die Fenster, daß sie klirren. Der Schall bellt wie eine Hyäne in der Wüste – bin ich deshalb einsam?

Meine Schritte schallen, und der Schall wächst und gebärt, und wächst und stürmt, braust – ein Orkan. Werde ich fortgewirbelt oder die anderen zu meiner Seite? Bin ich der Einsame oder die anderen? – Meine Schritte schallen. Ich bleibe stehen, aber meine Schritte schallen weiter. Geh' ich? – Nein, ein anderer geht. – Er kommt auf mich zu. Ist er einsam? – Ein Mann ist's. Seine Augen leuchten wie lautere Nächstenliebe. Leuchtet Liebe? Liebe glüht! Seine Augen glühen. Er hebt seine Hand. – Blut tropft. Rot, rubinrot. Wie rotes Nordlicht. Licht? Nein, es ist ja Nacht, und Sterne funkeln. Seine Augen sind's, die leuchten wie Sterne.

„Bist du ein Einsamer?“ frage ich.

„Nein, ich hing mit noch zwei anderen am Kreuz“.

„Am Kreuz?“

„Am Kreuz der Einsamkeit!“

„Bist du Christus?“

„Ich bin der Heiland.“

„Wen heilst du?“

„Die Einsamen.“

„Bin ich einsam?“

„Du hast mich.“ – – – – – – – – – – –
– – – – – – – – – – – – – – – – – –

Ein Tropfen Blut fällt auf meine Hand. – Die Gestalt ist verschwunden – Ich gehe. Meine Schritte heulen. Die Gasse wird blau. Jetzt grün – nun milchigweiß. – Am Horizont flammt rotes Licht. – Licht! – Tag ist's – Sonne! – Hoffnung! – Hoffnung? – Schlafen jetzt, schlafen. – – – – – – – – – –

Melodien küssen mich, durchduften meine Seele, Duft berauscht mich, trägt mich. Die Welt wird dunstig-blau – versinkt. Ich komme den Sternen entgegen, näher, näher.

Ich greife danach. Sie verschwinden. Warum? – Ich bin ein Einsamer! – – –

Die Häuser stehen blau in blau, und meine Schritte schallen. Der Schall verfängt sich in einer geöffneten Haustür. Ich folge dem Schatten meiner Schritte. – Ein niedriges Kämmerlein. Die Wände sind schief und stürzen. Die Stubendecke drückt auf die ärmliche Ausstattung. Drückt auf mich, beugt mich über ein Bett. Drinnen eine Gestalt liegt. Meine hohlen Wangen – spitzig stehen die Backenknochen heraus. – Tot? – Nein, die Augen klagen. Warum liege ich im Bett? Meine Hände sind schon kalt. Die Lippen blau. Die blauen Lippen meines Bildes im Bett stottern:

„Warum bist du von mir gegangen, meine Seele? Ich bin so einsam!“

„Weil ich das Leben suchte!“

„Leben ist der Körper, und den Körper ließest du einsam?“ – – – – – – – – – – – – – – –

Ich küßte die blauen Lippen. – Körper und Seele waren tot, zu zweien – und doch – einsam! – – –

DAS EKELN

Von Milo-Harbich

Der Ekel wurde geboren von einem Kuß. – Ich – sah den einen Kuß. – Ekel kriecht heran. Eitergeschwollener Moloch. Triefende Augen mit bleifarbenen Spiegeln des Lasters. Treibt mich, die Straße entlang, peitscht mich. Nein, nicht peitschen. Mit klebrig-kalten Händen, meinen Rücken heruntertastend. – – – – – – – 's ist Nacht. — Und doch so hell vom Ekel durchkraßt. Mondeslicht, Eitergelb, mischt sich mit Blau. – Grün. – Eine Katzenaugenleuchte. – – Häuser senken sich langsam auf mich – Schwarz – Violett gegen den Himmel. – Straßenlaternen, gelbe Gesichter mit fletschenden Mäulern, grinsen mich an. Werfen eckige Schatten auf die Straße – malen auf Pflastersteine gelbe

Augen. Bei jedem Schritt trete ich die Augen. Sie schreien, laufen aus. – – Die Arme der Bäume sind Schlangen. Langsam pendeln sie. Kaum merklich, und doch. – Zum Fluß treibt's mich. – Träge wie flüssiges Blei. Ueberall Wirbel. Rasend drehend. Es sind milchig-farbene Augen. Sie schielen mich an. Paaren sich. Der Mond geifert weißen Speichel ins Wasser. Der Sumpf stinkt. – – Zwei Kröten kriechen heraus. Gräßlich geschwollene Bäuche. Sie haben glühende rote Lippen. Sie küssen sich – – – – – – Ach – – könnt' ich schreien! – – – Fort – – – weiter! – – – –

Der Mond greint auf den Kiesweg. – Weg? – Nein, eine große Schlange ist's. Aussatz über und über. – – Hier – dort – überall, lastergeprägte Fratzen. Mit schwulstigen Kußlippen – – Wollen mich – küssen – – – – küssen – ! – – – – – Aus den Häusern heulen mich Gesichter an. – Masken sind's. Von schönen Frauen, die ich kenne. – Sie tragen Dirnenzüge. – Sie wollen mich küssen – – – – – – – – –

Ich bin in meinem Zimmer. – Ruhe – – Ruhe – – – –. Tot. – – – Ich streiche die wirren Haare von den Augen. Sehe in den Spiegel. – Ich habe gelbe Augen – mit bleifarbenen Rändern. – Und da – – da – ! – Ich habe rote, rote, dicke Lippen. – – – Ich komme näher, näher meinem Spiegelbild. – – Ich – – ich – küsse mich! –

Ekel durchspeit den Raum. – – – – –

DER HYPOCHONDER

Von Oskar Maria Graf

Er ging wie durch immer dichter werdende Nebelschwaden, die sich zufällig und ganz wenige Male wieder zerteilten, so daß Licht um ihn war und von ungefähr ein Gesicht traumweich in seinen Blick wuchs. Denn es ist wohl so, daß unsere Blicke, wenn sie sehen, dem Zufall unterworfen sind.. –

Von seinem Vater erzählte man sich, daß er einmal einer schönen Frau mit weichen, langen Elfenbeinhänden und großen, dunklen Augen, die in ihren späteren Jahren oft jäh aufschrillten wie ein sich wirr auseinander werfender Knäuel, wenn sie zornig war, den Dolch ins Herz grub und sich dann dem Trunk ergab. –

Solche Leute behaftet die romantische Nacherzählung, daß sie in einem Rinnstein zu sterben pflegen. Aber dieser Vater starb in irgendeiner Anstalt. – Von daher war eine Erinnerung an ein offenes Auge und ungeheuer giftiggelbe, hineingebuchtete Backen.

In einem Park traf dieser Sohn einmal eine Frau auf einer Bank. Wie ein Haufe Streu, den man vergessen zu haben scheint, dachte er beim Ansichtigwerden. Daraus wurde was wie ein philosophischer Schluß.

Dieser Schluß erdrückte alle Frauen, die er über seinen Leib gehen fühlte. Jedesmal ging er baden darauf, wusch sich fanatisch. Dann, durch viele Straßen, war seine Nase narkotisch von Modergeruch betäubt.

Beiläufig dazwischen ereignete es sich, daß er ein angesehener Sachverständiger wurde, eine Wohnung mit Perserteppichen sich einrichtete, abends genau zu einer bestimmten Stunde an einem Tisch saß, um den sich glänzend-beglatzte Köpfe mit Genickfalten zäunten. –

Sehr alt zertrümmerte er einmal ein Tizianbild, schnitt die Frau aus einer Landschaft. Hernach schoß er sich eine Kugel durch die Schläfen. –

Sein Vermögen fiel der Stadt zu. –

WILHELM HAUSENSTEIN: „Die Kunst und die Gesellschaft". *R. Piper & Co., Verlag, München.*

Eine soziologische Betrachtung der Stilphänomene. In den Handbüchern der Kunst ist die Frage nach dem Zusammenhang des künstlerischen Individuums mit den materiellen Kräften des Daseins bisher kaum berührt worden: Kunst als Funktion einer organisierten Gemeinschaft. Der Stil, diese „festgeschlossene Synthese aller Formen der Existenz" und seine Entwicklung werden auf Fragen des sozialen Lebens zurückgeführt. Die sozialökonomische Natur eines Gesellschaftsverbandes wirkt auf die Forminteressen der Kunst zurück, denn letztere ist nicht etwas, das sich aus der kulturellen Gesamtdynamik ablösen läßt. Sie ist Ausdruck der gesamten Vitalität einer Zeit, also auch der materiellen, animalischen. An einem Motiv, und abseits alles Stofflichen, wird das erwiesen im Verlauf der ganzen kunstgeschichtlichen Entwicklung: an der Darstellung der menschlichen Formen, des Nackten. Einer Begriffsbildung aus der Schule Saint-Simons folgend, ersteht der sozialästhetische Stufenbau: Perioden gesellschaftlicher Geschlossenheit („organische") und Perioden des Individualismus („kritische") wechseln, und jede preßt in den Stil ihrer künstlerischen Formen das Wesen der Organisation ihrer Gesellschaft. Man weiß, daß Hausenstein sein Wissen um die Dinge wie Wein kredenzt: Sinnliches, Kunst blüht auf, und grau entweicht die Theorie.

BUCHHANDLUNG

BENDER

DRESDEN-A.

WAISENHAUSSTR. 25

In den behaglichen Räumen liegen in häufigem Wechsel alle Neuerscheinungen sowie seltene ältere Werke aus

ZEITGENÖSS. BUCHKUNST
MODERNE LITERATUR IN ERST-AUSGABEN
ILL. BÜCHER / BÜCHER DER ARCHITEKTUR, DER KUNST UND DES KUNSTGEWERBES



KLEINE GROSZ-MAPPE

20 ORIGINAL-LITHOGRAPHIEN

„Dokumente menschlicher Unzulänglichkeit"

Nr. 1 – 20 signiert auf Japan: zwei letzte Expl. zum erhöhten Preise von je 90 Mark.
Nr. 21 – 120 zu 35 Mark.

10 % Teuerungsaufschlag!

Bestellungen nimmt entgegen:

DER MALIK-VERLAG
Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 76

Residenz-Kaufhaus G·m·b·H



Zeitgemäßes Einkaufshaus für Bedarfs- und Luxusgegenstände Neuerscheinungen des Aktions- und Kurt Wolff-Verlages usw.

Theater- und Konzert-Kasse

JANUAR HEFT

JAHRG. 1

1919

A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Januarheft — INHALTSVERZEICHNIS — 1. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1919 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden



OTTO LANGE, Holzschnitt: Kopf II

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

VIER GLEICHNISSE

Von Jan van Ruisbroek (1293 – 1381)
Aus dem Flämischen von F. M. Huebner

VON DER AMEISE

Es gibt ein kleines Würmchen, das man Ameise nennt. Es ist stark und klug und hat ein zähes Leben. Es wohnt gerne in der Gemeinschaft seiner Genossen, in heißem, trockenem Boden. Und im Sommer arbeitet es und speichert sich Korn und Speise für den Winter. Und es spaltet das Korn entzwei, damit es nicht auskeime oder verderbe, sondern damit man's nütze, wenn man nichts sonst mehr findet. Auch verliert die Ameise sich nicht auf fremde Pfade; alle benutzen die gleichen Wege. Und wenn der richtige Augenblick abgewartet ist, vermag die Ameise zu fliegen.

Ebenso sollen es die Menschen machen. Sie sollen stark sein in der Erwartung auf die Ankunft Christi und klug gegenüber den Gaukeleien und Einflüssen des Feindes. Sie sollen sich nicht leichthin für den Tod entscheiden, sondern für die Anbetung Gottes, und sie sollen sich neue Tugenden zu eigen erwerben. Sie sollen im Gesammeltsein ihres Herzens und ihrer Kräfte wohnen und nachgeben dem Heischen und Nötigen der göttlichen Einheit. Sie sollen in heißem, trockenem Boden wohnen, zu verstehen: in starker Liebesglut und großer seliger Unrast. Und sie sollen arbeiten im Sommer dieses Lebens und die Früchte der Tugend aufspeichern für die Ewigkeit und die Früchte entzweispalten. Deren eine Hälfte ist dafür, daß sie immer nach der hohen, wonnereichen Ewigkeit trachten und die andere Hälfte, daß sie mittels der Vernunft sich immer, so sehr sie können, in der Hand behalten mögen und die Zeit abwarten, die Gott ihnen angesetzt hat: so bleibt die Frucht der Tugenden wohl angewendet für die Ewigkeit. Und man soll keine schweifenden Pfade noch fremdartigen Erregungen aufsuchen, vielmehr den einen Weg der Liebe bei allen Stürmen einhalten, durch welche uns die Liebe führt. Und wenn man die Zeit abwartet und sich beharrlich allen Tugenden widmet, so vermag man Gott zu schauen und emporzufliegen in seine Verborgenheit.

VOM WASSER UND FEUER

Wenn das natürliche Feuer vermöge seiner Hitze und seiner Kraft das Wasser oder eine andere Flüssigkeit zur siedenden Aufwallung gebracht hat, so ist das die Höhe seiner Betätigung. Alsbald kreiselt das Wasser und fällt dann wieder auf seinen ursprünglichen Stand; hierauf wird es wieder durch die Kraft des Feuers hinaufgetrieben zu erneutem Aufwallen; und so ist allezeit das Wasser in Wallung und das Feuer ist allezeit antreibend.

In dieser selben Weise wirkt das inwendige Feuer des Heiligen Geistes. Es treibt und stachelt und erhitzt das Herz und alle die Kräfte der Seele bis zum Aufwallen, nämlich bis zum Ausbruch des Dankens und Lobens gegen Gott. Hiernach fällt man wieder auf jenen anfänglichen Zustand, wo der Geist Gottes ruhig brennt, dergestalt, daß das Feuer der Liebessehnsucht allezeit brennt und der Mensch mit Worten und Werken Gott allezeit dankt und lobt. Und hierbei bleibt der Mensch ständig unterhalb seiner selbst, derart, daß einem hoch und steil erscheint, was man verrichten soll und gerne verrichten möchte, aber für klein erachtet, was man wirklich vollbringt.

VON DER SONNE UND DER ERDE

Wenn der Sommer naht und die Sonne höhersteigt, zieht die Sonne die Feuchtigkeit aus der Erde durch die Wurzeln und den Baumstamm ins Geäste; und hiervon kommt Laub, Blüte und Frucht.

Es ist dasselbe, wenn Christus, unsere ewige Sonne, in unserem Herzen aufgeht und höhersteigt, derart, daß sich über den Schmuck unserer Tugenden Sommer ausbreitet. Er sendet dann sein Licht und seine Wärme in unsere Begierden, zieht das Herze weg von aller Vielfalt irdischer Dinge, bewirkt Einheit und Innerlichkeit, läßt das Herz wachsen und sich belauben voll inniger Liebe, läßt es aufblühen voll sehnsüchtiger Andacht, läßt es Frucht hervorbringen voll Dank und Lobpreisung und läßt es Frucht ewiglich besitzen, in demütigem Weh ob der eigenen Unzulänglichkeit.

VON DER BIENE

Betrachtet die kluge Biene und handelt wie sie: sie wohnt in der Einheit inmitten des Schwarmes von ihresgleichen. Und nicht im Sturme, sondern bei Sonnenschein und wenn das Wetter ruhig und heiter ist, fliegt sie aus zu all den Blumen, wo Süßigkeit zu finden ist. Sie rastet auf keiner Blume, weder bei ihrer Schönheit noch bei ihrer Süßigkeit; aber sie saugt aus ihnen Honig und Wachs — das ist Süßigkeit und Leuchtstoff — und trägt beides heim in die Einheit ihres Schwarmes, auf daß sie zu großem Nutzen daraus Frucht ziehe.

Wenn in das aufgetane Herz Christus, die ewige Sonne, hineinscheint, so beginnen davon das Herz und alle die inwendigen Kräfte zu sprießen und zu blühen und sich anzufüllen mit Freude und Süßigkeit.

Wer also klug ist, wird es machen wie die Biene und mit Vorsicht und Wahl und Plan zu all den Gaben und all der Süßigkeit fliegen, die er je empfunden, und zu all dem Guten, das Gott ihm je angetan hat. Und er wird mit inniger Aufmerksamkeit und mit dem Lichte der Liebe alle die mannigfachen Schätze des Trosts und der süßen Habe prüfen, und er wird auf keiner Blume der Gaben sich verzögern, sondern, beladen mit Dank und Lobpreisung, wieder heimfliegen in die Einheit, wo er bei Gott ausruhen darf und wohnen in Ewigkeit.

DIE FREMDE

Hertha Triepel

Wo bist daheim, fremd Mägdelein?
Du gehst so müden Schritt! –
„Ich ruht' auf manchem Meilenstein,
Mein' Heimat weiß ich nit. – “

Was trägst Du in dem Bündlein
An Deiner weißen Hand? –
„Ein Hemdlein und ein Windlein,
Dazu ein Wiegenband;

Zwei Leuchter und zwei Kerzen,
Der Lieben Frau'n zu weih'n, –
Und unter meinem Herzen
Ein armes Kindelein.“

DIE ZEIT

Hertha Triepel

Aus Ewigkeiten in die Zeit
Verstieß uns, Herr, Dein Wille,
Auf daß in Streit und Widerstreit
Sich unser Wert erfülle.

Und Dorn und Disteln trägt das Land,
Und unser Werk ist eitel,
Denn fürchterlich steht eingebrannt
Dein Fluch auf unserm Scheitel.

Du schufst die Zeit gleichwie ein Buch
Von sehr verworr'nem Wesen,
Und wer's erfuhr und nicht ertrug,
Den willst Du nicht erlösen. –

Noch rätsle ich am jüngsten Sinn
Der wunderlichen Lettern —
Und weiß, wenn ich am Ende bin,
Werd ich es doch zerschmettern.

Denn alle Zeit ist krank und matt
Und kann Dich, Gott, nicht ründen, –
Nur: wer sie nicht verwunden hat,
Kann Dich nicht wiederfinden.

SYLVESTERS NACHTLIED

Dietrich

Hätte ich eine Liebe,
Ich würde wohl noch gesunden,
Aber ich bin so müde
Von Wirrwarr und Wunden.

Der mir den Wahn, zu „wissen",
In das Gehirn gegeben,
Hat es auf dem Gewissen,
Mein einsames, elendes Leben.

Ich möchte ihn wohl einmal fordern
Zum Zweikampf mit meiner Härte,
Aber ich muß ja vermodern
Im traurigen Schlamme der Erde.

Daß ich zu Menschen gehe
Und um eine Liebe ringe?
Man würde mich fremd ansehen
Als einen der Sonderlinge.

PILGER

Dietrich

Ich suche Dich in allen Häusern der Stadt;
Wo wohnst Du, Gott? –
Meine Glieder sind vom Wege matt.
Ich suche nach einer Lagerstatt;
Alle ahnende Angst, die nicht Ruhe hat,
Ruft nur Dich, mein Gott, –
Allen eisigen Haß, alle lasternde Lust
Hab ich durch Dich nur leiden gemußt. –
Aber nur Raben umkreisen meinen Schädel,
Fraß der Hyänen ist mein Leben; –
Lache, Bajazzo! Tanze, Mädel!
Der Himmel ist heilig, die Menschheit ist edel,
Und der Papst hat uns alle Sünden vergeben...
Warum schläfst Du, mein Gott!...

LOS

Dietrich

Ins Nachthaus fällt mein mondbleiches Los,
Und das schwarze Gesicht des Kreuzes
Bricht schluchzend einer Frau in den Schoß.

Ein Kleid später Rosen,
Fällt der Himmel allmählich
Auf meine Gedanken
Und macht mich selig.

Dann laß mich ziehen
Allein durch Nachtstraßen,
Laternen blühen,
Mein Blick nach oben
Weltenthoben
Ins Grau,
In den unerklärlichen
Blick einer Frau.

DER WIEDERGEKREUZIGTE

Paul W. Eisold

Da sich das Marterholz in seinen Leib gebohrt,
Schrie wild das Weh ihm auf, das ihn verzückte,
Daß jäh der Nebel riß, der sein Gesicht umflort

Und also ihn in größre Hölle nur entrückte:
Was schmilzt mein Leib hin, Vater, da der Geist
Noch immer nicht den blutigen Wahnsinn überbrückte,

Daß Menschheit sich wie blind an Gräßlichkeiten speist:
Ich kann nicht sterben, Vater, während die verderben!
So riß sein Mund, vom Golfstrom Liebe jäh durchkreist,

Den schwarzen Himmel wimmernd über sich in Scherben
Und nahm das Licht, das singend mildem Schoß entquoll,
Es streuend seines Leibes peinverbrannten Kerben;

Sich schwingend füllen unersättlich übervoll,
Und sprang vom Kreuz in Fluch und Hasses dumpfes Branden.
Von tausenden Posaunen gelle Stimme schwoll

Geballter Schrei donnernd ob schwarz gezackten Landen
Und Menschenwäldern, tief verstrickt in böse Lust,
Die dunkel frierend einsam im Morast sich wanden.

Der Heiland aber ging sehr leicht, und unbewußt
Rollten ihm Städte, Länder unter seine Füße;
Auf seinen Lippen blühte rot der Liebe Blust,

Aus seinen Händen wuchs der Freundschaft hymnisch Süße.
Gewaltig Melodie zerstückte starre Nacht,
Aus Gottes Kelchen schleudernd Meere lichter Grüße.

Er stieg hinab, ein Balsam, in den tiefsten Schacht
Von Aussatz furienhaft umtoster Kasematten,
Da Menschen, die sich rasend selbst zum Tier gemacht,

Verlöschten fluchend elend zwischen Wurm und Ratten,
Auf Seuchenfeldern sich zerfleischten wahnbeschwert,
An marmornen Kaminen froren, bleiche Schatten.

In Herzen krallte Wortgebirg, so, unversehrt
Der bösen Schönheit, sich in dumpfer Qual erhingen;
Er ist gefüllter Becher, denen eingekehrt,

Die linker Schächer schwarz im Abendmeer zergingen.
Er strömte hin, entriegelt, blanker Güte Born,
War Bruder, sanftes Öl, schmerzlich erfülltes Ringen.

Und als er also segnend wallte durch das Korn,
Verstreutem Worte ungeheuerlich erschlossen,
Verzerrte geisyrhaft schönes Gesicht der Zorn,

Da zischend Tier, stinkend verschlammter Gossen,
Beaasten Leibs zerwälzte seiner Macht Geviert
Und war gesteilt zum Gaurisankar aufgeschossen,

Eh noch sein Hauch der Lippen milden Bug passiert.
Entsetzen klaffte schreiend in des Heilands Zügen,
Frech eine Dirne, brunstverwirrt und unfrisiert,

Soff toller Hände Blut aus seinen Himmelskrügen,
Zerriß das Licht mit einem einzig losen Lied,
Und ächzend fiel in Staub die Welt aus schwarzen Pflügen.

Da schlug der Heiland wieder sich ans Kreuz und schied.

GENUG, GENUG!

Paul Adler

— Ah, ist ein Gott? – Und auch hier diese Not!
Immer wieder dieser immerwiederholte Tod!
Der Tod des Herzens und tiefster Betrug.
Und war alles das nicht genug?

Wozu denn? Erde! Taub und blind.
Welch ein Vater, Gott im Himmel, zu Deinem Kind!
Und Du bedenkest nicht, Blut, daß wir weinend sind,
Nein, kein Abschaum je so zu seinem Säugling und Kind!
Welcher Mörder stürbe nicht dran vor Gram und Elend. O, genug!

Genug, genug! Es erlosch das Licht.
Ich zwar liebte Dich, Christus. Du aber liebtest mich nicht.
Du sprichst, Du bist unser Freund.
Es ist umgekehrt, Messias. Wir ganz allein sterben alle nur für Dich.
– Und ist es nicht genug, daß wir sterben müssen! —
Es kommt Ostern. Und Du bist irgendwo im Äther und beweint.
Doch verflucht vom Vater und reglos. — Wie oft war Ostern,
Und Du kommst nicht wieder, unser Freund!

Schatten! Strahlen! Kein Leib? – Und hat nicht Thomas Dich gespürt?
Nicht die Dirne, jetzt im Garten, Dich gerührt!
Und jener war doch ein Heiliger. — Und ich, bin ich der Böse?
Ich bin doch ein Jammer und kein Hund. —
Doch keinen Wurm je erschlüg ich mit dem Millionstel an List,
Noch schlüge ein Mörder je Fliegen also wund,
Wie Du, Gott, zu uns allen bist!

Deine Wohnung wie im Wahnsinn. Und scheint Dein Tagwerk uns gewiß,
Dein Geschöpf, von dem Du sprachst: Es ist gut.
Sieh, dann verführte es wie Du selber. — Und es wird nie und nimmer gut
Dein Werk. Es verreckt an des Teufels Biß.

Unschuldig sind wir; alle Lämmlein. Wir lieben uns. Und Du läßt es nicht zu.
Wir lieben uns nach Deinem Gebot.
Doch da kommst Du, irrer Irrenwärter. Und schlägst alles tot.
Rings um Dich heut oder morgen. Und lieb ist Dir ewig nur das Nichts.
— Es ist Ostern, Erlöser. Und die Welt bangt in der gleichen Not.
Und es ist Grab. Und der Teufel, er herrscht weit sichrer als Du,
Vater und Sohn! Und er fährt in Dein Wein und Brot!
Wo ist der Tröster, Herr! – Und Du, Jeschu ben Josef, Du sähest dem zu?
Nein. – Zumindest, wenn Du ein Mensch und ein Jude warst —
Und Du blähtest Dich groß auf diesem Leichnam, der barst!
Geist und Flamme? — Doch bist Du es nicht, der da spaltet all unser Wissen
Auf diesem Staub. — Und ist es nicht genug, daß wir sterben müssen? —

DAS RELIGIÖSE BEWUSSTSEIN DES EXPRESSIONISMUS

Von Eckart v. Sydow

Die geistige Revolution Mittel-Europas, welche den Namen des „Expressionismus" führt, scheint auch die religiösen Tendenzen wieder neu erkräftigen zu wollen. Es ist dies ganz besonders überraschend; denn: hatte nicht Nietzsche als größtes Verdienst dies gewonnen, daß er den Gott getötet hatte? Und nun regen sich, zum mindesten in den verschiedenen Bekenntnissen expressionistischer Führer, „atavistische" religiöse Neigungen in ganz unzweideutiger Art. So hat Franz Marc als das Problem seiner Generation „die mystisch-innerliche Konstruktion" bezeichnet und als das Ziel der jetzigen Moderne ganz konsequent: „durch ihre Arbeit ihrer Zeit Symbole zu schaffen, die auf die Altäre der kommenden geistigen Religion gehören und hinter denen der Erzeuger verschwindet". Kandinsky gar redet von der „göttlichen Sprache", die Menschen brauche, um von Menschen an Menschen gerichtet werden zu können, – von dem „Ewig-Künstlerischen", „welches durch alle Menschen, Völker und Zeiten geht . . . . und als Hauptelement der Kunst keinen Raum und keine Zeit kennt". Deutlicher noch in seiner charakteristischen Unbekümmertheit proklamiert Kasimir Edschmid die Kunst als eine „Etappe nur zwischen den Menschen und Gott", – sie ziele über den Moment nach Ewigkeit, nach dem Einfachen, Allgemeinen, Wesentlichen; denn erst unter dem Äußeren liege das Dauernde, Ewige, – „in gesteigerter Sehnsucht Gott zu suchen, durchdringt die Schöpferkraft die Welt und steigt über sich hinaus. Das Werk . . . wird der ergreifende Ausdruck der Sehnsucht der Zeit nach dem Unendlichen".

Man hört überall in den deutschen, deutsch-russischen Erklärungen das Pathos, das aus dem Erfühlen der Ewigkeit, aus dem Willen (vor allem) zur Ewigkeit quillt. Doch ist der Sprachgebrauch, der so altertümelnd den Namen Gottes verwendet, äußerlicher als man zunächst glauben möchte. Denn das Wesentliche, was die moderne Kunst aus der christlichen Mythologie übernommen hat, ist nicht der Gedanke des transzendenten, persönlichen Gottes, den eine Kluft vom Menschlichen und Weltlichen trennt, sondern die Konzeption des *Erz-Engels*. Kaum ein einziger Lyriker wagt den Namen Jehovas zu nennen; wie in alttestamentarischer Scheu hält hier die Sprache und die Vorstellung inne. Nur der Engel tritt im Strahlenglanze seines Lebens auf. Denn der moderne Mensch ist zu selbstbewußt geworden, als daß er eine ewige Wirklichkeit jenseits der Sterne über sich dulden könnte. Auch als religiöser Mensch, – gerade als Religiöser, – steht er zwar der Ewigkeit nahe, aber doch auch wiederum fern; – gerade nämlich in jenem Punkte steht sein innerstes Lebensgefühl und Wollen, wo die Wirklichkeit entspringt aus dem Absoluten, – gerade in jener Schicht, in welcher sich die Schale der Wirklichkeit anschmiegt an den Kern der Ewigkeit, Göttlichkeit. Hierfür ist Symbol der Engel: der ist nicht identisch mit der Ewigkeit Gottes, sondern nur ihr Werkzeug; er ist nicht identisch mit der rastlos fließenden Momentaneïtät des Augenblicks der Menschlichkeit, sondern nur deren idealisiertes Ähnlichkeitsbild. So ist er rastloser Bote aus dem Jenseits in unsere Welt, Mittler (im eigentlichsten Sinne) zwischen Mensch und Gott, der wahrhafte Übermensch und Untergott. So schwebt er inmitten der ungeheuren und doch stetig von ihm durchflogenen Kluft, die Gott vom Menschen trennt, – aber dem Schöpfer doch irgendwie näher als dem Menschen.

Dies Symbol der Ewigkeit, vielmehr des Hinweises aus der Ewigkeit ins Vergängliche und aus dem Vergänglichen ins Ewige, ist höchst bemerkenswert. Denn würde der Name Jehovas zum Kristallisationspunkt unserer Religiosität, so wäre nicht Mystik, sondern Ekstatik unser religiöses Teil; nunmehr aber ist es die *Mystik*, der wir anheimgegeben sind.

Freilich einer Mystik, die wesentlich anders ist als die des Mittelalters. Denn jene alte, eigentliche Mystik wandte sich ab von der Wirklichkeit; sie fühlte, ihr Angesicht dem Gotte zugekehrt, hinter sich irgend etwas wie eine Luftleere, eine ängstigende Bosheit. Ihr Ziel war letztlich die Ekstase, die den Menschen heraushebt aus der Umwelt, aus der Einheit auch mit den Mitmenschen. Denn mag sie auch noch so sehr voll wirbelvoller Lebendigkeit stecken, sie hat als Sinn doch das restlose Eins-Sein mit jenem Gute, das nicht von dieser Welt ist: das völlige Leben im himmlischen Jerusalem, über dessen Eingangstore der Ver-

heißungsspruch steht: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes!"

Man mag über diesen Satz denken wie man will – (er ist die Tröstung unzähliger Mühseliger und Beladener gewesen) –, so besteht er doch heute nicht mehr in seinem alten überirdischen Glanze wie vordem. Die Ruhe ist gründlich verscheucht aus unserer modernen Welt: äußerlich durch den Kapitalismus, innerlich durch die aufpeitschende Dogmatik Nietzsches. Ihn, den Leitstern unserer jüngsten Vergangenheit, hat man in sehr unkluger Weise als den „Mörder Gottes" bezeichnet. Sehr unklug –: denn er trat dem Gotte mit offenem Visier und vor allen Völkern Europas entgegen; und sehr falsch –: weil er in Wirklichkeit gar nicht das Göttliche Wesen in seiner Totalität tötete, sondern nur sozusagen die eine seiner beiden Hälften niederschlug, um in die andere Hälfte alle Macht und Lebendigkeit hineinzupressen. Diese zweite, unendlich kräftige Hälfte der Göttlichkeit nannte er das „Leben". Diese mythologische Gestaltung des „Lebens" gewann die wundervolle Gewalt und das unheimlich Unbezwingbare der Reden Zarathustras: den allmächtigen Überschwang der Lebendigkeit und des Willens zur Macht. Seit Nietzsche beherrscht unsere Bewußtheit immer stärker der Trieb: immer weiter um uns zu greifen, immer intensiver und extensiver zu erleben. Die Beweglichkeit und Bewegtheit faszinierte unsäglich. Die Ausströmung des göttlichen Wesens usurpierte alle Energie: im Hochdruck sprühte die innerste Kraft der Welt ins Grenzenlose!

Die Tat des Kapitalismus und des Nietzschetums wirkt auch heute noch weiter. Ganz unbegreiflich wäre es ja, wie eine solche tiefstgreifende Umwälzung aller Wertungen nun etwa sich sogleich ganz anders wenden lassen sollte. Wohl ist die Ruhe wieder eines jener alten Dinge, nach denen wir Sehnsucht haben, aber wir erreichen sie noch nicht. Wie die Hände Ruderern noch zittern in der ersten Muße nach langer anstrengender Fahrt, sind so auch unsere Seelen noch tiefstbewegt von allen Zufälligkeiten der jüngst verflossenen Epoche? Doch nicht! – sondern: wie Ruderern die Hände vor Erregung zittern, wenn sie vor einem neuen Start sich auf die Ausfahrt vorbereiten? Nein, auch so nicht! – sondern: wie in einer Mischung von beidem: Rückkehr und Wieder-Ausfahrt! In dieser schwer beschreibbaren Mischung von Willen zum Ausruhen und Angespanntheit zur Weiterfahrt liegt das Eigentümliche unserer gegenwärtigen Situation, Haltung der Geistigkeit unseres Herzens und Gedankens!! Denn selbst jener Künstler, dem es noch am ehesten gelingt, aus der Vielfältigkeit der Umwelt die Geistigkeit zurückzuführen in den alleinen Ausgangspunkt der Göttlichkeit und Begrifflichkeit, – auch Schmidt-Rottluff noch steht gewissermaßen diesseits Gottes, nicht in ihm. Seine Werke tendieren immer stärker dahin: die Welt so zu geben, wie sie der göttliche Geist im Momente der Schöpfung sah, während er ihre Namen dachte und aussprach. ***Expressionistische Kunst ist Ausdruck der problematischen Mischung des Hinstrebens zum Göttlichen, Begrifflichen und des Willens, neu gekräftigt wieder an das Tagewerk der Zeitlichkeit zu gehen.***

Die heutige Religiosität der Expressionisten ist eben nicht eindeutig christlich, noch weniger freilich nietzscheanisch. Es kreuzen sich vielmehr in ihr beide Arten des religiösen Welterlebnisses. Denn nicht das ruhige Allgemeine des Absoluten, auch nicht die Ruhelosigkeit der Momentanëität herrscht in ihm. Sondern das Gesicht des modernen Menschen ist zwar wieder der dunklen Tiefe der Gottheit zugekehrt, – aber nicht so: daß er (wie der mittelalterliche Ekstatiker) im Rücken irgend eine Feindseligkeit spürte, sondern so: daß er genau weiß, hinter ihm liege eine Welt voll Glanz und Fülle, Kraft und Größe, von der er sich nur abwendet, weil es ihm notwendig und erfreulich erscheint, ältere, tieferliegende Schichten seines Wesens neu zum Leben der Gegenwart zu erwecken, – Schichten, die doch auch (wie spätere) im Feuer leidenschaftlichen Erlebens glühen sollten, doch noch erstarrten und verkrusteten. So ist der Mensch unserer Zeit gleichsam im ruhigen Fluge dem Absoluten zugewendet, um doch in irgend einer lehmbruckhaften Biegung seines Körpers, seines Halses die Bereitschaft und den Willen zu erneuerter Umkehr und vertiefterer Arbeit zu verraten.

Nicht ganz richtig ist es daher, eine starke seelische Verwandtschaft zwischen Theosophie und Expressionismus heraustüfteln zu wollen. Gewiß ist die Theosophie weniger quietistisch wie die alte Mystik, sie glaubt an eine vage Vervollkommnung des göttlichen Geistes während seiner Arbeitsamkeit innerhalb der



OTTO LANGE, **Holzschnitt: Lesender Akt**



OTTO LANGE, Holzschnitt: Parklandschaft



OTTO LANGE, Holzschnitt: Fünf Katzen



OTTO LANGE, Holzschnitt: Akt mit Hut

irdischen Welt, in den Masken der Einzelmenschen. Aber trotz aller Achtung vor der gegenwärtigen Lebendigkeit liegt der höchste Wert dem Theosophen doch im Kern der Welt, nicht in ihren bunten Schalen. So steht er dem Christentum näher als dem Expressionismus.

Man darf mit gewisser Einschränkung sagen: der deutsche Geist hat nun wieder den unmittelbaren Anschluß an die Weltseele gefunden wie in den Tagen des Mittelalters, und zugleich das Bewußtsein für die Berechtigung der Existenz überhaupt, wie zu den Zeiten Goethes fast. Aus dieser religiösen Einstellung in die doppelte Bewußtseinrichtung: auf das Absolute *und* auf das Weltliche hin und zweitens aus der einfacheren Blickrichtung auf das Absolute allein, ergeben sich die *zwiefachen Formungsmöglichkeiten der expressionistischen Lebendigkeit.* Zwar liegt solcher Doppeltheit des Expressionismus zunächst der Lebens-Willen zur Einfachheit und Größe zugrunde: zur Größe — denn wo wäre eine Kraftquelle, die sich mit dem Absoluten vergleichen könnte? und zur Einfachheit — denn hierzu zwingt sie die Nähe des Absoluten, dessen verzehrendes Feuer nichts Raffiniertes duldet, sondern ans Primitive zurückverweist. Aber diese innerste Quelle primitiver Monumentalität kann sich in zwiefacher Richtung ein breites Flußbett bahnen. Denn einmal mag sich der Geist, zurückgewandt zum Göttlichen, so seine Welt im Kunstwerk gestalten, daß die Grundlinien allgemeiner Art immer stärker hervortreten. So formen sich dann die allgemeinen Bilder der Dinge, der Begierden, der Begriffe, der sozialen Verhältnisse: zum *abstrakten Expressionismus.* Oder aber der Geist spürt den Ausstrom des Lebens aus seinem absoluten Kraftreservoir hinaus in die Einzelheiten der Wirklichkeiten. Auch diesem Expressionismus raubt die Primitivität den Willen und das Vermögen zur klaren Umschreibung der Einzelheiten der Welt: das Gegenständliche ruht auf Unendlichem, und dessen Lebensfülle überflutet den engen Raum der natürlichen Gegebenheit. Es weitet sich alles aus, wird größer, machtvoller, intensiviert sich in der Weite und berauscht sich: im *ekstatischen Expressionismus.* Vielleicht kann man diese zweite Art auch als „barocken Expressionismus" bezeichnen, denn gemeinsam ist ihm und dem Barock der Sinn für die Überschwänglichkeit und die unbezähmbare Glut des Herzens. Zwei Richtungen des Expressionismus (deren Analyse spätere Aufsätze gewidmet sein mögen) sollen hiermit angedeutet sein: der absolute und der ekstatische Expressionismus. Diese beiden Richtungen werden wir überall wiederfinden in unserer Gegenwartskunst: in Schmidt-Rottluff und Nolde, Werfel und Becher, Hasenclever und Kaiser. Überall aber pulsiert in überaus engen oder überaus weiten Adern das Blut der expressionistischen *Primitivität und Leidenschaftlichkeit.*

MALEEN *Von Will-Erich Peuckert*

Es mußte gewiß einmal wahr werden, was die alte Siebelt-Hanne gesagt hatte, als jung und neu Maleen geboren ward. Denn Maleen hatte eine Glückshaut, eine feine silbrige Glückshaut, — und war dazu noch ein Sonntagskind. Und Sonntagskinder sind doch eben Glückskinder. Wenn's auch Pitter Ahrens, der Schnuckenhirt, nicht wahrhaben wollte. Der meinete, es sei ganz egal, an was für einem Tage der Mensch geboren werde. Nur der Planet bestimme es. Und das müsse so sein, denn er sei in den Krebsen geboren, und darum ginge ihm auch alles rückwärts im Leben. Und schließlich sei er eben Schnuckenhirt geworden.

Aber die Hanne Siebelt lachte nur und schüttelte den weißen Kopf. Was mußte der Schnuckenhirt davon wissen! Sie ging lieber hinaus und hielt den kleinen Wurm in die helle frohe Mittagsonne.

Der Kuckuck schrie, und der Fliegenschnäpper verlor eine weiche Flaumfeder, als er zur Bank flog, unter der er seine Jungen hatte.

Die alte Hanne aber hielt Maleen hoch und sang dazu halblaut in den Zähnen:

Blinke, blanke
de Weg entlange –
hör de Kuckuck roope.
Dacht, et wär min leeve Kind,
da war et en oll swartt Drossa –

Und Maleen wuchs groß zum Mädel, frisch und jung wie der hellichte Johannistag, blond und blau – und hatte sehr wunderliche Augen. Der alte Schnuckenschäfer, der inzwischen so alt geworden, daß er nur noch lange in der Tür saß, kicherte und lachte in sich hinein. Denn er wußte es genau, daß das Mädel im

Zeichen des Morgensterns geboren sei, und daß sie hell und licht sein müsse.

Es begab sich aber, daß Vater Wendelhorn eines Tages wunderlich erregt aus dem Walde kam und sich oft verschluckte beim Reden, so daß lange kein vernünftiges Wort von ihm kam. Und immer noch, als sie schon lange bei der Suppe saßen, würgte er Worte von sich. Bis endlich sie alle es wußten, — hinterm Dreisteine, dicht am Wege, im niederen Holze habe es gesessen, seidig und bunt wie ein Vogel, glitze wie Glas und süß, daß Engelstimmen es nicht übertönten.

Aber was es eigentlich war, wußte er auch nicht. Und sie rieten alle, ohne es zu treffen. Da legte Maleen schnell den Löffel hin, nahm das Kopftuch noch in die Hand und ging hinaus in den Plentnerschlag zu den Steinen. Sie schritt aber über dreierlei Wasser und über drei Wege.

Es war ein feines Singen in der Luft, und die Hagrosen glühten, — im Hollerbusch war ein Wind, gleich als redete er vor sich, — der Machangel wuchs ganz spitz in den tiefen blauen Himmel – und ein Vogel sang. Es klang so fein wie Liri-ti-leide und zicküüüh.

Aber wie sie hinauskam zu den drei Steinen, da war kein gläsern seidig Etwas dort, — nur ein hoher stolzer Machangel glomm zwischen den Felsen — und es war doch sonst nie einer dort gewachsen. Und die Steine waren wie immer und doch anders.

Und ernsthaft wippte auf dem Machangel der Kuckuck und rief:

Blinke, blanke
de Weg entlange, —
hör de Kuckuck roope.
Dacht, et wär min leeve Kind,
da war et en oll swartt Drossa.
— — —

Und Maleen saß und saß, — und der Vogel sang und sang — und die hohen Stämme ringsum wurden immer höher und immer finstrer, und zwischen den Stämmen kam der Nebel hervorgekrochen und wehte in Schleiergewändern und bleichen Tänzen. — Und der Vogel sang immer noch.

Und dann kam einer den Weg gegangen, das war ein ungefüger grober Klotz, ein rechter Bärbeißer, der Schmied von Klein-Iser. Und er sah das Mädel, und er hörte den Vogel und fing an: „– Deern, dat wird di rasch kolt warn – “, aber er konnte es gar nicht aussagen, so mußte er hören.

Und dann kam oll lütt Durbeen, der Schneider von Haindorf, — der war wohl ein kleines fixes Männel, und er fing gleich an: „Du, Schmed, wat — — —“ aber da war er auch schon ganz still und horchte nur.

Und sie kamen alle, — auch Vater Wendelhorn und die alte müde Hanne und ganz hinten der wacklige zittrige Schnuckenschäfer. — Aber der Vogel saß jetzt in Maleens Händen und sang und sang. Und Maleen ließ ihn nimmer von sich. Und alle horchten.

Aber endlich sind sie doch heimgegangen. Und zuletzt auch Maleen.

Und am andern Tage sang auch Maleen. Und das war sehr wunderlich. Denn sie hatte vorher nie recht den Mund aufgetan. Aber jetzt sang sie:

Dornbusch, so weet, so weet,
wat hättst so en schlohweet Kleed —
Dornbusch, stehst ganz alleen,
wo hett he 's Herz von Maleen.

Und sie sang, daß allen Leuten das Herz wehtat. Und wenn man sie fragte, was sie so wunderlich singe, sagte sie nur, sie wüßt' es nicht anders. Aber weil sie so süß sang, mußte es jeder hören, immerzu, und sie sagten bald, der glasene seidige Vogel möchte wohl in Maleen sein.

Und keiner mochte mehr irgendwas tun. Nur Maleen zuhören.

Des Schmiedes Frau war ein böses, hageres Weib, die so recht den Teufel im Leib hatte, den Geizteufel. Sie mußte nur immerzu scharren und wuchern. Und jeden Groschen sparte sie in eine eiserne große Kiste.

Der war es bitter und sauer, daß jetzt der Schmied Hammer und Zange ließ und bei Tag und Stunde nur hören mußte, was Maleen sang. Drum mochte sie es ihm gern verleiden. Lachte und hieß das Jungmädel närrisch. Und der Schmied hatte keinen guten Tag mehr im Hause.

So dachte er zuletzt: das Mädel singt immerzu, ich mag nicht mehr arbeiten. Vielleicht still ich sie. Er mochte ihr aber nichts tun, denn er hatte sie viel lieb. Und ratschlagte: sie klagt um ein Herz. Ich will ihr eins machen.

Schloß die Schmiede zu, stopfte vor Tor und Tür dicke Tücher und Säcke, daß kein Tropfen Lied hereinkönne, und ging dran, schmiedete Maleen ein Herz. Aber soviel Eisen er auch ins Feuer hielt, wenn er sie fertig geschmiedet, waren sie doch rauh und kalt. Und wußte doch, Maleens Herz mußte warm und rot sein. Da rief er den Jungen, der mußte ihm den Arm schlagen, bis Blut sprang, das tat er ins Eisen, machte ein Herz und gab es Maleen. Aber sie sagte, es ist nicht das richtige. Und wie sie es hielt, zersprang es in ihren Händen.

Er dachte: ich schaff es nimmer, und ging betrübt heim.

Aber der kleine Schneider Durbeen machte nun ein Herz ganz künstlich aus schwerem Samt und brennender purpurner Seide. Und dachte, vielleicht ist's so. — Aber Maleen nahm es und wog es in den Händen, und der Wind nahm's und blies es über den Hagen.

Es waren Tage, da stand der Wald in weißer Seide und war weich und hell am Abend. Alle Zweige und Ästchen waren mild von glitzernden Scheinen, und die Heide blühte silbrig heut. Alle Wollgrasstengel flockten und die andern auch. Aber die späten Rispen des Windhalms trugen sichtige Perlen.

Und Wendelhorn stapfte schwer nach Hause. Und es würgte ihn Rede. Und erzählte seltsam beim Nachtessen. Denn er war heute nur fern um die Dreisteine gegangen, und dort hatte es geleuchtet. Als glühe ein lohes Feuer. Und tanzten tausend sprühe Flämmchen. Und ein Klingen war in der Luft von weiten erzenen Glocken.

Da sprang es gewaltsam in Maleen. Sie saß und saß. Und tat keine Rede, aber ihre Augen flackten und glühten sehr. – Die andern sahen es nicht. Aßen ihre Suppe und redeten von der kranken roten Kuh und vom verlaufnen Jungen. Und heimlich schlich Maleen in den weißen Wald.

Rannte, bis sie heiß und atemlos an den Dreisteinen war.

Irr stiebten Flocken, — weiße Brauttänze.

In den Dreisteinen war kein Singvogel mehr und auch kein Machangel, — aber aus den Steinen wuchs ein hager Strauch Rosengeäst. Die Blätter waren fein und zahnig. Und er hatte Blüten. Aber oben war eine blutrote Knospe, — die konnte nicht aufbrechen. Doch die andern blühten. Und war eine Helle dort, als schiene die frühe Sonne.

Und Maleen wußte plötzlich, — hatte der Strauch geredet, sang's ein Vogel in den Lüften oder knisterte es die Flamme, daß es jetzt offenbar werde, wo ihr Herze sei.

Und sie saß wieder unter den Steinen.

Es kamen heut nicht der starke Schmied oder der kleine dürre Schneider, es kamen seltsame Geschöpfe. Kleine feine Männerchen in grauen Mänteln, die trugen Kapuzen und Flämmchen in der baren Hand, — — schmiegende, biegende Tanzjungfern. —

Und sangen alle traurig und saßen stumm um den Strauch. Sie hockten lange, vergaßen ihre Lieder und ihre Lichter und warteten stumm.

Und es sagte eins aus dem Finstern zu Maleen: Sing!

Sie zitterte etwas, und dann sang sie:

Dornbusch, so weet, so weet,
wat hättst so en schlohweet Kleed —
Dornbusch, stehst ganz alleen,
wo hett he's Herz von Maleen.

Da klang etwas, und die oberste Knospe tat die ersten Blätter voneinander. Und ein leiser Ton sang in den Wind.

Und Maleen sang ihr ander Lied:

Maleen, du hast din Hart verlor'n,
Maleen, du arm Maleen —
und Ros'blust blüht so weet in Gorn,
Maleen, du arm Maleen.

Sie fingen ihn —
da wußte sie schon nicht mehr, was sie sang,
sie begruben ihn —
und es wurde ihr ganz heiß und leicht, —
nun bist du ganz alleen,
er gehörte dir,
er sang nur dir —
Maleen, du arm Maleen.

Und die Rose am Strauch fing an zu glühen und zu leuchten und tat ihre Blätter fast auf.

Da sang Maleen das dritte Lied:

Weiß keiner, wer ich bin, o, o,
fragt keiner herb nach mir, o, o,
und wenn ich sterbe und vergeh,
's ist ihnen nur viel wie weißer Schnee. —

Sie taten mit mir, was ihnen gefiel,
sie fragten nicht, wo mein Herz,
nur einer, den ich nimmer fand,
der trug es, — durch viel weites Land —,

verlor es am Weg,
zerbrach es am Steg
— — —

und schrie noch:
Kuckuck, wo ist mein Herz!!

Da sprang die Rose auf in Blüh und Blust, und die Wichterchen und die Tanzjungfern standen auf und schlieften in die Klüfte am Stein.

Am Wege aber lag Maleen und hatte in ihrer Brust ein zerbrochen Herz. Und war tot.

Und der Wind rollte es her: Kling-klang, und der Wind trieb's herzu: Husch-husch, ein eisern Herz und ein samtnes Herz.

Am Morgen kam der Dieter heim von seiner Wanderschaft und fand an den Dreisteinen ein totes Mädel.

Das war ihm seltsam fremd und doch bekannt.

Und schnürte sein Bündel auf, kramte, scharrte, stürzte es um und fand's doch nicht, das kleine goldne Herz, das im Spiel ihm das Wendelhornmädel einmal geschenkt.

Und der Wind trieb ihm das samtne Herz in die Tasche, und es rollte ihm vom Wege das eiserne Herz hinein.

Und er nahm je eins in eine Hand und kam ins Dorf und hielt sie, zeigte sie allen, und lachte und lachte.

Frug jeden: Du, magst ein Herz?

Und lachte grienend sich drei Jahre lang ins Grab.

Im Tode nahm ihm die Schmiedfrau das Samtherz und das eiserne weg, denn es reute sie, daß sie im Grabe verderben sollten. Und das eiserne war ja aus ihrer Schmiede.

Als sie den Dieter einscharrten, sang, seltsam, im Winter, der Kuckuck:

Blinke, blanke,
de Weg entlange —
hör de Kuckuck roope.
Dacht, et wär min leeve Kind,
da war et en oll swartt Drossa.
— — —

AUS DEN HERBSTLICHEN LIEDERN

Will-Erich Peuckert

SO MUSS DER ATEM ERSTICKENDER SEIN...

Es muß der Atem Erstickender sein
Wie das Stapfen der Wandrer im neuen Schnee.
Wenn aus den Wiesen der Nebel brennt,
Stehn alle Bäume, von Ängsten bedrängt,
Denn nun ist ein Vorhang hart aufgehängt,
Daß Bruder und Bruder auf zwei Seiten wohnen getrennt.

Über die Wege gehn Fährten und Spuren. –
Wo mögen wir gehn? –
Und unsere Tage merken sich fest.

Und wissen, daß noch was andres kommt,
Und doch nicht erraten, von wo und wann, –
Nur so mit sich spielen, wie Eichhörnchen, und dann
Steil aus den Zweigen fallen beim Schuß:

So muß der Atem Erstickender sein.

WIE KETTEN DIE SCHWÄRME ZIEHENDER GÄNSE HANGEN...

Weben der Spinnen hingen tagtäglich im Wind:
Wie die Seiden der Nächte, in denen wir glücklich
gefangen sind,
Und die Horizonte verblauen in Bergrücken, langen,
Über denen wie Ketten die Schwärme ziehender Gänse
hangen.

Der Tag fällt dann müd unter den Himmelsrand. –
Und nun sind an der Iser brünstige Schreie ausgespannt
Und stehn, – dumpfe Trommeln, – rings eine steile Wand
Oder ein Netz (geflochten aus den würgenden Fäden:
Verlangen),
Das einer mit weiten Maschen über das Land gehangen.

DER BAUM

Wilhelm Klemm

Das Himmlische flicht sich ins Irdische,
Wer das eine liebt, kann das andre nicht hassen.
Ich wuchs unaufhaltsam in meine Form,
Nun steh ich so, wie Du mich gewollt hast.

Der Leib verwandelt sich im Lauf der Jahre,
Die Seele sucht ihre tausend Wege.
Alles was ich bin, samt den Geschlechtern der Menschen,
Strömt vorüber und kennt kaum das Ziel.

Ein Wipfel schwankt über meinem Haupte,
Wandert hin und her am blauen Himmelsplan
Im Winde schmachtend nach Ferne und Abschied,
Doch im Abendfrieden ruht er am gleichen Ort.

GEDICHTE

Wilhelm Klemm

I

Der Wind weht kühl unters Herz,
Silbern leuchten die Spalten des Himmels,
Ruhig verklärt sich die Luft, vom Glanz
Getragen. Vorüber sind nun die Zeiten,

Da wir das Gesicht mit den Händen bedeckten
Und uns wünschten, nie geboren zu sein,
Wie die Augenblicke aufquellender Seligkeit,
Die unermeßlich hereinbrach über gebreitete Arme.

Erwogen haben wir alle Schicksale,
Die uns beschieden sein konnten, dem weiterschauenden
Auge erschienen die guten und weniger guten
In einer gelassenen und unvermeidlichen Folge.

Der Irrtum des Trotzes schwindet mit dem Wahn.
Ein einziger Augenblick in Gottes Unermeßlichkeit,
Wohin es auch sei, stillt die gierigste Seele,
Und jedes Ding bekommt sein Antlitz.

II

Zwei Bäche schwatzen miteinander wie Kinder,
Die allein spielen und sich etwas weismachen.
Die Zeiten des Glaubens und des Unglaubens sind vorüber,
Mit gemessenem Schritt folgt ein Weltalter dem andren.

Hohes Gedächtnis quillt aus der Menschen Kindheit,
Während die Stunden entschwinden zwischen uns und dem Tag
Und wir in strahlende Augen blickten, ohne geblendet zu werden.
O, du Gestirn mit dem langen, goldenen Haar!

Blühende Schwäche lächelnder Jahrtausende,
Lange Gedanken, deren Ende wir nicht absehen,
Alles, was Antlitz hat, vergeht,
Aber die Gesetze des Lebens stehen über dem der Vernichtung.

III

Die Ausrufe des Erstaunens,
Wer lehrte sie dich, du kindliches Herz,
Und die Schauer der Einsamkeitsstunden,
Wer säte sie in dich, irrende Seele?

Wo du auch stehst, die Hälfte der Welt
Liegt vor dir, die andere hinter dir,
Und weil du flüchtig bist und begrenzt,
Deshalb kannst du das Unbegrenzte nicht fassen.

Aber Körper, blitzend im Feuer der Gottähnlichkeit,
Leuchten auf, Gatten und Brüder von dir!
In deine Arme, Menschheit, geliebte,
Blühende Wunderheimat des Unvergänglichen!

IV

Wir fuhren auf dem Dampfschiff: Der Abendstern —
Du saßest neben mir mit dem Gesicht einer Kassandra,
Deine Charakterkatastrophe stand unmittelbar bevor,
Da du niederfahren solltest in meine Hölle.

Nicht der Geist ist unendlich, Geliebte, sondern der Stoff!
Und alles wäre so einfach, wenn wir nicht am Leben wären.
Doch da die Rollen des Stückes verlangen, daß wir uns küssen —
Warum schieben wir das Unvermeidliche hinaus?

Die Welle rauscht auf am Bug, sinkt ab und verebbt.
In einer halben Stunde sind wir am Gestade.
Auch die dürftigste Seele hat das Recht, sich zu sättigen.
Zerrissene Wolken durchbrach ein fahles Gelb.

HEILIGER BIRKENGANG

Friedrich Wolf

In langen weichen Zöpfen
Hängt das Birkenlaub von den Kronen,
Die hohen biegen Wipfel
Wiegen sie im Wind.

Ich kann die Luft schier sehen.
Sie wandelt in schimmernden Schwaden.
Myriaden lichter Engel
Schreiten des Wegs.

Kein Laut rings,
Nur mein Sinn, der betet,
Und dieses Griffels zitternder Ton,
Der dich — o, ich verwarf deinen Namen —
Dich dennoch verherrlicht.

FIEBER

Friedrich Wolf

Fort, fort ihr Hände, fort von meiner Stirn!
Ihr seid so kühl, ich hasse eure Liebe,
Und wenn mein Auge seine Brände
Auch in Flammen schriebe,
Könnt ihr's denn lesen, ihr?
Ihr pflastert mit Eisblasen, Teigen und Kompressen
Mein lohes Hirn, durch dessen Säle
Ein wilder Läufer seine Fackeln schwingt;
Jetzt rast er wie das Glück auf spitzer Zehe
Die Kugel treibend; stehe mir,
Du Wolkenstieber! Ich befehle!
Ich bin noch ich, bin frei vom Fieber – –
Doch prasselnd fallen alle Riegel,
Und durch der Hallen weiße Spiegel
Blenden und wehen seine Winde nur,
Seine Flammenwinde!
Ja, ja, so soll es sein: entbinde auch mich!
Hebe mich, jage mich, schwebe mich, trage mich
Mit dir fort durch das heiße Dunkel,
Laß ein Steigen und Funkeln,
Einen geigenden Sternenreigen
Durch den Himmel deiner Flügel ziehn,
Laß mich glühend zu dir mich bekennen –
Fort, Ihr! Ich will ja brennen!

ÜBER EINEM BILDE

Friedrich Wolf

Schwertliliengleich
Des Cherubs Stahl aus sprühender Blaue
In den Grund getaucht,
Gemahnend Zeichen
Einer höhern, herbern – weißen Firmamentes – blanken Kraft,

So stehst du unter Blumen,
Grünumwildert
Vom Dickicht, das – ein verehrend stummes Volk –
Vor deines Leibes blitzesschüttrem Schaft erzitternd weicht.

Denn packend ist des Schwerthefts Härte,
Wenn solche Faust schlug,
Solche, die durch Welten ausholt, daß Nächte blenden,
Aug' erlischt und erst die Kommenden sie spiegelnd leuchten.
Doch packender, wenn über Lichtgeburt und Weltenlauf
Uralt, entzogner, nimmer doch zerstörter Nährung
Die ewige Flamme
Brüderliche Kraft in uns erhielt,
Daß still und ernst und wach der Geist des Geistes goldne Klarheit teilt.

Wer aber rastlos ward und ringerwütig
Und rief: Flamm' kann nur sehn, wer Flamme wird,
Er trotzt die Hand ins Feuer,
Läßt traufen von dem Stahl des Blutes Saft,
Er will, daß aus der Gottheit und des Menschen Faser
Das Neue sprieße – nicht erkannt –
Erschaffen!
Denn nur im Göttlichen ist Gott. —

Schwertliliengleich
Mahnt deines Leibes blitzessilbern Zeichen
An höhre, herbre, blanke Firmamente.
Tauch sie in dich,
Werd göttlich und Gott wird!

DAS LEBENSLIED *(Einer Zukunft!)*

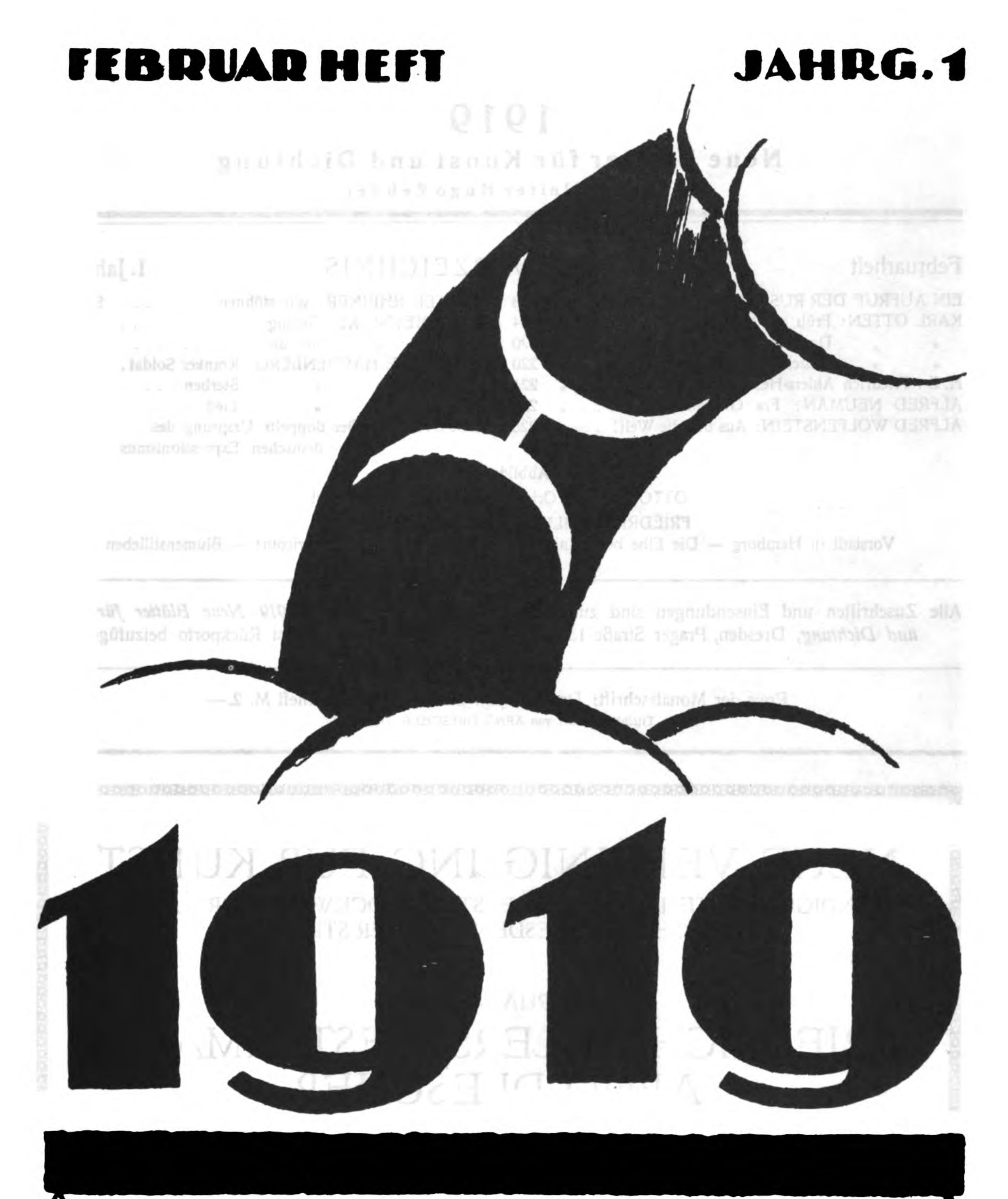
Friedrich Sebrecht

In Grauen geboren,
Aufdämmert das Volk —
Das große Volk!
Weite Meere unendlichen Opferblutes
Tragen weiß und leuchtend den Menschen empor.
Glocken läuten aus unsichtbaren Gründen.
Das Brodeln der Hexenkessel verstummte.
O, ihr Dämonen, in die Hölle nun ewig gebannt!
Blau aufsteigt Glaube, lieblichstes Wunder,
Aus blitzdurchfetzter Zeit.
Gott! Unsere Orgel braust zu Dir.
Die größte Zeit hebt ihr Klingen an;
Vorher Menschen, tausendfacher Staub,
Verweht im Bruderhaß der Völker:
Nun der Mensch, wieder der Mensch,
Seines heiligen Namens im Bruder froh!
Aus wildgefurchten Äckern —
O Gramesstirn der blutgetränkten Erde! —
Wird aufgehen wunderbare Saat.
Wo bin ich?
Fern wandle ich in die neue Welt,
Deren Tore aufprallen,
Zu empfangen den jungen König Mensch!

Hell schreitet er,
Hebt das Haupt wieder höher,
Abgeschleudert die Ketten gehaßter eherner Knechtschaft!
O, ihr Tage harten Verschweigens!
O, ihr Nächte gekrönter Schmerzen!
Nun singt das Blut in meinen Adern nach reinerer Melodie.
Die Wälder rauschen über die Berge wie Gesänge Gottes.

Jedes Tier glüht frei in Freude und Licht,
Und viele Blumen verkünden holden Weg.
O, Geliebte, Deine Hände!
Wir sind sehend im Dunkel des großen Sturmes.
Wir haben einen Schlag im Puls,
Mit dem Herzlied des Lebens.
Jung sind wir wie die ewige Zeit!
Glaube, glaube mit mir an den großen Atem der Welt!

FEBRUAR HEFT JAHRG. 1



A. B.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919

Neue Blätter für Kunst und Dichtung

Schriftleiter Hugo Zehder

Februarheft — 1. Jahrgang

INHALTSVERZEICHNIS

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die *Schriftleitung 1919 Neue Blätter für Kunst und Dichtung,* Dresden, Prager Straße 13 – Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M. 9.—, das Einzelheft M. 2.—

Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden



OTTO LANGE, Originalholzschnitt: Fischpredigt

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

EIN AUFRUF DER RUSSISCHEN KÜNSTLER

Unvergessen ist, daß die Russen unter Kandinsky des Expressionismus stärkste Sturmtruppe waren. Was von ihrem Werk nicht überrannt wurde, erfuhr fortwirkende Erschütterung durch ihre schlagkräftig, einleuchtend formulierten Theorien. Sie triumphierten, ehe die blutige Sintflut hereinbrach. Was ist aber seither geschehen? In europäischen Ländern leugnet man nicht mehr, daß der Expressionismus wahrster Ausdruck der seelischen Not dieser Zeit ist und seine Urheber nervöseste Witterung des Kommenden hatten. Das hilft ihm überall zum Sieg. Das ließ ihn die Sintflut überdauern und unbeirrt vorwärtseilen. Aber dort im Osten, woher das Heil kam? Welches Schicksal erfüllte sich dort der neuen Kunst? Seit die Front im Sommer 1914 das Reich abschnitt, drang allzu spärlich Kunde herüber, was die Führer der entscheidendsten Kunstbewegung vollbrachten. Seit Revolution die Front zerriß, ist's nicht besser geworden. Wer jedoch an die Kraft dieser Kunst glaubt, um ihre metaphysischen Quellen weiß und, unvoreingenommen durch fragmentarische, willkürliche Berichterstattung der Tagespresse, ahnt, daß auch metaphysischen Ursprungs ist, was im noch immer nicht entheiligten Rußland ungeheuer sich vollzieht, vermochte nicht zu bezweifeln, daß auch dort die radikale Jugend ihre Ideale aus rettender Arche diesseits der neuen Zeit gelandet hat. Nun kommt, darüber hinaus, die Botschaft, daß die Männer, die in Rußland vom wissenschaftlichen Sozialismus zur Utopie zurückkehren und den Versuch ihrer Verwirklichung unternehmen, Wesen, Stoßkraft und Bedeutung der künstlerischen Jugend intuitiv erfassend, sie offiziell den älteren Generationen vorziehen. Die Revolution der Kunst geht Hand in Hand mit der Revolution des ganzen öffentlichen Lebens. Und kaum, daß die russischen Revolutionäre der Kunst vom deutschen Umsturz Kunde vernahmen, brach bei ihnen das Gefühl geistiger Solidarität durch. Sie sind Verkünder der wieder heranmarschierenden Internationale aller Künste! Ein in Deutschland bisher unbekannter, vielleicht unterdrückter Aufruf der russischen Vorkämpfer wird uns übermittelt. Er lautet:

Moskau, den 30. November 1918.

AUFRUF
der russischen fortschrittlichen bildenden Künstler an die deutschen Kollegen!

Die neue russische Regierung hat alle jungen schöpferischen Kräfte zur Gründung eines neuen Lebens herangezogen und die staatliche Leitung in Sachen der Kunst den neuen Strömungen anvertraut. Denn nur das neue Schaffen, das kurz vor den Welterschütterungen entstanden ist, kann mit dem Rhythmus des neu sich bildenden Lebens im Einklang stehen.

Es ist endlich Aussicht auf eine gemeinschaftliche schöpferische Arbeit, die das engere nationale Bewußtsein überschreiten und einem internationalen Verkehr dienen wird.

Die russischen Künstler wenden sich zuerst an ihre nächsten Nachbarn, ihre deutschen Kollegen, und fordern sie zu Beratungen und Austausch von Nachrichten im Rahmen des künstlerisch Erreichbaren auf. Als praktische Maßregel zur Verwirklichung solcher Beziehungen schlagen wir einen Kongreß der Vertreter der deutschen und russischen Künstlerschaft vor, der den Anfang einer späteren Weltkonferenz der Kunst bilden würde und der sofort einen Verkehr der beiden

Völker auf künstlerischem Gebiet im Sinne umfassender Aufgaben, auch des Ausstellungswesens, des Verlagswesens, des Theaters und der Musik, anbahnen soll.

Der Vorsitzende
des Künstlerkollegiums in Petersburg und Moskau

gez. D. P. Sterenberg
gez. (Unterschriften von Mitgliedern des internationalen Büros der Maler)

Die Einladung der russischen Künstler wird, obwohl politische Umstände zunächst nicht ermöglichen, ihr zu folgen, unsere Künstler, denen sie gilt, ebenso mit Dank erfüllen wie die Mitteilung, daß die Sowjetregierung beispielgebend die jungen künstlerischen Kräfte mit der Führung der allgemeinen Kunstangelegenheiten betraut hat. Schon ist in Rußland innerhalb des ersten Revolutionsjahres anscheinend Außerordentliches geleistet worden, viele großartige Pläne sind in Angriff genommen. Die Akademien weichen freien Künstlerateliers. Ein Kollegium des Volkskommissariats für Aufklärung in Moskau errichtet ein Museum, in dem die neue Malerei, von links beginnend bei Mir Istkustwa, Kusnezoff, Sarian, Bubnowy Waliet, vertreten sein wird, die alte Malerei aber mit dem Handwerklichen, mit Heiligenbildern, Schildern, Plakaten; aus Beständen der Tretjakoff-Galerie soll es ergänzt werden, durch ausländische Kunst erweitert. Viele staatliche Künstlerwerkstätten, die freieren Erben der alten Kunstschulen, in denen der Klassizismus der Routine gelehrt wurde, sind schon eröffnet; kein Programm bindet ihre Leiter, nur die Meisterschaft der Künstler entscheidet. Diese Werkstätten, wo alle Zutritt haben, versprechen die Erweckung des schöpferischen Geistes des Volkes. Das Handwerk hebt sich zur Kunst, da der Künstler gesellschaftliche Vorurteile fallen läßt und den Handwerker nicht als Geringern ansieht; das Schwinden des klassifizierenden Unterschiedes — Bildhauer und Stukkateur, Kunstmaler und Schildermaler – wirkt auf die Tätigkeit zurück. Die neue Ordnung kennt nur Handwerk und Spezialitäten, beide als Kunst zusammengefaßt. Die Verschmelzung der Kunst mit den Massen beginnt.

So, mit einigen Schlagworten, wird uns angedeutet, was sich jetzt in Rußland vollzieht. Es ist von Grund aus anderes als der bisherige Kunst„betrieb“. Wer, beschränkt genug, an der veralteten Ansicht festhielt, Kunst sei Luxus und müsse zugrunde gehen, sobald Reichtum der Mäzene aufhöre, wird eines Bessern belehrt. Ein neuer Weg öffnet sich in die überraschungsvolle Zukunft. Während deutsche Künstlerräte ziemlich hilflos herumtappen, haben Rußlands junge Künstler ihn entschlossen beschritten.

FRÜH AM MORGEN

Von Karl Otten

Mit Silberfülle vertiefte das erste Licht den Spiegel auf der Waschkommode. Die beiden Kannen tauchten auf, friedlich Vermählte. Der Schrank brüstete sich mächtig vor die Wand und reckte gedrechselte Knäufe wie Hörner wehrhaft an die Decke. Die eine Tür stand offen. Kampfer und Lavendel qualmten aus den Kleidern und mischten sich mit Traum, Sorgen, verschalten Pasten im Atem der Schlafenden.

Mann und Frau lagen leblos nebeneinander. Ihre Möbel, Kleider, Geschirre starrten sie an. Warteten angstvoll auf das Erwachen. Schon spielte Morgenwind durch das Fenster und bauschte den Vorhang auf.

Aber noch schwoll in langen Zügen Leben tief aus satten Lungen. Dunkel kauerte der Schlaf auf Knäuel Federbett und Decke, am Fußende des Bettes aufgebahrt.

Sie stöhnten, und ihre Hände hielten krampfhaft den Held ihres Traumes, der ihnen Palmen, Musik, hemmungslose Wollust, Blutdurst und Sieg über alle Berge, über alle Entfernung, alle Feinde verschenkte.

O, möchte dieser Traum nie enden! Dies versunkene, in Musik unsichtbare Leben, daran kein Prinzipal, kein Beamter, kein Kellner und kein Geld teilhaben konnten! Die Sorgenlosigkeit der Jugend, die tollen Streiche des Jünglings — hier voltigierte er über tausend Leiber, und weder Lehrer, noch Eltern, noch Nachbarn hinderten seine Kraft, sich auszutoben.

Sein Mund hing offen unter braunem Schnurrbart und zeigte große graue Zähne, tief lag der schwere kahle Kopf zurück, rosa gebläht, gefurcht und verbraucht spannten die Wangen bebend ihr Fleisch um den Schädel, der unbeweglich schien. Die Frau dagegen blühte in sich verkrümmt unter das Dach der Haare, in die Muschel der langen spitzen Hände. Ihr rundes Becken preßte sich steil durch das Leintuch, und wie im Marsch auf der Flucht durch grüne Wüste schritten ihre Beine weit aus, ohne sich zu rühren.

Der Schläfer zuckte zusammen, blieb dennoch wie

betäubt liegen, den Kopf ins Kissen gebohrt – tiefe Seufzer raschelten über seine trockenen Lippen. Gewaltsam kniff er die Augen zu.

„Herr Stagel", sagte das Mädchen und schob ihr rotes Gesicht durch den knarrenden Türspalt zugleich mit Tag, Enttäuschung und Ärger, „Herr Stagel, es sind doch Briefe schon längst da, es dampft Frühstück um halb acht."

Da streckte er sich auf, müde, müde, resigniert. Sein tief entsetzter Blick schluckte den vollblauen Morgen, der alles umstürzte und verdrehte; Spiegel, Kommode, Schrank schwankten aus Wolken hoch vorüber. Der rote Kopf des Mädchens fuhr wie kalter Wasserstrahl empor.

„Worauf warten Sie denn noch? Wollen Sie mich vielleicht ankleiden – ich komme, Briefe warten" – er gähnte mitten in die Worte und stöhnte, qualvoll, die Fäuste stemmend.

Das Mädchen schlug die Tür zu – andere Türen klapperten auf und zu, als schnappten sie nach dem Herrn.

Mißmutig über die Störung, erstaunt über die jähe Stille, wandte er sich zur Seite und schaute neidvoll seiner Frau zu, wie sie ruhig weiterschlief, durch Traum vorbeiglitt allem Erwachen, allem Schicksal.

Er ärgerte sich. Ihr rosiger Teint, die dicken, glänzenden Lippen, die Spitzen am Nachthemd, das nach süßer Seife duften mußte, ihr Kauern mitten im Kinderschlaf ärgerten ihn.

„Versteh' das nicht – das Mädchen lärmt wie ein Holzhacker – die Erde geht unter, das Haus brennt ab, Krieg belagert mit tausend Kanonenschlünden die dürftige Stadt – das Weib schläft weiter – wie narkotisiert. Wirklich andere Rasse, leicht betrübt, leicht gesättigt."

Er hustete, sprang aus dem Bett und spuckte in den Eimer. Als er den Vorhang zur Seite schob und auf den grünen Platz schaute, fiel ihm ein, daß Sonntag war.

„So ein Skandal, Sonntag – alle Welt auf den Straßen, alles überfüllt von Spießern und gelbschuhigen Proleten – ich brauch' doch Wäsche, Strümpfe, den guten Anzug – die schläft weiter wie Eva im Paradies."

Hilflos hockte er sich auf den Bettrand. Seine behaarte Brust glänzte speckig durchs offene Hemd. Er zupfte im Schnurrbart und starrte mit verklebten Augen auf das Fell, das seine Fußsohlen kitzelte.

„Wenn das noch lange dauert, krieche ich wieder unter die Decken –". Er schielte über die Schulter und lauschte den Atemzügen. Die hielten plötzlich an, fauchten; Murmeln rang sich auf; er lauschte diebisch gespannt, ohne zu verstehen.

Da sagte die Frau laut, lustig: „Fritz, dort unter dem Baum, Fritz –", hauchte sie lächelnd, glückselig; ihre Lippen, zu rot und feucht, spitzten die Zunge vor mit dem Lächeln, das darauf ruhte wie eine Erdbeere.

Dieses Wort Fritz fuhr Herrn Stagel wie ein elektrischer Schlag von den Fingerspitzen bis ins Herz. Es schleuderte ihn mitten in Ereignisse, die sein ganzes Leben erschütterten mit Zank, Übertreibung, Tränen und Revolten.

„Weshalb sie nur lächelt, was daran lächerlich ist – das verrät ihre wahre Absicht – ich öffne die Augen, das erste Licht enthüllt meinen ahnungslosen Blicken Betrug und Laster. Aber ich lebe noch, ich bin wach, mein Sohn! Ich lasse mich nicht unterjochen, seiest du immerhin tausendmal das Genie –"

Er streckte sich und hieb die feiste Faust ins Federbett.

„Ich habe meine Tradition und verlange solche vom eigenen Fleisch und Blut – wohin wäre ich gekommen – vor die Tür, vors Gericht hätte mein Vater mich gebracht, vor die Hunde geflucht meine Mutter. Sie aber, auch Mutter, scheint sich zu amüsieren, hält Widerpart, kneift ihm mit dem Auge; wenn ich den Rücken gedreht habe, lachen sie zusammen."

Da spürte er, daß sie wach sein müsse und ihn anblickte. Aber er wartete, ohne sich zu rühren; freudig spürte er ihren Blick auf seinem Rücken und beschäftigte sich mit den Fingernägeln. Zufällig stand er auf und begegnete von ungefähr ihren etwas übertrieben blauen Augen, die der Schlaf noch halb verhüllte unter geschwollenen Lidern. Sie haspelte gleich los: „Was starrst du mich so an – ich warte, ob du guten Morgen sagst – starrst mich an wie ein Meertier –"

„Meertier, Meertier –" Eine Wolke von Unmut beklemmte seine Brust, in die plötzlich das Herz hineinhämmerte – „Gut'n Morg'n – Meertier – gut geschlaf'n

– komisch, wie gut du schläfst – so sorglos in der Wiege – so kindlich – die Stadt könnte einstürzen bis in die tiefsten Bergwerke hinab – dabei träumst du noch von Fritz, du hast ja tolle Nerven —“ klatschenden Schrittes stapfte er über den Boden – „ich dürfte nicht von ihm träumen, dann wäre mein Schlaf vollkommen zu Ende, als ob mir die Kehle zugehalten würde –“ Er drehte wieder um, schrie, schon ganz mit sich beschäftigt – „was es dabei nur zu lachen gibt, du lachst noch ganz fröhlich –“ wütend fiel sein Blick über sie her; er ward aber ganz still, denn sie lag plötzlich totenweiß, ihr Mund zitterte vor Angst, und die Augen öffneten sich starr und quollen fast aus den Höhlen – (Was will er von mir, was weiß er, was will er mit mir tun?) – „Was ist denn los?“ schrie sie und biß in die Decke.

„Was hast du nur?“ dehnte er, erstaunt die Hände ausbreitend. „Ich finde das Benehmen meines Herrn Sohnes unerträglich, strafwürdig machen wir uns durch Langmut – da muß eingegriffen werden, energisch, ohne viele Worte, harte Faust! Du bist für Frieden – nur Ruhe! (Er flüsterte bösartig in die Ecken, karikierte ihren Gestus.) Laß sie sich austoben, goldene Jugend kehrt nie wieder, aber die Kinder werden dir dankbar nahen, wenn du alt bist, jawohl, tjawoll!“

Sie schloß schmerzlich lächelnd die Augen und ließ den Kopf aufs Kissen sinken.

„Woher – weißt du – wieso habe ich von Fritz geträumt – ich weiß nichts davon, da kannst auch du nicht wissen, was ich träume – treibst du Magie?“ Sie wagte, schrill aufzulachen.

„Du hast ihn doch gerufen, angelächelt, ein Herz und Seele, ‚mein lieber Fritz‘ hast du gesagt – und noch mehr – was geht da vor? Du! Ich warne dich!“

Er hing über ihr wie ein Fels mit Gewitter, eine Prügelmaschine, der Koloß der Ehe rollte den Berg hinab auf sie zu – voll furchtbaren Schreckens wagte sie nicht, hinzuschauen, entschloß sich zu weinen. Ihre Schultern, ihre Beine zitterten.

„Und überhaupt – so seltsam trittst du mir entgegen die letzte Zeit. Wenn ich reisematt zurückkehre, lechzend nach Frieden und häuslichem Glück, jedesmal eine Nuance fremder, verdrehter. Du hast, erinnere ich mich jetzt, schon oft gesprochen im Schlafe, immer aber verschwand mit dem Tag der Sinn, jetzt aber werde ich achten, die Wahrheit zu erfahren, was hier hinter meinem Rücken vorgeht.“

Sie drehte sich um. Sein dicker Bauch gab ihr Mut und Besinnung.

„Was hinter deinem Rücken vorgeht? Du bist mißtrauisch? Willst Traumdeuter werden, auf deine alten Tage Beruf wechseln? Wenn ich im Schlaf spreche, wehrlos meiner Nervosität ausgeliefert! Ich habe dir schon oft empfohlen, mich im Fremdenzimmer verbergen zu dürfen. Jetzt werde ich es durchsetzen, du kannst wissen, was hinter deinem Rücken geschieht: nichts. Du bist ein mißtrauischer Spion, Pedant, aber deine Nachtruhe will ich doch nicht stören, dich nicht, ich habe mich immer nach dir gerichtet, kannst mir keine Vorwürfe machen. Du wolltest mich ja heiraten, ich hab nachgegeben, bin dir gefolgt, hierhin und dorthin – nachts aber, im Schlafe, da soll jeder seine Freiheit haben.“

„Freiheit!“ Er sprang zurück, den Kopf in den Hals gezogen, daß Nacken und Kinn sich aufbliesen, „schon wieder die Freiheit! Was lege ich dir in den Weg? Wann bin ich hier? Habe ich die Kinder erzogen? Bin ich dir nachgereist, habe ich gelauert, wo du hingehst, Briefe geschrieben, Pakete geschickt, Taschentücher gestickt? Wer hat die Schweizer Pension für Isolde entdeckt, als Notwendigkeit sine qua non gefordert? Fritz Künstlerideen und allen Blödsinn der Futuristen in den Kopf gesetzt, widerspruchslos geduldet, daß er sich zum Gespött aller Nachbarn macht? Habe ich deiner Mutter oder deinem Brüderchen Schwierigkeiten gemacht oder ihm nicht viel mehr zu einer Lebensstellung verholfen, daß er in Ruhe und Ansehen bürgerliches, reichliches Auskommen findet? Tu, was du willst – tust es ja doch – schlafe auf dem Speicher, schlafe im Hotel —“

„Aber es ist ja für dich –“

„Schlafe bei deiner Freundin oder beim Klavierlehrer –“ (Er erwartete einen Wutausbruch, aber sie achtete nicht auf seine Worte, fand keinen Sinn darin, verstellte sich hinter seine Erwartung.)

„Aber verstehe doch, ich will ja nur, daß mein Leiden dich nicht belästige, Eduard, sei doch vernünftig!“

„Ich bin vernünftig, ich arbeite für euch und eure Wünsche, reise, laufe, verkaufe. ‚Herr Stagel, tun Sie das, sorgen Sie für jenes.‘ Ich verbeuge mich nach

allen Himmelsgegenden vor Schneidern und Fabrikanten, nur auf euer Wohl bedacht, eure Bequemlichkeit – und du – "

„Eduard! Du hast keine Moral – man wirft einem Menschen nicht das Brot vor, ich kann selbst arbeiten, mein Brot selbst verdienen – "

„Haha, du, du – " klatschte sich auf den Schenkel – „wie, wie, wenn ich fragen darf, mit Klavierklimpern? Dülülü? Genau wie dein Sohn Fritz: kann – mein – Brot – selbst – verdienen – Kann er, könnte er! Dafür hat er ja zehn Jahre Schulen gedrückt, studiert, gefaulenzt, Schmöker gelesen, bis ihm das Gehirn verwirrt ist – "

Herr Stagel trocknete sich die Hände ab und schwenkte wie ein Herold das Tuch.

„Ich weiß, was ich zu tun habe mit dem Herrn Künstler, mit allen Künstlern! Was sollen die Leute denken? Kann ich meinem Chef sagen, mein Sohn ist Künstler? Er hat so große Ideen! Ist das ein menschlicher Beruf oder Zustand? Faulheit, verlogenste Faulheit vor redlicher Arbeit, wo hat er das her? So etwas vererbt sich, muß sich vererben, von mir hat er's nicht. Gott bewahre mich davor. Habe nie gedacht, daß ein Baum was anders ist als ein Baum und grün und der Himmel blau, dazu braucht man keine Ideale, keine Künstler, die das bedichten, bemalen, beklimpern. Mit Ideen so in der Luft herum, mit schönen Worten von Freiheit und Fortschritt ist nichts zu machen. Er soll ehrlich sein Brot verdienen, ehrlich! Er will doch leben, und das heißt essen, trinken, reisen. Er will doch mal ein Haus haben, heiraten, Frau und Kinder wollen auch essen und gekleidet sein. Das ist Wahrheit, Vernunft und Kunst! Und dazu gehört Geld, dazu muß man arbeiten, behende sein, wach und fleißig!

Bildet sich der junge Herr ein, ich wolle ihn füttern für seine blauen-Augen, damit er gen Himmel seufzet, dunkle Reden halten kann, ihm Geld in die Hand drücken, anflehen, daß er's nur ja nimmt und verhaut, versäuft, verlumpt mit Weibern?"

Herr Stagel stöhnte vor Schmerz und Wut und spie in den Eimer. „Ich seh es ja kommen – er verludert – treibt sich schon jetzt ganze Nächte umher, was macht er da? He? Sterne schauen? ‚Ich studiere das Leben!' sagt er und stiert an die Decke geheimnisvoll, traurig und bleich, als säße es da oben im Spinnengewebe; braucht es nur zu holen, das Leben, um den größten Erfolg, Ruhm, Geld und Ehre zu heimsen und mich, den alten Idioten, lächerlich zu machen. Wir werden ja sehen. Ich aber will dir sagen, Weib, wo der Hase im Pfeffer liegt, dreh dich nur weg, halt dir die Öhrchen zu — mit Weibern hurt er herum, mit Weibern, jawohl, das kitzelt ihn an der Nase – "

Er hob sich auf die Zehen, wippte auf und ab und schrie: „Mit Frauenzimmern ludert er herum, der Künstler, mit Huren. Aber wenn ich ihn erwische, wehe ihm, dreimal wehe! Meine Ehre lasse ich mir nicht besudeln, anständig sollen meine Kinder sein, ich mache ihn kalt!" Er knirschte mit den letzten Backenzähnen, die Augen rollend:

„Wie es für jeden gehört, der sich gegen Ehre und gute Sitten vergeht. Dieses Getue mit Nervosität, genialer Künstler, Ideen, das gibt's nicht! Bei mir nicht, in meiner Familie nicht! Dieses moderne Gewinsel über die höchsten Probleme bei Menschen, die nicht imstande sind, die einfachsten Verhältnisse des Alltags entscheidend zu erkennen oder zu gestalten, kann und darf ich nicht annehmen! Wenn der Vater, höchste Stütze der Autorität, wankt, bricht Familie, Gesellschaft, Staat, die ganze Menschheit zusammen. Es gibt ein Gesetz, das wohnt hier – hier – ", er schlug auf die breite Brust unter dem Hemd, daß es dröhnte, in höchster Exaltation streckte er die andere Hand empor, ein Denkmal der Rache und flammendes Warnungszeichen. Aber seine Frau würdigte ihn keines Blickes, sie tat, als schliefe sie, jäh hielt er inne. Die schönen, wuchtigen Worte des beleidigten Mannes, der Haus und Ehre verficht, sanken ungesprochen ins Nichts, durch den Hals hinab schlugen sie ihm auf den Magen. Er schleuderte den Stuhl mit einem Fußtritt zur Seite, zuckte Verachtung von den Achseln. Tonlos:

„Ich predige ja doch nur den Wänden. Weiß längst, längst, woran ich mit dir bin; kannst schlafen, wo du willst, mache es ebenso wie dein göttlicher Sohn. Das ist direkte Fortsetzung der Zerstörung dieses Hauses, euer gemeinsames Ziel. Aber du wirst noch an mich denken. Du wirst einmal einsehen, daß der Fluch des Gatten nicht weniger trifft als der Fluch der Eltern!"

„Du suchst vergebens nach Schuldigen für deine Mißerfolge bei deinen Kindern und beschimpfst mich, als ob ich sie gegen dich aufhetzte wie ein Dienstbote. Du siehst von Natur alles gegen dich gerichtet. Dein Fluch, lächerlich, stört mich so wenig wie die Mücke eine Lokomotive; ich betone aber, daß ich nicht dein Kind bin, noch weniger ein Möbel, das man verkaufen, verbrennen, hier- und dorthin drapieren kann. Mit fremden Leuten mir zu drohen, mit diesen Spießern und Krämern von nebenan – du kompromittierst dich!"

„Du beleidigst einen Stand, dem du dein Leben verdankst!" wetterte Stagel dumpf, seherisch voll Inbrunst.

„Aber nicht meine Seele! Die ist frei; vergebens bemühst du Rhetorik, Fluch und Nachbarn, mich in den Staub zu unterdrücken. Ich wundere mich, daß ich dieses Leben so lange aushielt, nur der Kinder wegen, um ihnen Abscheu vor uns, vor dem Leben, vor der Liebe fern zu halten. Du solltest dich bei mir bedanken – jawohl, ich rette täglich dein Gesicht."

Stöhnend ließ sie sich wieder zurückfallen. „Wann wird dieses Elend enden? Der Tag fängt mit Streit an, man würgt das Essen hinab, mit Tränen schläft man ein. Nicht mal im Traum, im Schlaf hat man Ruhe, auch da wird man belauscht. Pfui! Pfui! Aber ich werde im Fremdenzimmer schlafen, mich einsperren. Dann werde ich endlich Frieden haben, zum erstenmal seit meinen Mädchentagen. Längst hätte ich mich dorthin retten sollen, vor dir, deinen gemeinen Instinkten; immer hab ich nachgegeben: Fort Bücher, Klavier, Konzert, Kleider – war noch nicht genug Konzession, jetzt werde ich auch die Wohnung räumen, nach zwanzig Jahren siehst du endlich ein, daß wir einen Fehler begangen haben, der nur durch Schweigen und Meiden gutzumachen ist."

Herr Stagel konnte nicht mehr an sich halten; er machte einen Sprung, als wollte er über sie herfallen, schwer und hurtig eilte er auf das Bett zu, losgeschnellter Pfeil.

„Was – das wagst du **mir** zu sagen" – brüllte es aus ihm los, mit geballten Fäusten beugte er sich vor, schwankend in ohnmächtiger Wut – „das wagst du **mir** zu sagen — was habe ich dir getan? Wo habe ich dich unterdrückt, gedemütigt, entweiht? Da hört die Welt auf! Du bist hysterisch samt deinem Sohn und deiner Freundin, du bist unzurechnungsfähig – halt dein Maul! Was weiß ich überhaupt, was du gemacht hast in den Jahren! War ich nicht die Hälfte der Zeit auf Reisen, kreuz und quer durch Europa? Hattest du nicht jedes Jahr Erholung im Schwarzwald, Norderney, im Harz, in der Schweiz, in Italien – du durftest dich vom Wind treiben lassen! Und da wagst du, mir vorzuwerfen, ich knute dich, quäle dich zu Tode —" Er keuchte nach Luft, stampfte den Boden wie ein Pferd, daß die Parfümflaschen klirrten, er suchte nach einem Gegenstand, ihn zu zerbrechen, da ihm Wort und Gedanken ausgingen; packte den Wecker vom Nachttisch und schmiß ihn auf den Boden, daß das Glas in Splittern umherspritzte, die Glocke klirrend barst, das ganze Gehäuse und Räderwerk aufplatzte und abrauschte.

Frau Stagel schrie auf, an die Wand gedrückt, um Hilfe. „Der wird verrückt – du Aas – ja, du hast mich getreten, geplackt, geschunden" – er wollte ihr an die Gurgel – „rühr mich nur an, wage es – ich spring zum Fenster hinaus, wenn du mich anrührst, du Feigling, mich schlagen, eine wehrlose Frau –"

Stagel raste vor Wut, bleich, am ganzen Körper, faßte einen der Knäufe am Fußende des Bettes und rüttelte, daß das ganze Gefüge krachte. „Schweig!" brüllte er, „schweig!" immer lauter: „schweig, um Gottes Willen, schweig!"

„Ich schweige nicht, Hilfe, ich schreie, jawohl, ich schreie!"

„Schweig!" und er schlug auf das Federbett und starrte sie an mit grünen Augen wie ein Tierbändiger im Käfig. Sie kniff die Lippen aufeinander und hielt seinen Blicken stand. Schweigen tobte feindlich zwischen beiden.

Plötzlich lachte sie laut auf, schwenkte die Zöpfe rechts und links auf die Seite und lachte ihm, bequem gelagert, schallend ins Gesicht.

„Ja, komm nur, schau nur zu, hier kannst du Studien machen –"

Stagel drehte sich um, wütend auch gegen ihn, gegen jeden. „Was willst du hier? Habe ich dir nicht verboten, das Schlafzimmer zu betreten?"

Der junge Mann sah ruhig an ihm vorbei und ging auf das Bett zu. „Wenn meine Mutter um Hilfe

schreit, daß es durch das ganze Haus schallt, so habe ich die Verpfichtung, ihr zu helfen, auch wenn ich deine Verbote übertrete, wenn ihr im Schlafzimmer seid.«

»Fritz, ich sage dir zum letzten, du hast hier nichts zu suchen, es ist nichts geschehen. Wenn ich mit Mutter eine Unterredung oder Disput habe, berührt es lediglich unser beider Verhältnis.«

»Bleib hier,« sagte die Frau und nahm seine Hand, ihn auf den Bettrand niederziehend, »er wollte mir den Wecker ins Gesicht werfen, da schau, der arme Wecker.«

»Also so sieht es hier aus – da kann ich ja gehn. Ihr werdet euch ja einigen ohne mich, da werde auch ich versuchen, ohne euch fertig zu werden.«

Herr Stagel wandte sich plötzlich alt und hinfällig; mit gebeugtem Haupte, das noch glänzte vom Wutschweiß, schlürfte er hinaus – »'s ist gut so, immer besser«, und, ohne sich zu wenden, zog er leise und höflich die Tür hinter sich zu.

Fritz saß kleinlaut und still bei seiner Mutter. Sie drückte seine Hand, seufzte, wartete. Da kniete er plötzlich nieder in vollkommener Verwirrung, hob sie in den Armen hoch und küßte sie. Er legte seinen Kopf auf ihre vollen Brüste und lauschte, wie das Herz klopfte, das gute Herz seiner geliebten Mutter. »Hier ist Ruhe, hier sollte ich liegen, könnte ich doch reden, beichten, dieser Schmutz – vergiftet, verpestet, verekelt – nie mehr – diese Nächte – o dieser Schmutz – weshalb muß ich durch so viel Pfützen, Schlamm – laß mich nicht los, ich bereue es, erlöse mich von mir. Wohin soll ich aus diesem Irrsinn, dieser Dummheit? Wohin mit meinem Kopf? Was sagte diese Bella, diese schwindsüchtige Schlange – du mußt noch viel Prügel und Schmutz schlucken, bis du weißt, was Weinen ist –«

Er heulte los wie ein geprügelter Hund. Sie spürte, wie seine Tränen ihr über die Brust liefen.

»Sei nur ruhig, das wird vorübergehn. Wenn du bei mir bist, hat er keinen Mut, mir ein Leid zu tun –«, sie begann selbst zu schluchzen, »wie traurig, daß deine Jugend so unter Tränen zugrunde geht, überall Zank und Hader, wie unglücklich sind wir beiden.« Sie streichelte seine dunklen Haare, die in wirren Strähnen noch von der Nacht her verklebt waren und nach Tabak und Schnaps rochen. Ekel würgte neues Verständnis, und als er den Kopf hob und seine gesprungenen Lippen, sein gelbliches Gesicht, das von Tränen glänzte, auf ihre Stirn, ihre Wangen und Lippen preßte, stieß sie ihn plötzlich fort. Mädchenhaft lächelnd lehnte sie zurück, faltete die Spitzen am Hemd. Ihre Tränen versiegten mit einemmal, sie vergaß die Beleidigung. Fritz erkannte sie nicht hinter dem Lächeln. Wie sie die Schultern gegen das Ohr zu hochzog und seitwärts spähte, lockte, nichts dachte, nur eine kleine Intrige plante, deren Werkzeug er werden sollte.

»Kenne ich gut, diese Situation, Stiefel putzen, die man ins Genick getreten kriegt, dieses: alle sind Schufte, nur du nicht, du bist gut und ein Trottel – und wirst nie etwas für deine treuen Dienste bekommen, weil das nicht zu deinem Stil paßt, anzunehmen, belohnt werden, ans Ziel kommen.«

Finster reckte er sich auf, zu deutlich stand Verachtung auf seinen Lippen – »trotzdem wagt sie's«. Sie blickten sich kühl, sachlich ins Augenweiß, er befreite sehr energisch seine Hand. »Was du nur hast – du sollst mein Vertrauen rechtfertigen. Wie gefällt dir meine Freundin, die Berger? Und die Tochter, das wäre ein Mädchen für dich, abgesehen davon, daß sie dich liebt, wie sie mir anvertraute – (ich werde sie nie mehr anschauen, nie mehr grüßen, diese Kanaille) – du weißt, wo Fritz Nebal wohnt, mein Klavierlehrer, wie witzig, daß der auch Fritz heißt« – sie sprach das schief über seine Schulter zur Tür hin, lauter, um »ihn« zu kränken, den sie als Lauscher wähnte – »Fritz Nebal ist – so warte doch – «

»Was geht mich dieser Tropf an, du weißt, ich mag ihn nicht, kann seine Knickbeine und Hundsaugen nicht ertragen. Er spielt genau so verlogen, wie seine Stimme, die sicher der gemeinsten und lautesten Worte fähig ist, hier aber samtig umherfaltert. Laß den Kerl aus dem Spiel!«

Das Licht quälte seine heißen Augen, in denen sich die Gedanken wie Säure anbissen (wozu gegen diesen Liebling hetzen, soll er die Familie sprengen; er ist der berufene Betrüger, der der Wahrheit zum Recht verhilft). »Also so steht's. Auch du hältst schon zur anderen Seite. Laß mich nur im Stich, ihr seid ja die besten Freunde, wie geheuchelt dein Mitleid war; sobald es sich um meine Neigungen oder

um Nebal handelt, seid ihr ein Herz, eine Seele.

Du kannst „ihm“ ja erzählen, daß ich dich zu ihm geschickt habe, er solle heute unbedingt in den Garten kommen, nicht hierher. Geh, versöhne dich auf meine Kosten, auf Kosten meiner Seele, der Seele deiner Mutter, mit deinem Vater. Wenn du nichts mehr für mich tun kannst, so verrate mich wenigstens. Weg, Verräter!“

Er errötete unwillig, denn er hatte diese Szene besser gespielt gesehen. Trotzdem imponierte ihm, wie haarscharf diese Frau die Form der Moderne vor zwanzig Jahren bewahrt hatte, daß ihr Gefühl noch auf der Höhe eines Stils vibrierte, der längst vergessen, Kitsch geworden. Das machte ihm Nachgeben und Versprechen leichter: er hatte Mitleid mit ihr. Stürmisch riß sie ihn mit weichen Armen zwischen ihre Brüste, das Blut sauste ihm in den Ohren, und ehe er sich befreien konnte oder ausbrechen, schob sie ihn zärtlich drohend von sich. „Du mußt jetzt gehn.“

Nach zwei Schritten drehte er sich um, versuchend, leichthin den gleichen Ton zu treffen.

„Du kannst die junge Berger ja etwas bearbeiten zu meinen Gunsten.“

„Erst Nebal – dann Berger!“

Pfeifend, wach in Träumen, schritt er durch das Wohnzimmer. Sein Vater saß in der Ecke des Sofas, die Hände vors Gesicht gedrückt, weinend. Verzweifelt. Fritz beachtete ihn nicht, obwohl jener auffuhr, die dicken weißen Hände nach ihm ausstreckte, als wolle er den Fliehenden ans Herz drücken.

Fritz zog den Kopf zwischen die Schultern und sprang mit großen Schritten vorbei, hinaus.

Der Vater aber ließ die Arme sinken ungestillt und setzte sich nieder, kopfschüttelnd.

DA ERDE TODESNÄHE SPÜRTE

Karl Otten

O, Sterbenacht im Frühling, da doch Heu
Von allen Feldern duftet!
O, Todesnot um Mondesaufgang groß,
Heilig und von Schmerz gewölbt,
Da doch die Nachtigall den Traum
Der auf den Ästen schaukelschlafenden Gefährtin singt!
Die Bäume beugen sich und lispeln Blätterseelenlied,
Das Gras trinkt Tau, die Städte ducken sich voll Leid und Schlaf.
Fern zittert Erde, ewig wach,
Und nur der Mensch entrinnt sich nicht ins Haus der friedlichen,
Der Göttin Natur, die seinen Lenz und Herbst verwaltet –
Rauh greift er ein ins wohlbedachte Werk,
Den Händen Gottes entschlagend Krone und Apfel der Macht.

Jetzt wüten Engel und Teufel und alle Elemente,
Zu Bestien verzaubert, gegen ihn. Die Weiber finden keine Träne,
Die Kinder keinen Schlaf, es hungern die Lippen der Bräute,
Und alle Seelen sterben ungeahnt und unerschlossen!

O, Nacht des Frühlings und des Todes,
Die Blumen birgt, die morgen Gräber drücken,
Die Menschen leben macht, heftiger, ungewollter, liebevoller,
Und morgen schamlos aufgelöst den Hunden und Geschossen unterliegen läßt!

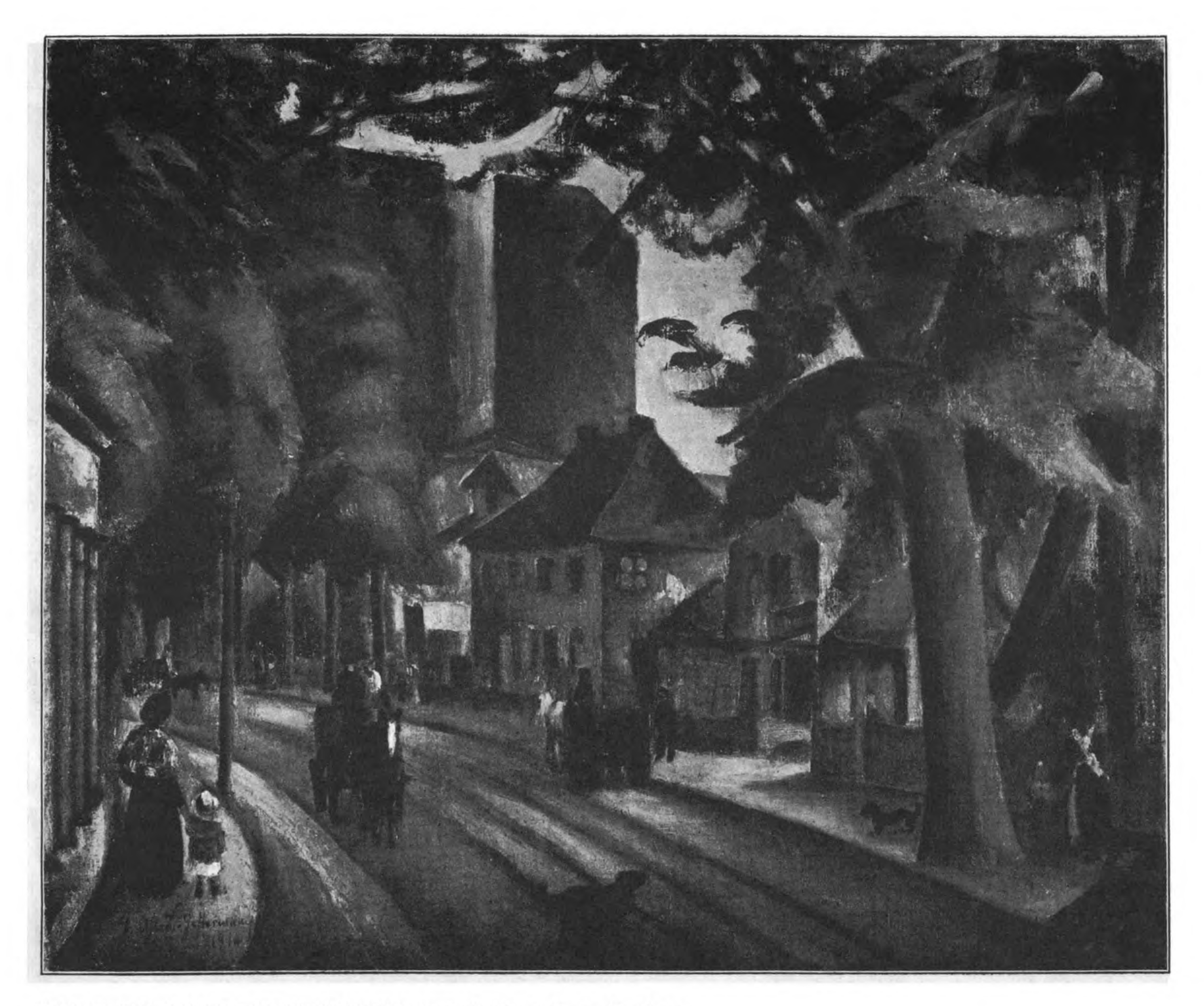
Kein Sehender schwingt sich auf Feuerwagen
Von seiner Erde Bord gen Himmel, Gott zu wecken.
Uhren schlagen Stunden des Todes –
Schlafende stöhnen die Toten herbei –
Kinder noch weinen im Arm ihrer Engel.
Erwachen aber läßt doppelt alle allein in Feindschaft und fremd
Dem Auge Gottes und des Menschen.
Die Erde entrollt dem Licht des gläubigen Auges
Zu Finsternis und Tod. Zu Tod und Finsternis. Amen.

GESICHT

Karl Otten

Da stöhnt ein Mann in seinen Tod,
Linden und Rosen dorren ab,
Blauhimmel bröckelt klirrend falb
Zu Luftkristallen, die im Alp
Ihm seine Lunge würzen. Hier gähnet Grab
Lehmvoll aus Wiesengrün ins Abendrot.

Du siehst dein Zimmer an und weinst.
Es kriecht heran wie Traum und preßt
Die Maske vor Bewußtseins Helle.



FRIEDRICH AHLERS-HESTERMANN, Gemälde: Vorstadt von Hamburg



FRIEDRICH AHLERS-HESTERMANN, Gemälde: Die Elbe bei Blankenese



FRIEDRICH AHLERS-HESTERMANN, Gemälde: Dorf und Schloß Hardricourt



FRIEDRICH AHLERS-HESTERMANN, Gemälde: Blumenstilleben

Ein Blinder fühlt die Fronten lang –
O, möchte eine halten her zu mir aus ihrem Gang!
Der Wein wird sauer, Milch gerinnt.
Wie bist du weit von dir, vom Kind!
Der Hastige muß vorbeigeraten.

Die Glocken läuten, auch Fahnen wehen.
Viel Fenster singen wie Vögel auf Alleen.
Herz, schlage an, die Sterne wollen kreisen!

FRIEDRICH AHLERS-HESTERMANN

Von H. Z.

Es ist doch nur eine Doktorfrage, ob die Künstler der „Brücke", also Pechstein, Heckel, Kirchner usw., „stärker" sind als die Deutschen aus dem Café du Dôme in Paris: Ahlers-Hestermann, Kars, Purrmann, Moll, Pascin u. a. Erziehung, Kulturempfinden, Gegenwartsinteressen, Entscheidungen für Zukünftiges werden Urteile des Gefühls beeinflussen und aufrichtiger Parteien scheiden. Man befrage doch einmal Künstler hierüber: Standpunktsache! Und das ist gut so. Was die beiden genannten Gruppen betrifft, die jede verschiedenes, gar nicht gleichgerichtetes Kräftespiel in sich bergen, so darf gefunkt werden, daß der Punkt schon sichtbar ist, wo ein Zusammentreffen und reger Güteraustausch erfolgen wird. Es ist keineswegs eine Angelegenheit der Optik, die hüben von drüben noch scheidet: aber, Standpunktsache! Am Anfang war Cézanne; seine Auslegung, weil dogmatisch betrieben, wirkte streitfördernd; dann kam der große Riß in die Welt, der noch besteht und die Geister weit auseinander explodieren ließ; – und nun noch eine Kurve bis zur neuen Begegnung, da wieder der Name Cézannes gemeinsam gesprochen werden wird. Es werden dann einige Namen hinzugekommen sein, Henri Rousseau, Odilon Redon, Chagall etwa, und die Zusammenkunft kann nur sehr still und feierlich und bereit zum Verschenken des Besten, das wir besitzen, sein. Noch ist der Tag nicht gekommen. Bis dahin grüßen wir die Aufrichtigen, die Unabhängigen auf der anderen Seite und verständigen uns durch stumme Zeichen über den Ort des gemeinsamen Ziels.

Friedrich Ahlers-Hestermann stellt seine Werke als Wegzeichen dahin auf. Die gehen von Hamburg aus und führen über Paris und Italien nach Deutschland zurück. Die lichte Stadt Europas hat ihn, wie jeden, dem sie mehr war als ein bunter Fetzen gefälliger Eindrücke, hell und mutig gemacht, und ihre großen Traditionen gaben ihm die Überlegenheit über jene, die sich aus dem Chaos einer barbarischen Zivilisation die tiefere Bedeutung der Form mühsam erretten mußten. Auch ist der französische Impressionismus nicht der hier geübte langweilige Anarchismus. Er ist sehr gefährlich, weil er Stil hat: Dégas! Und sich sorglos für Poussin begeistern darf. Mit Matisse fängt er an, eine Organisation der malerischen Formung zu errechnen. Das geschieht mit strenger Grazie. Überhaupt läßt es sich gar nicht genau sagen, wo er in den Expressionismus einbiegt, um zu dem gläubigen Dérain und stillen Henri Rousseau zu gelangen. Die Jahre in Paris zählen doppelt, denn es sind Zeiten der Zucht. Der Selbstzucht natürlich. Die große innere Bewegtheit der neuen Generation führte Ahlers-Hestermann zu Matisse. Das Bild wird gebaut, Gleichgewichtsgesetze der Farbengebung müssen nochmals überprüft werden, das Erlebnis soll in der Form der Stanze seinen Ausdruck finden. Der Gefühlsgehalt seiner Bilder gibt sich dennoch weich und zärtlich; Verträumtheit sucht nach tiefen gesättigten Klängen, in diese wie in einen Märchenmantel sich einzuhüllen. Sehr bewegtes Leben fängt der Blick des Künstlers ein. Nach ernstem Zwiegespräch wird es entlassen, erscheint wieder, als Bild viel ernster, feierlich-durchglühter, stiller und darum glücklicher. Die Landschaften Ahlers-Hestermanns sind ganz aufrichtig, offenherzig, so, wie es die Natur guten Menschen gegenüber immer ist, und verbergen keine zu verschweigenden Geheimnisse. Sie grüßen wie alte Bekannte, die ein langes Leben nebenher mitgingen, das uns in einem günstigen, überwachen Augenblick groß und voller Wunder scheinen muß, weil es eben das Leben war. Die bildnerischen Elemente der Fläche werden mit besonderer Genauigkeit und sehr behutsam verteilt, das Bleibende ist aus dem Vielerlei zerstückter Erinnerung in den Rang des Notwendigen gehoben. Strenge waltet also und zwingt den Zufall ins allgemeine Gesetz. Über alle Regel schwingt sich aber spontanes Ergriffensein. Ahlers-Hestermann sieht nicht nur. Ein wahreres und allseitiges Umfassen löst Freude aus und das fast erschreckte Staunen, ohne welches der geheimnisvolle Ruf des großen Pan nicht

zum Ohre dringt. Der Künstler hört ihn vielleicht so, wie einst der Grieche den Laut aus den Wäldern oder an der Meeresküste vernahm; das Echo wellt in den abgestimmten Klängen seiner Farben nach, die Glieder heidnisch-glücklicher Traumgestalten lösen sich zu freiem Rhythmus, und Auseinanderstrebendes eint sich gerne zu einem Schicksal, das aus den tiefsten Wurzeln der Erde sproßt.

FRA GIROLAMO *Von Alfred Neuman*

Ein Gespräch

Aus neblichtem Raum härten sich die Konturen eines Lebens, das war. Mut, Schmerz und Vergeblichkeit umläuten mit starken Farben die Seele Savonarolas. Sein Bild – vor lauter Echo fast schon körperlich – wandelt über die Szene einem Weg zu, der aufwärts führt. Die Bewegung stockt wie aus jähem Zweifel. Eine Flöte schwingt ihr Mänadenlächeln über den erstaunt nach rückwärts Sehenden. Aus buntem Kichern ringsum und dem unterdrückten Lachen naher Wesen trennt sich ein elastischer Schritt, um den es wie silberne Sporen klingt. Auf dem anderen Pfad, der, der Menschenseele fern, scheinbar aus der Tiefe mündet, regnet Mondlicht. Geigen umfangen sanfte Frauenstimmen.

Luzifer, an Gestalt, Schönheit und Kleidung gleich jenem jünglingshaften Unbekannten des Bartolommeo Veneto, steht dort, unter dem Triumphbogen der Töne und bleichen Farben. Er hebt die sanfte Hand, als ob er segnete, gegen Girolamo, der nicht flieht, wie es sein Körper getan hätte, sondern ohne Abwehr, nur müde, stehenbleibt.

Luzifer

Laß mich dich begrüßen, Bruder.

Savonarola

Was habe ich getan?

Luzifer

Genug des Mutigen und Nutzlosen, daß ich dich sympathisch nennen darf. Genug des Gegensatzes zu dem, was du und dein Gott wolltest, daß ich dich Bruder nennen kann. – Kleiner Bruder! So vieles kleiner noch als jener Frühere und Rührendere, der mich ausschlug um des erlittenen Gottes willen und den sie Jesus heißen.

Savonarola

Wie seltsam, daß ich weiß: du lästerst nicht!

Luzifer

Ich lästere nie oder immer; denn ich weiß kein Gegenteil. – Du aber wirst mich noch mehr begreifen; denn man hat dich gehenkt und verbrannt, Fra Girolamo. Gehenkt und verbrannt! Das ist viel; selbst für einen Häresiarchen! – Christus ward nur gekreuzigt.

Savonarola

Herr, quäle mich nicht mit dem Gleichnis; denn es macht mich lächerlich!

Luzifer

Warum lächerlich? Wer ist lächerlicher: der um Liebe oder der um Haß stirbt? Wer von zweien ist lächerlicher, wenn beide töricht sind und das Gute wollen? – Euch trennt nur eins.

Savonarola

Uns trennt das Ungeheure zwischen Gott und Mensch!

Luzifer

Nein; denn das bin ich: die Bindung. – Euch trennt nur eines, das wohl ein Ungeheures umschließt. – Sieh in die Spiegel meiner Augen!

Savonarola

Ich sehe mich, wie ich war.

Luzifer

Ja! Du siehst Häßliches! Du siehst Fanatismus, der sich über Eifer, Zorn, Haß, Ekstase zur Raserei steigert! Du siehst deine Züge krumm und verzerrt, geschwollen und geifernd, weil sie Nein sagen! – Kennst du das Antlitz Christi?

Savonarola

Herr!!

Luzifer

Jener war schön. Fast so wie ich. – Darum auch sprach er süße Worte. Darum auch hing er am Kreuz, zur Göttlichkeit aufbrennend in Leid und Größe. Dich Unschönen aber würgte man über dem Scheiterhaufen in nichts als kleines Märtyrertum.

Savonarola

Was brauchte ich Schönheit in dieser Zeit, die in Schönem wie in ihren brokatnen Gewändern

einherschritt? Was brauchte ich sie, der ich sie zu bekämpfen berufen war? Bargen nicht die Falten ihrer weichen Pracht alle Laster, alle Begierden, Lüste, Mord und unsägliches Schlechttun? Rast nicht neben den Schatten neugewachsener Kathedralen, aus dem Weihrauch neugeweihter Altäre, aus den Tönen runder Terzinen, dunkler Gamben, heller Bilder unerhörte Sünde zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester, Mutter und Sohn? Blitzt nicht an weichen Handgelenken, zwischen Kuß und Kuß und hinter dem Siegel eines Namenszuges Tötung? Wuchert nicht zwischen den Kirchenbänken und den Gebeten Unzucht? — Was brauchte ich Schönheit?

Luzifer

Was weißt du vom Laster, Savonarola? Was weißt du von der Schönheit? Von der Wollust? Was maßest du dir Berufung an, der du nichts als fromm bist! — Der Heiland war schön und umhellte mit seiner Klarheit alle Laster und Schatten der Erde. Er war vergeblich; denn er liebte. Aber er war nicht fromm; denn er wurde über die Welt hin und an die Ewigkeit gekreuzigt. Nicht als Mensch oder als Gott, sondern als Ziel! Vielleicht war er gar nicht, Savonarola! Vielleicht ist er der Mythos des Gefühls oder die köstliche Ahnung eines überreichen Augenblicks. Und zu was auch brauchte er gewesen sein, da sein Zweck so wenig oder so viel an das Lebendige gebunden ist wie der gültige Ablauf von Tag und Tag? Zu was auch, da er dem täglichen Menschen in der Unfaßlichkeit liegt, dem Weisen in der Sonne, dem Auserwählten in der Zukunft, dem Narren und dem Kind im Lächeln! Zu was auch, da sie den Hauch seines Wesens in den wenigen Stunden atmen, wo sie menschlich sind und sich liebend vergessen!

Savonarola (über des andern Hand)

Daß sich solche Worte aus dir finden!

Luzifer

Ich bin nicht Savonarola.

Savonarola

Herr, mich peitschte Gott, daß ich sie peitsche! Mich schlug die Zeit, daß ich sie schlage! Daß ich schlage — wissend, wissend, strafend! — bis mich das Zuviel an Richtersein selbst erschlug. Was kann ich gegen euren schönen Zweifel, ob der Heiland war? Was bin ich, daß ich es bewiese? Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! Ich weiß nur, daß ich war, hart, ein Mahner, ein Rächer! Nennt mich Rächer, Herr, nennt mich Krieg! Denn ich sah das zu Bekämpfende. Sah es mit meinem Leben, meiner Zeit und der Stimme in mir. Denn ich ermaß den Haß der Spannung zwischen Gut und Böse. Ich war so sehr das Gewissen aller, daß ich sie arm machte vor sich selber. Sie hatten Angst vor den Möglichkeiten meiner Mahnung und gaben sich Ohrfeigen, bevor sie Küsse tauschten, und liebkosten sich, bevor sie sich prügelten.

Luzifer

Sehr wohl, Savonarola! Du saßest in deiner Menschheit Blut und schiedest aus, da sie menstruierte. Du warst einen Augenblick lang Widerstand, verwirrtest einen Augenblick lang die wundervolle Mechanik des menschlichen Gleichgewichts und wurdest zwiefach getötet, als das unbarmherzige und urgesunde Gewissen der Irdischen über dich zusammenschlug. Wenn Gott so verneinend ist, daß er einen Savonarola ausfüllt, dann müßte ich mich schämen, Satan zu sein. Doch ich will weder ihn noch dich Lügen strafen, weil eure Wechselseitigkeit auf einem Irrtum beruht. — Was ist dir Gott? — Ein erhabenerer Moses, der deinen Horizont mit Gesetzestafeln pflastert. Eine wandelbare Funktion, die sich vom Drohen des Zeigefingers bis zum Peitschenstiel zu strecken vermag, vom Schlag der Zunge bis zum Henkerbeil, von der Sonne bis zum Scheiterhaufen. — Was glaubst du, ihm zu sein? — Mund, Gebärde, Laut, Lob, Strafer, Nachrichter, Peitschenschnur, Donner seinem Blitz, Echo seinem Schatten. — O, Irrtum über Irrtum! Täuschung über Täuschung! – Denn wisse: Gott ist nicht. Nicht wie die Sonne oder der Mensch oder der Scheiterhaufen. Er kann sein. Wenn ein Wesen oder ein Ding ihn ahnen muß. Wenn ich in dem Wesen und ich in dem Ding ahnen lasse, daß er ist. Gott wird immer durch meine Schlechtigkeit. Das ist

meine Güte. Gott wird immer durch der Menschen Sünde. Das ist meine Bestimmung. Ich bin der Passionsweg des Menschengebetes. — Nicht du, kleiner Bruder. Und nicht jener Größere, der das Menschengebet des Leides war und sein wird. – Jenen liebe ich, weil er mir hilft, von seinem Gegensatz her. Deiner Seele streichele ich die Vergeblichkeit und freue mich ihrer im Namen meiner Menschen. – Jeder Tag hat seinen Heiland. Du warst vier Jahre der Antichrist und griffest zuerst nach den Sündern. Ich ließ es lächelnd. Dann griffest du nach der Schönheit deiner Zeit, spieest meinen Menschen ins Gesicht und in die edlen Werke, wurdest Antiluzifer. Man strangulierte und verbrannte dich. – Du bleibst nicht allein in dem Geschehen der Jahrhunderte, Fra Girolamo; so wenig wie du der erste bist. Gott, ich und die schönen Menschen, wir alle, die wir lichtvoll sind, bedürfen der Opposition des Schattens. Das ist unser Fluch in Ewigkeit. Der kleine Schatten kann ein Savonarola sein – und doch klärt er sich noch zum Gewinst für mich und die Menschen –, kann jede Düsternis der Seele sein, die zu weit wird; der große aber ist: Krieg, Krieg, Krieg! Das ist die Dämmernis, die sich quer durch unsere Dreiheit schlägt und mich von meinen Menschen trennt, die Gott isoliert und unwirksam macht. Und Jesus ertrinkt in ihr. Jesus stirbt in jedem Krieg von neuem und einen schlimmeren Tod als auf Golgatha. Krieg ist das Fassungslose, die unsägliche Umkehr allen Sinnes und aller Bejahung. Krieg ist die Not meines Atems, würgendes Fragezeichen hinter Gott und Mensch. Krieg ist die Faust, die mich Kerze zerpreßt und all meinen Widerstand im Menschen umstülpt zum Recht des Mordes. Hände, die ich zur Helle, zum tapferen Griff gegen das zu dunkle Morgen, zum Hobeln des zu gottgroben Lebens und zum weisen Sterben schuf, fallen in Blut und zersetzen sich an dem, was sie erfüllt. Hirne, die ich dämonisch fassettierte, damit sie über die Risse des Atems blinkten, die Straßenschäden des Glaubens überglänzten und den Kantenregen des Augenblicks klüglich einfingen, schlagen tölpisch ineinander oder bedenken Möglichkeiten, sich gegenseitig auslaufen zu lassen. Augen, die sahen: Farben, Freuden, Sonnen, Kruzifixe, Menschen und die lustvollen Verschleierungen des Unharmonischen, ein Stückchen des Weges vor sich, ein kleines des Weges hinter sich und viele, viele Kinder, – Augen, die sahen, zittern mit den Lidern und zielen Tod in die des Nächsten. Sittlichkeit, von mir gestützt und durch Vergehen vertieft, wird abgeworfen wie ein Nesselkleid, Schönheit verhöhnt, so sie nicht athletisch gebaut ist, und Liebe dem Hochverrat gleich. Jemand, auf dieser und der anderen Seite an der Spitze, hebt den Arm, – und tausend Mütter schreien nach dem Warum des Gebärens, tausend Frauen flackern mit weinenden Tüchern in ihre Unvollendung, tausend Kinder lächeln nutzlose Beschämung in den Tag. Tausend Männer brüllen den Atem hinaus! Und die Geschichte blättert sich grausam und eifrig raschelnd um, nicht wissend, warum die Menschen so groß sind, daß sie sie vergessen.

Savonarola

Und Ruhm, Sieg, Macht, Sonne der Eroberung, Triumph neuer Gebiete und erzwungener Menschen? – – Doch ich sage die hellen Worte matt, und mir ist, als rede ich töricht. Sprich: sie sind nichts! Sind nur die Schlagschatten ihrer großen Negationen! Was ist Ja und was ist Nein! (Ausbrechend) Herr!! Was ist Ja und was ist Nein!! Löse mich von mir, daß ich weiß, wer ich war! Löse mich von meinen Zwecken, selbst von Gott, damit ich sie und ihn und mich ahne! Laß mich in dir eingehen, in dein dunkel-helles Licht! Gib mir einen Standpunkt! Nec frustra vixisse videar!

Luzifer (lächelnd)

So wenig vergeblich wie jede Summe eines Lebens und so vergeblich wie die Wut in dir. – Als mich Jehova böse in den Gegensatz stieß, klammerte ich mich vor dem unendlichen Fall an einen kaum erwachten Nebel. Der strebte in großer Angst zur anderen Seite und zerrann

haftend um Gottes Knie. – Lasse den Menschen los, sprach der Alte und hob die Hand. Meine Schwere aber, in das Wesen verkrallt, riß es entzwei und unter sich. So zerschellte ich nicht, sondern wurde vom menschlichen Werden geruhsam zu mir selbst getragen. Der Herr, im Zorn auf mich, gab seiner Nebelhälfte vieles und schickte sie hinab auf die Erde; ich gab der meinen dankbar mich und sandte sie hinauf zur andern. Das ist eure Synthese. Du bist als Mensch die Summe einer Reihe, der Zusammenfluß von Ja und Nein: zur Hälfte von mir gestiftet; und als Eiferer ein rasender Kreis um dich Mensch, um Gut und Böse, um Gott und mich; als Mittelpunkt nicht dich und nicht mich und nicht Gott: sondern Sehnsucht. Was soll ich um der anderen Hälfte willen mich von dir abziehen und dich unkenntlich machen? Oder warum sollte ich dich reformieren? Oder warum dich zu mir nehmen? – Ich habe mit dir geplaudert. Du hattest etwelchen Nutzen davon und einige Aufregung. Gehe jetzt in Frieden deinen Weg zu Gott.

Savonarola (zögert gesenkten Kopfes, greift mit Fingern und Lippen nach unsäglichen Worten und geht dann schwere Schritte zur Seite)

Luzifer
Savonarola!

Savonarola (mit schneller befreiter Wendung)
Herr!

Luzifer
Sage Ihm, daß ich dich Toten Liebe lehrte.

Savonarola (auf die Knie gerissen und mit sehnsüchtigen Armen zu ihm hin, leise) Ecce – – –

Aufgellende Pansmusik überhallt das letzte Wort. Töne und Mondlicht umschwingen Luzifer und werden blasser, weil er nicht mehr sichtlich ist. Einer letzten Flöte Mänadenlächeln geht mit Savonarola bis zum Eingang seines Weges. Schon sind die Farben nicht mehr. Müde Nebel erfüllen die Szene. Schweigen.

(Aus „Die Heiligen", Legendäre Geschichten, demnächst im Verlag Georg Müller erscheinend.)

AUS UNS DIE WELT! *Alfred Wolfenstein*

Den Kameraden im Frühling-Herbst 1918

Aus Enge schwebend zum Balkon hinaus,
Sein schwacher Tropfen hängt mit mir am Haus —:
Auf schwanken Wolken strahlen, weiß wie Degen,
Die Augen dunkler Geister mir entgegen.

O, aufgewölbt ins dunkle Niederwölben
Die Erde weicht, Trompetenmund des gelben
Mondes gellt — und taumelnd Erde hängt
Am Rand der Welt, aus Sternenwelt verdrängt.

Doch hart umfängt den Ball am Horizont
Ein Reifen Qual, blutrot von Höll' umsonnt,
Und hält ihn fest, und die verlöschten Lande
Stehn vor den Sternen arm in wilder Schande.

Unsicher stürmisch, ihre Frucht und Ehre,
Tret ich zu ihr hinaus bis an die Leere —:
Es schimmert meiner Brust entblößte Wacht
Entgegen unsichtbarer Übermacht.

Nacht um uns Erde — Wie der Erde Glut
Erfriert im Innern, — kalt wird unser Blut!
Wie Sturm bewußtlos schmettern unsre Kehlen
Einander hin mit finsteren Befehlen.

Starr stampft der Fuß im brüllenden Gewimmel,
Kein Schwung aus ihr, nur Leid hält sie im Himmel —
Bis durch des Sommers rot verdorrten Baum,
So lange sanglos, donnert Traum!

Das böse Schweigen rings und himmelwärts
Soll immer schwerer werden als mein Herz,
Ich fühle rings den Traum den Schlaf bezwingen,
Tief Atmen saust aus Herzen mir in Schwingen.

Der Traum steht auf, aus Leides Innern bricht
Der Erde neues Sternenlicht!
Träumer der Welt! — da schrumpft die Nacht, fruchtlos geschwellt —
Arbeiter der Welt, die niemals war! Zeuger der Welt!

Aus uns die Schöpfung —! Menschenwelt —! Zum Rand
Des Abgrunds tret ich: Birst in jedem Band —
Kein Sturz zu Boden soll uns rückwärts biegen,
Uns Flatternde, uns Würdige zu fliegen!

WIR STÖHNEN

Walter Rheiner

Hugo Zehder gewidmet

Wir stöhnen... ach, und die tobenden Himmel
Hörten uns nicht! – Da: über uns hin
Vollendet den goldenen Weg, unfaßbar ferne,
Der teure, der heilige Mond.

Mond! Wiege der Kindheit, der wir entschlummerten,
– der uns entstahl der grausame Gott. – Da fanden
Entsetzlich wir uns wieder in Wüste-Städten, Mord-Geländ;
Antlitz gefälscht uns und Blick.

Gift aus den schwälenden Tagen troff uns
Ins Auge (musiknem Geschwister der Sterne), das weinte
Aus des Antlitzes Abend-Gewölken leis uns ins Herz.
Unmerklich so verloren wir uns.

Doch da rauscht auf die Musik!... Wir stöhnen.
Wir stöhnen!... Ach, unser Herz weht auf,
Hebt sich grenzenlos hin, schnell entfaltete
Blume kosmischen Äthers.

Wir stöhnen!... Ach, und die Arme werfen wir weit
Auseinander. Unserer himmlischen, unserer ewigen
Heimat dehnt sich die Brust. Unvergängliches: Musik
Schenkt uns den Firmamenten zurück!

GESANG

Kurt Heynicke

Stürzt die Ferne in meine Seele,
Singt süßer Sang in mir.
Ich fühle,
Daß ich nicht einsam bin.

So nahe du bist,
Bruder Mensch,
Die Ferne, die den Bogen um uns schlägt,
Eint unsere Träume.

Hoch
Wölbt sich über uns Gottes Gesicht,
Und donnernd fällt der Raum unserer Gedanken
Über die gleichen Gebete der Freundschaft.

Eine
Sehnsucht ist der Kreis unserer Hände.
Lächelnde sind wir
Über den Schreien der Menschen.

STUNDE

Kurt Heynicke

Wenn hoch der Mittag schläft
Und wiegt die Wälder gold ins Licht,
Leg deine Seele grün ins kühle Moos
Und höre auf die Sonnenflöte,
Die durch die braunen Wege singt.

Dann
Schlafen deine Stunden ein
Und legen sich den Vögeln an die Brust,
Die Orgeln sind im grünen Dom des Waldes.

Und du wirst wirbelnd Sonnenlicht
Und kreist beseligt auf ins All:
O, wir,
Die leben dürfen,
Eins zu sein
Mit Sonne, Erde, Menschenherzen!

KRANKER SOLDAT

Henriette Hardenberg

Sie treten an mein Bett, sie drehen die Hände,
Ich weiß es: hinter ihren Fratzen steckt der Mord;
Wie eine Hyazinthe tragen sie mich fort.

Der fremden Ärzte Messer blitzen,
Sie zeichnen sich auf meinem Körper ein:
Du Bild aus Japan, mit gekrümmten Spitzen
Und Mondenschein.

Fremde arbeiten so nah an meinem Leben,
Ich kann ihnen nicht traun:
Ihre Eile scheint mich zu zerhaun,
Ihre Langsamkeit mir nichts zu geben.

Ich fluche, wenn ich neu geboren werde,
Ich halber Mensch, mit ewigen Wunden;
Doch einen Ausweg habe ich gefunden:
Geliebte, komm,
Dein wahrer Kuß umschüttet mich mit Erde!

STERBEN

Henriette Hardenberg

Der Tod kam kalt, er faßte mich an,
Ich lag wie ein Meer, breit zu treffen.
Ich wölbte mich auf und versenkte mich
Und sog ihn ein, ohne Rettung.
Wie stieß er meine Tür auf mit glatter Hand,
Wie verlöschte mein Atem

In seinem feuchten Gewande.
Er bewuchs mich
Und streckte seinen Schatten auf dem meinen aus.
In seinen Mundhöhlen starben meine Seufzer,
Mein Duft wurde zu Stein über mir,
Mein Staub zu Tanz meiner Knochen.
Über Abgründe preßte er mein Fleisch und Blut,
Über Gipfel zerrte er mein Fleisch und Blut.
Heimlich, mir zu helfen,
Sprang mein Geist auf meine Lippen,
Und im Strahlen des Kusses entflohen wir.

LIED

Henriette Hardenberg

Ich liebe dich, meine Frau,
Wie durch einen Wald gehe ich,
Dessen jeden Baum ich weiß,
Halbdunkel an mein Herz hinziehe.
Jede Rinde befühlt
Und aufgelöst oben durch das Haupt,
Das der Wind am klingendsten schüttelt.

Ich liebe dich, meine Frau,
Und meine Hände gehen
Wie sanfte Tiere in dir,
Lehnen sich an und ruhen sich aus.
Du lächelst weit.
Die heiße Sonne hat dich in ihren Schoß genommen.
Du steigst.

DER DOPPELTE URSPRUNG DES DEUTSCHEN EXPRESSIONISMUS

E. von Sydow

Wenn von „deutschem Expressionismus" die Rede ist, so kann diese Formel nicht als völlig richtig anerkannt werden. Denn der Umkreis des mit ihr bezeichneten Lebens ist nicht bloß vom deutschen Genius umzirkelt worden, sondern diese neudeutsche Kunst hat ihre Anregung vielfältig im Auslande gefunden, um sie dann ihrerseits in eine eigene deutsche Form zu gießen. Während, von Paris ausgehend, der Impressionismus in den achtziger und neunziger Jahren die Kultur der höheren Schichten Mitteleuropas bestimmte, sind es späterhin Anregungen und Anstöße aus weitergedehnten Gebieten, die sich nunmehr in Deutschland fruchtbar erweisen. Neben Frankreich treten jetzt Holland und Skandinavien, Rußland, die Schweiz und Italien. Sechs Namen und Gruppenbezeichnungen deuten auf die außerdeutschen Wurzelungen: Strindberg und Munch in den nordischen Reichen, van Gogh in Holland, Matisse und Picasso in Frankreich, Hodler in der Schweiz, die Futuristen in Italien, Dostojewsky und Tolstoi in Rußland. Daß ihr vielfältiger Einfluß so groß werden konnte, liegt an der eigentümlichen Einstellung des früheren deutschen Geisteslebens.

Denn die deutsche Geistigkeit im Anfange des 20 Jahrhunderts gleicht einem stillen Garten, in den von allen Seiten her grellstes Scheinwerferlicht hereinbricht: ruhig nach gemessener Formvollendung suchend in der Kunst Stefan Georges, ruhig und sehr skeptisch in Gerhart Hauptmanns Werken, – lebendiger, aber doch sehr kurzatmend in den Büchern Arno Holz' und Richard Dehmels. Außerhalb der deutschen Reichsgrenzen aber, im Norden, Westen und dann auch jenseits der Alpen im Süden, flammt die glühendste Lebendigkeit empor. So verschieden sie auch sind: die Munch, Strindberg, Picasso und Marinetti, – eines ist ihnen gemeinsam: die Leidenschaftlichkeit eines unendlich feurigen, brausenden Temperamentes, mit welchem sie die Probleme des Daseins ergreifen. Und was sie innerlich einigt, das ist das Erlebnis der großen Allgemeinheiten des Lebens, der willige Sinn für den metaphysischen Gehalt der Wirklichkeit, der Hinweis auf die tiefverborgene Wurzelung aller Einzelheiten in innerster Gemeinschaftlichkeit. Unaufhörlich proklamierten die Futuristen in ihren zahllosen Manifesten die „Dynamik des Lebens" als das wahrhaft Bedeutungsvolle des Daseins; – wie Katarakte stürzten unaufhaltsam ihre Werke voll von Wundern in breitestem Strome in die erstaunte Welt! Van Goghs monumentaler Impressionismus zwingt und zwängt das Einzelne hinein in die gewaltige und gewaltsame Kurvenbewegung seiner Linien und Farben. Und Strindbergs dramatische Gestalten haben ja allen shakespeareschen Naturalismus verloren, sind nur noch Masken und Symbole der großen Typen menschlichen Lebens: *des* Unglücklichen, *des* Greises, *der* Frau. Picassos negerhafte Idolisierung aber enthüllt das tiefliegende Metaphysische der primitiven Menschlichkeit. Alle diese großen Randgermanen und Ausländer haben die Gestaltungsart des Experimentalromans verlassen, sie konstruieren die Welt, sie stilisieren ihre Erscheinungsformen, sie drängen (je später

ihre Werke entstehen, desto bewußter) zum großen Stil, — zu einem Stil, der herausgeboren ist aus dem großen Gefühl für die Einheitlichkeit des Daseins, für den kernhaften Zusammenhalt aller noch so vielfältig zerrissenen Schalen des Werdens und Bestehens in einer leidenschaftlichen Stimmung des Willens und Gefühls.

Innerhalb dieser Leidenschaftlichkeit sind nun freilich Nuancierungen merklich: je weiter man südlich hinabsteigt, desto unbekümmerter entfaltet sich der Bewegungstrieb und mit ihm der Glaube an die diesseitige Welt; dem Nordländer fehlt die äußere Lebensfülle und damit das Vertrauen auf die erscheinungsgebärende Wahrheit, - ist es doch eine Art Skeptik, eine hamletische und noch stärker als hamletisch resignierte Nachdenklichkeit, die Strindberg sehr hemmt, seinen glühenden Lebenswillen abkühlt und ihn zum Verzichte treibt. Aber wie es sich hiermit auch im einzelnen verhalten mag, — Glut ist bei all diesen der innerste Lebenskern und äußerste Ausdruck ihres metaphysischen Erlebens, — Glut, die nicht nur, wie in den Versen Georges, als ewige Lampe und als „kleines Licht" vor dem Bilde des Allerhöchsten dienend leuchtet, sondern Glut, die — vulkanisch großartig weitergreifend — alles Nachbarliche in Flammen steckt, in Flammen, die großzüngelnd und lebendig immer weiter um sich fressen.

Man kann freilich nicht sagen, daß Deutschland jedes großen Temperamentes völlig bar gewesen wäre. Die Stimme *Nietzsches* war allerdings nicht mehr in ihrer mündlichen Beredsamkeit lebendig. Aber ihr Pathos schwebte noch fordernd in der Luft, wie die dunkle Gewitterwolke unübersehbar am allzu klaren Himmel steht. Sie hatte sich nicht ausgegeben, nicht sich ermattet und nicht sich ermüdet, — aber ein Echo der Tat war ihren Forderungen nicht zuteil geworden. Anregungen aller Orten und Enden war ihr Erfolg, große Bereitschaft der Geister auf das kommende Große, — Entschlossenheit und Willensbereitschaft, aber auf wirkliches Tun blieb sie einflußlos. — Diese Einflußlosigkeit hatte ihren zwiefachen Grund.

Die Lehre Nietzsches war letzten Endes doch abstrakt geblieben, rein auf das innerliche Selbst-Gefühl in ihrer Wirkung beschränkt deshalb, auch in ihrer Lebens-Anweisung nicht so ins Anschaubare hinausgreifend, hineingreifend wie die Vorschriften der altdeutschen Idealistik Fichtes. So zeigten Nietzsche und seine Anhänger kein eigentliches Werk als Vorbild, ja kaum einmal deutlich den Weg zum Werke, so blieben sie nur Atemholen der großen Stimme des Weltgeistes vor dem Ausspruch des konkret-schöpferischen Wortes.

Und dann blieb die Lehre vom Übermenschen wirkungslos aus einem viel wesentlicheren Grunde: sie war zu individualistisch eingestellt; zum mindesten wurden ihre Thesen historisch wirksam interpretiert in allzu schroff individualistischem Sinne, als daß sie sich nicht hätten überschlagen sollen. Denn allen Einseitigkeiten ist es eigentümlich, daß sie sich in ihrer lehrhaften Reinheit nicht erhalten können, sondern mit fast unausweichlicher Folgerichtigkeit des Paradoxes in ihren Gegensatz sich verwandeln. Dem radikalen Individualismus Nietzsches ist dieses Schicksal nicht erspart geblieben.

Nietzsche war ja der große Prophet des Individualismus in Deutschland. Er ist der gewaltigste Befreier gewesen, den die deutschen Seelen seit Luther erlebt haben. Aber sein großer und so unendlich willkommener Aufschwung zur geistigen Freiheit wurde von dem allzu Enthusiastischen in eine Sackgasse geleitet.

Eine erläuternde Nebenbemerkung ist hier notwendig. Es gibt zwei sehr verschiedene Formen des Individualismus. Einmal der Wunsch, etwas ganz anderes zu sein als alle anderen Menschen: A will in keinem Punkte seiner Lebensäußerungen mit B oder C identisch sein. Zweitens aber der Wille: sich so darzuleben, wie man eben ist, — ganz gleich, ob nun eine der eigenen Lebensformen sich mit der eines anderen Menschen deckt oder nicht. Es ist mir wahrscheinlich, daß man nur diese zweite — man darf sagen: Goethehafte, Georgehafte — Einstellung des Lebenswillens als eigentlichen Individualismus bezeichnen sollte; denn in der ersten liegt noch eine, wenn auch durch Negation getrübte, Beziehung auf soziale Zusammenhänge. Doch handelt es sich gerade bei unserem Problem um jenen ersten, uneigentlichen Individualismus und seine künstlerische Betätigung unter dem Leitmotiv: produziere Nie-Dagewesenes, Unvergleichbares, sei Schöpfer der nur dir eigenen Welt! Werde ein Unvergleichlicher!

Diese Forderung kann je nach der Intensität ihres Ausspruches verschieden wirken. Einmal als Antrieb lediglich zur persönlichen Formulierung von Wort

und Strich, – so wird sie nur ein leidenschaftlicheres Verhalten zur eigenen Seele und zur Wirklichkeit erzeugen. Dann aber, indem sie sich aufs Höchste intensiviert, als Aufpeitschung zum Willen: aller Wirklichkeit zu entfliehen. Denn die Objektivität schafft, so sehr man sie auch vergewaltige, doch eine Gemeinsamkeit zwischen den Vereinzelten. Die fast unbegrenzte Vereinsamung erringt sich erst in der Phantasiewelt des Irrealen, im subjektivistischsten Willen und in der Vorstellung. Hier scheint das Paradies aller Eigenbrötler sich endlos zu dehnen! Und doch nicht ganz erfüllt sich solche Hoffnung. Denn das Innere wirft sich irgendwie ins Äußere hinaus, um anderen (zum mindesten sich selbst in verschiedenen Momenten des eigenen Daseins) verständlich zu werden. So konstituiert sich doch sogleich eine Bindung zwischen dem äußerst Phantastischen und seinen Mitmenschen.

Aber nicht bloß diese so selbstverständliche Abschwächung des radikalen Individualismus ist zu betonen. Es ergibt sich noch ein weiteres, sobald er mit verabsolutierender Härte und Leidenschaftlichkeit gefordert wird. Die Phantasieform bekommt einen sehr gleichförmigen, starren Charakter. Denn sie zerbricht alle Gepflogenheiten und Traditionalismen zwar in radikaler Weise und geht auf das Ursprüngliche des Einzel-Ichs zurück. Damit ergreift sie zwar den festen archimedischen Punkt, von dem aus jeder Mensch die Welt bewegt. Aber je radikaler der Individualismus in seiner Leidenschaftlichkeit ist, desto einförmiger müssen seine Lebensäußerungen werden, desto schematischer wird seine Kunstformung. Allein schon durch diese *Schematik* hat solche Lebenshaltung betonten, offensichtlichen Konnex mit der Welt der Allgemeinheiten, Begrifflichkeiten; denn der Begriff ist das allen Einzelheiten identisch innewohnende Schema dieser Dinge.

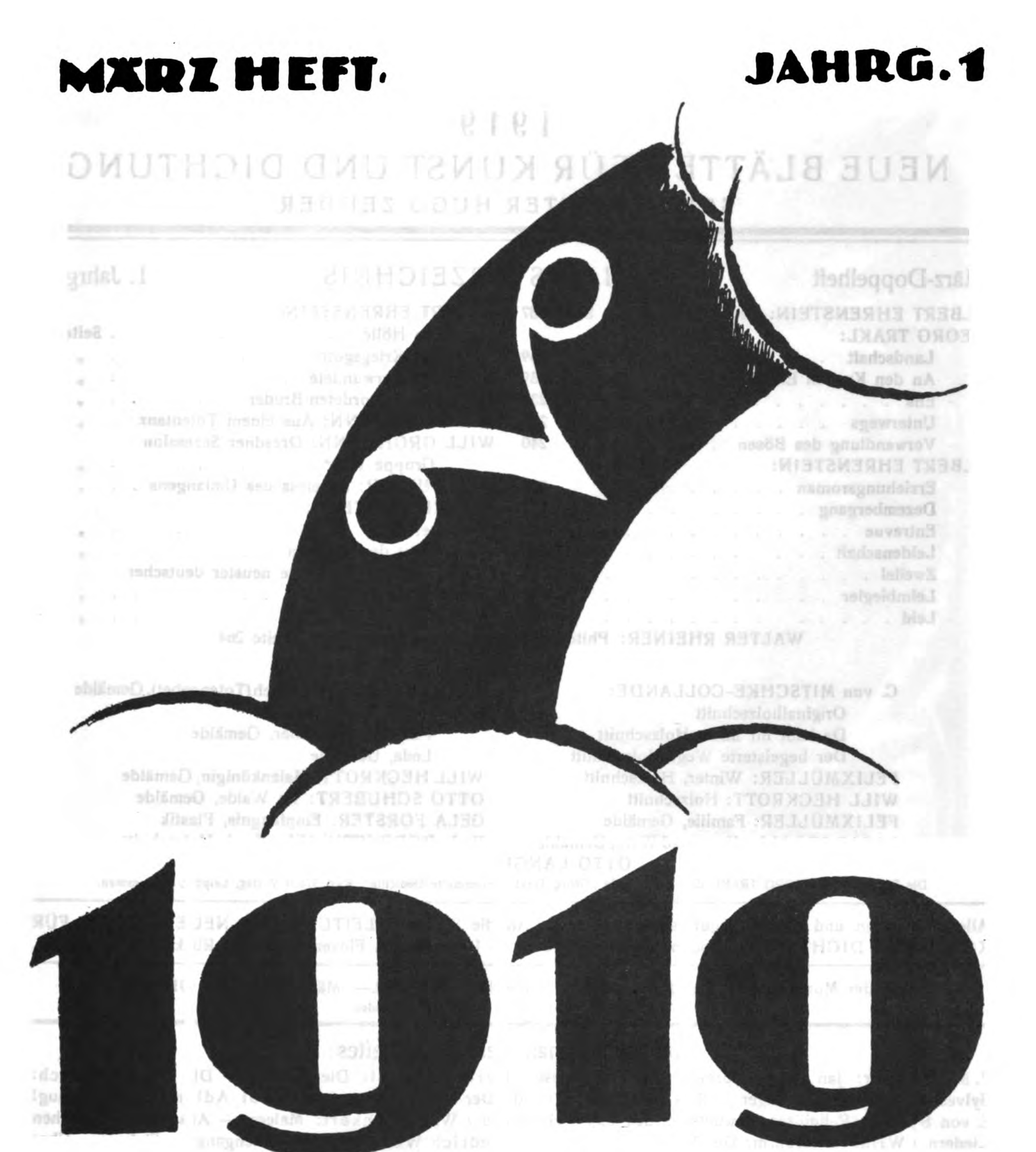
Solche Ähnlichkeit ist nicht bloß eine scheinbare, oberflächliche. Sie wächst logisch hervor aus dem Widerstreit zwischen dem Prinzip der Individualistik mit der unaufhebbaren Fesselung des Menschen an die Welt der Sichtbarkeiten. Denn da die Subjektivität des Menschen doch irgendwie der Objektivität verpflichtet bleibt, sie als irgendwie vorhandenes Material seiner Gestaltungen doch verwenden muß, – bleibt er aprioristisch hingewiesen auf die Welt der Gegebenheiten. Der Wille zum reinen Individualismus zerbricht. Denn wer sein Auge vor der gegenwärtigen Wirklichkeit verschließt, in dem wird das Gedächtnis der Gattung wach und wirksam. Erlischt vor dem Gluthauche des Fanatischen die Brücke zwischen ihm und der Umwelt, so werden die Restbestände, welche er aus den Erfahrungen der früheren Generationen ererbt hat, in ihm lebendig: *das Gattungs-Bewußtsein und die Gattungs-Norm.* Diese angeborenen Restbestände der vorgeburtlichen Erfahrungen der Gattung sind das, was wir als „Begriff" zusammenfassen. Nur die intensive Ergreifung der Gegenwart ermöglicht die Individualisierung und verwirklicht sie; die extreme Individualistik und ihr Verzicht auf Erfahrungen drängt den Menschen in die Ewigkeit und ihre Allgemeinheiten zurück. Das Werk, das nun ersteht, hat nicht mehr die Verwandlungsfähigkeit einer Beseelung, die aus dem Erleben der rastlosen Wechselung der Wirklichkeit entspringt, sondern die unwandelbare Stabilität des Begrifflichen. Denn in der wandellosen Ewigkeit leben – insofern hier noch von „leben" die Rede sein kann – nicht die wechsel-liebenden zeitlichen Dinge voller Probleme und Zweifelhaftigkeiten, sondern die Schemata der Menschen und Dinge: ihre Begriffe. An die Stelle der einzelnen Wirklichkeiten tritt ihre gewissermaßen embryonale Form, ihre Andeutung, ihr Symbol oder ihr metaphysischer Beginn.*) Die Wendung des Lebens von dem Sich-Einfühlen in die naturhaften Einzelheiten zur willensvollen Formulierung der *unter-individuellen*, begrifflichen Wesenheiten oder *der Umschwung aus dem Impressionismus zum Expressionismus ist eine logische Folgerung des radikal individualistischen Lebensprinzipes.*

Dieser Umschwung ist nicht ein Ereignis, das in Europa so neu wäre. Eben in der Kunst jener großen Ausländer: der Munch, van Gogh usw., zeigt sich der gleiche Vorgang, nur deutlicher und früher als in Mitteleuropa. Beide Strömungen – des Auslands und Inlands – verschmelzen nun in eins; und ihr Resultat ist der *deutsche Expressionismus,* – hervorgegangen aus fremdländischem Einfluß und einheimischer Dialektik des Lebensprinzipes.

*) Hegel hat einmal die Philosophie in ihrem Wissen um die Allgemeinheiten der Welt als das Rettungsmittel aus der Zerbröckelung einer allzusehr vereinzelten Lebendigkeit hingestellt. Erweitern wir diese Auffassung, indem wir statt Wissen: Erlebnis sagen, so können wir ihr beistimmen. Unsere zeitgenössische Kunst mit ihrer Wendung vom rein Individuellen zum Allgemeinen in Form und Inhalt ist ein Beweis für die Richtigkeit der Hegelschen Meinung.

Man braucht nur auf die Produktion der neuesten Dichter zu blicken, um überall große typisierte Gestalten, vom Pathos der Ewigkeit erfüllt, zu finden: — so bei Kasimir Edschmid unter unaufhörlich wechselnder Maske: *den* Abenteurer, — so bei Werfel: *den* Menschenfreund, — so bei Hasenclever: das Problem der Generationsunterschiede, — so bei Kokoschka: die dynamische Spannung zwischen *dem* Mann und *der* Frau. Gewiß sind es nicht kühle erkennerische Schemata, sondern pathetisch erfühlte Lebenstendenzen, aber diese eben doch ergriffen gleichsam in ihrem allgemeinsten, unterirdischen Wurzelpunkt, nicht in ihrer überirdischbesonnten Blüte. Und diese Wurzel reicht unendlich tief hinunter in den Kern der Welt, in die Ewigkeit; — und ihr Erdreich, in welchem sie gedeihen, ist die expressionistische Religiosität.

INHALT DES JANUARHEFTES:



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

März-Doppelheft — 1. Jahrgang

INHALTSVERZEICHNIS

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—, März-Doppelheft 1919 M 4.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt des Januarheftes:

F. M. Huebner: Jan van Ruisbroek: Vier Gleichnisse / Hertha Triepel: Die Fremde — Die Zeit / Dietrich: Sylvesters Nachtlied — Pilger — Los / Paul W. Eisold: Der Wiedergekreuzigte / Paul Adler: Genug, Genug! E. von Sydow: Religiöses Bewußtsein des Expressionismus / W. E. Peuckert: Maleen — Aus den herbstlichen Liedern / Wilhelm Klemm: Der Baum — Gedichte / Friedrich Wolf: Heiliger Birkengang — Fieber — Über einem Bilde / Friedrich Sebrecht: Das Lebenslied.
Abbildungen: Otto Lange: Kopf II — Lesender Akt — Parklandschaft — Fünf Katzen — Akt mit Hut.

Aus dem Inhalt des Februarheftes:

Ein Aufruf der russischen Künstler / Karl Otten: Früh am Morgen — Da Erde Todesnähe spürte — Gesicht H. Z.: Friedrich Ahlers-Hestermann / Alfred Neuman: Fra Girolamo / Alfred Wolfenstein: Aus uns die Welt! Walter Rheiner: Wir stöhnen / Kurt Heynicke: Gesang — Stunde / Henriette Hardenberg: Kranker Soldat — Sterben — Lied / E. v. Sydow: Der doppelte Ursprung des deutschen Expressionismus.
Abbildungen: Otto Lange: Fischpredigt / Friedrich Ahlers-Hestermann: Vorstadt in Hamburg — Die Elbe bei Blankenese — Dorf und Schloß Hardricourt — Blumenstilleben.



CONSTANTIN v. MITSCHKE-COLLANDE: Originalholzschnitt

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

GEORG TRAKL

Von Albert Ehrenstein

Wochenlang war Georg Trakl als Leutnant in einer Sanitätskolonne hin und her Galizien durchgezogen, ohne in Aktion treten zu können. Dann gingen sie freiwillig in Eilmärschen nach Grodek, wo ein Hilfsplatz ohne Ärzte und Verbandzeug war. Nach fünf Tagen „Grodek" wollte er sich töten. Er schluchzte: „Nein, ich kann nicht mehr leben, ich muß mich erschießen". Kameraden versuchten, ihn zu beruhigen, nahmen ihm den Revolver ab. Aber ein Regimentsarzt machte Meldung beim Etappenkommando, und Wochen nachher, nachdem Trakl bereits längst Herr seiner selbst geworden war und ruhig und unbehelligt Felddienst versehen hatte, erhielt er bei Tarnow Befehl, in die Festung: in das Schlachthaus Krakau zurückzugehen. Er glaubte, er käme zur Dienstleistung in die Spitalsapotheke. Zu seinem Schrecken erwies es sich, daß er zur Beobachtung seines Geisteszustandes ins Krakauer Garnisonsspital abkommandiert war. Vom 10. Oktober an konnte Georg Trakl keine Nacht mehr schlafen, in verfolgungswahnsinniger Furcht, eines Tages als Verräter aufgehängt zu werden. Trakl schrieb an einen Freund: „Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen, und ich verfalle recht oft in eine unsägliche Schwermut... Telegraphieren Sie mir einige Worte". Hätte die grenzenlose Melancholie des in eine Spitalszelle Gesperrten durch Entlassung, häusliche freundliche Pflege geheilt werden können? Ein kleines Fieber, eine Angina, veranlaßte die Ärzte, ihn zurückzubehalten, in einem düsteren Milieu, das auf Trakl nur den Eindruck machen konnte, er solle nächstens hingerichtet werden. In einem Schreiben vom 27. Oktober traf er letztwillige Verfügungen, schrieb: „Ich fühle mich fast schon jenseits der Welt". Dann entfloh er der Angina, der Enge der Welt.

Trakls Bursche, den sein Herr stets voll Güte behandelt, mit dem er alle Mahlzeiten geteilt hatte, der Bergarbeiter Matthias Roth, schrieb: „Mir nämlich erbarmt halt mein Herr immer und das werde ich mein Leben nicht vergessen... Ich denke immer und immer an meinen Werthen lieben guten Herrn, daß er so elendig und auf Solche Weise zugrunde gehen mußte! Also den 3. Abends war er noch so gut, und Brüderlich sagte er noch um halb 7 Uhr, bringen Sie mir Morgen um 7½ einen Schwarzen und ich soll Schlafen gehn. Und den 4. war's anders, mein lieber Herr brauchte keinen Schwarzen mehr, denn bei der Nacht hat ihn der liebe Gott zu sich gerufen".

Der Bursche brachte den „Schwarzen" pünktlich, sah aber durch's Guckloch, wie sein Herr mit geschlossenen Augen tiefatmend auf dem Rücken im Bett lag und wollte den sonst so Schlaflosen nicht wecken. Als sich Trakl lang nicht rührte, kam der Bursche mit einem Wärter wieder; sie riefen, rüttelten, sprengten Wasser — Trakl lag wie gelähmt, ohne die Augen zu öffnen, nur die Brust hob und senkte sich im Krampf. Ärzte kamen und ließen den Burschen nicht mehr ins Zimmer; die polnischen Wärter stießen den Treuen immer wieder zurück. Hie

und da konnte er einen Blick ins Zimmer werfen; spät am Abend lag Trakl noch unbeweglich da, nur das Herz ging stürmisch auf und ab. Am 4. November früh war die Leiche mit einem Leintuch zugedeckt. In der Totenkapelle wiederholte der Bursche sein Verlangen, den Herrn noch einmal zu sehen, so ungestüm drohend, daß man den Sarg öffnete. Er sah eine Schnittwunde an der Schläfe und eine am Hals (wohl von der Obduktion.) Sieben Särge wurden summarisch eingesegnet, durch Zivilisten in den Militärfriedhof getragen, in Einzelgräber versenkt. Beim Begräbnis Georg Trakls war der Bergarbeiter Matthias Roth der einzige Anwesende.

> ... Am Abend versinkt ein Glockenspiel, das nicht mehr tönt,
> Verfallen die schwarzen Mauern am Platz,
> Ruft der tote Soldat zum Gebet,
> O, ihr zerbrochenen Augen in schwarzen Mündern ...

Es starb Trakl in Krakau, starb um Galizien, starb für uns, nahm das Leid auf sich, bis er es nicht mehr ertrug und dahinschwand. Sein Leben war stets umschattet gewesen, sanfte Melancholie vor dem Tod, den er immer sah, ein Hintaumeln vor der Verwesung, die er immer fühlte. Hie und da freute ihn noch Braun des Waldes, dann floh er wieder in die Betäubung, die ihm Wein, Veronal, Morphium schufen ... Der stärkste Eindruck seines friedlichen Lebens war es gewesen, als er einmal vom vierten Stock eines Hauses einen Zigarettenstummel abwärts fallen und dann glimmen, hinglimmen, verglimmen sah, übergehen in ein Nichts, in graue Asche. Und stundenlang konnte er von dem gräßlichen Anblick sprechen, den ihm eine Kröte bereitet, irgendwo in der Nähe eines Tunnels ... Nun kam er nach Galizien, sah Ukrainer gehängt, sah, wie ein Schwerverwundeter sich und der Qual eines Blasenschusses ein Ende setzte, sah, wie menschliches Hirn die Wände bespritzte. Sein Mitgefühl entrückte ihn, wie er es in seinem herrlichsten Gedichte, im „Helian“ prophezeit hatte: „verliert sich der Fremdling in schwarzer Novemberzerstörung“.

Er war von Hölderlins Art, aber er durchlief rascher die Bahn. Wir sollen nicht klagen, „wenn ein eherner Engel im Hain den Menschen antritt“. Er war der Vollendung nahe in dem schmerzlichen Rufen seiner Gedichte. In ein Stammbuch schrieb er: „Schaudernd unter herbstlichen Sternen neigt sich jährlich tiefer das Haupt“. Wir wenigen, denen er teuer war, hofften wenigstens dieses — aber sein schlichtes, früh von hinfälligem Silbergrau geätztes Haupt wird sich nicht mehr in unserer Mitte tiefer senken, er ließ uns allein. „O, wie einsam endet der Abendwind“. —

> ... Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
> Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
> Schritte durch Blutnebel, schwarzes Eisen schellt,
> Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen ...

Georg Trakls Gedichte waren eine Todesahnung, er war ein Dichter der Verwesung, und nicht nur die zitierten Zeilen wußten früh um den zermalmenden Krieg. Eben darum mußte er die wenigen unter den seienden Dingen, die ihm gefielen, immer wieder sagen ... Blau und Braun, Mond und Mohn, Ölbaum und Amsel kehren wieder in seiner stoischen Landschaft, bis ans Ende. Sein letztes Gedicht „Grodek“ ist von den andern kaum verschieden. Er war in einem hohen Sinn unverbesserlich. In den „Gedichten“ noch mochte die Qualität variieren von irdischen Anfängen bis zum himmlischen „Helian“.

In „Sebastian im Traum“ singt er sein monotones Lied bereits mit so großer Inbrunst, daß qualitative Intervalle nicht mehr vorhanden sind und nur die Prosastücke in diesem ekstatischen Buche einen Weg hinaus über die unübertreffliche Vollkommenheit der Gedichte andeuten. Die düster-poetischen Prosavisionen lassen eine nun zerstörte Entwicklungsfähigkeit gewaltig ahnen. Aber man ließ diesen stillen Dichter, der mehr Suicid als Cid war, als Kriegsfreiwilligen aufs Schlachtfeld. Nun ist er ganz still geworden. In Salzburg geboren, in Krakau gestorben — dazwischen liegt das alte Österreich. Einige in Wien und Innsbruck und Berlin kannten ihn. Wenige wissen, wer er war; wenige wissen um sein Werk: daß keiner in Österreich je schönere Verse schrieb als Georg Trakl.

LANDSCHAFT

Georg Trakl

Septemberabend; traurig tönen die dunklen Rufe der Hirten
Durch das dämmernde Dorf; Feuer sprüht in der Schmiede.
Gewaltig bäumt sich ein schwarzes Pferd; die hyazinthenen Locken der Magd
Haschen nach der Inbrunst seiner purpurnen Nüstern.
Leise erstarrt am Saum des Waldes der Schrei der Hirschkuh,
Und die gelben Blumen des Herbstes
Neigen sich sprachlos über das blaue Antlitz des Teichs.
In roter Flamme verbrannte ein Baum; aufflattern mit dunklen Gesichtern die Fledermäuse.

AN DEN KNABEN ELIS

Georg Trakl

Elis, wenn die Amsel im schwarzen Wald ruft,
Dieses ist dein Untergang.
Deine Lippen trinken die Kühle des blauen Felsenquells.

Laß, wenn deine Stirne leise blutet,
Uralte Legenden
Und dunkle Deutung des Vogelflugs.

Du aber gehst mit weichen Schritten in die Nacht,
Die voll purpurner Trauben hängt,
Und du regst die Arme schöner im Blau.

Ein Dornenbusch tönt,
Wo deine mondenen Augen sind.
O, wie lange bist, Elis, du verstorben.

Dein Leib ist eine Hyazinthe,
In die ein Mönch die wächsernen Finger taucht.
Eine schwarze Höhle ist unser Schweigen,

Daraus bisweilen ein sanftes Tier tritt
Und langsam die schweren Lider senkt.
Auf deine Schläfen tropft schwarzer Tau,

Das letzte Gold verfallener Sterne.

ELIS

Georg Trakl

I

Vollkommen ist die Stille dieses goldenen Tags.
Unter alten Eichen
Erscheinst du, Elis, ein Ruhender mit runden Augen.

Ihre Bläue spiegelt den Schlummer der Liebenden.
An deinem Mund
Verstummten ihre rosigen Seufzer.

Am Abend zog der Fischer die schweren Netze ein.
Ein guter Hirt
Führt seine Herde am Waldsaum hin.
O! Wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage.

Leise sinkt
An kahlen Mauern des Ölbaums blaue Stille,
Erstirbt eines Greisen dunkler Gesang.

Ein goldener Kahn
Schaukelt, Elis, dein Herz am einsamen Himmel.

II

Ein sanftes Glockenspiel tönt in Elis' Brust
Am Abend,
Da sein Haupt ins schwarze Kissen sinkt.

Ein blaues Wild
Blutet leise im Dornengestrüpp.

Ein brauner Baum steht abgeschieden da;
Seine blauen Früchte fielen von ihm.

Zeichen und Sterne
Versinken leise im Abendweiher.

Hinter dem Hügel ist es Winter geworden.

Blaue Tauben
Trinken nachts den eisigen Schweiß,
Der von Elis' kristallener Stirne rinnt.

Immer tönt
An schwarzen Mauern Gottes einsamer Wind.

UNTERWEGS

Georg Trakl

Am Abend trugen sie den Fremden in die Totenkammer;
Ein Duft von Teer; das leise Rauschen roter Platanen;
Der dunkle Flug der Dohlen; am Platz zog eine Wache auf.
Die Sonne ist in schwarze Linnen gesunken; immer wieder kehrt dieser vergangene Abend.
Im Nebenzimmer spielt die Schwester eine Sonate von Schubert.
Sehr leise sinkt ihr Lächeln in den verfallenen Brunnen,
Der bläulich in der Dämmerung rauscht. O, wie alt ist unser Geschlecht.
Jemand flüstert drunten im Garten; jemand hat diesen schwarzen Himmel verlassen.
Auf der Kommode duften Äpfel, Großmutter zündet goldene Kerzen an.

O, wie mild ist der Herbst. Leise klingen unsere Schritte im alten Park
Unter hohen Bäumen. O, wie ernst ist das hyazinthene Antlitz der Dämmerung.
Der blaue Quell zu deinen Füßen, geheimnisvoll die rote Stille deines Munds,
Umdüstert vom Schlummer des Laubs, dem dunklen Gold verfallener Sonnenblumen.
Deine Lider sind schwer von Mohn und träumen leise auf meine Stirne.
Sanfte Glocken durchzittern die Brust. Eine blaue Wolke,
Ist dein Antlitz auf mich gesunken in der Dämmerung.

Ein Lied zur Gitarre, das in einer fremden Schenke erklingt,
Die wilden Holunderbüsche dort, ein lang vergangener Novembertag,
Vertraute Schritte auf der dämmernden Stiege, der Anblick gebräunter Balken,
Ein offenes Fenster, an dem ein süßes Hoffen zurückblieb —
Unsäglich ist das alles, o Gott, daß man erschüttert ins Knie bricht.

O, wie dunkel ist diese Nacht. Eine purpurne Flamme
Erlosch an meinem Mund. In der Stille
Erstirbt der bangen Seele einsames Saitenspiel.
Laß, wenn trunken von Wein das Haupt in die Gosse sinkt.

VERWANDLUNG DES BÖSEN

Von Georg Trakl

Herbst: schwarzes Schreiten am Waldsaum; Minute stummer Zerstörung; auflauscht die Stirne des Aussätzigen unter dem kahlen Baum. Langvergangener Abend, der nun über die Stufen von Moos sinkt; November. Eine Glocke läutet, und der Hirt führt ein Herde von schwarzen und roten Pferden ins Dorf. Unter dem Haselgebüsch weidet der grüne Jäger ein Wild aus. Seine Hände rauchen von Blut, und der Schatten des Tiers seufzt im Laub über den Augen des Mannes, braun und schweigsam; der Wald. Krähen, die sich zerstreuen; drei. Ihr Flug gleicht einer Sonate, voll verblichener Akkorde und männlicher Schwermut; leise löst sich eine goldene Wolke auf. Bei der Mühle zünden Knaben ein Feuer an. Flamme ist des Bleichsten Bruder, und jener lacht vergraben in sein purpurnes Haar; oder es ist ein Ort des Mordes, an dem ein steiniger Weg vorbeiführt. Die Berberitzen sind verschwunden, jahrelang träumt es in bleierner Luft unter den Föhren; Angst, grünes Dunkel, das Gurgeln eines Ertrinkenden: aus dem Sternenweiher zieht der Fischer einen großen, schwarzen Fisch, Antlitz voll Grausamkeit und Irrsinn. Die Stimmen des Rohrs, hadernder Männer im Rücken, schaukelt jener auf rotem Kahn über frierende Herbstwasser, lebend in dunklen Sagen seines Geschlechts und die Augen steinern über Nächte und jungfräuliche Schrecken aufgetan. Böse.

Was zwingt dich, still zu stehen auf der verfallenen Stiege, im Haus deiner Väter? Bleierne Schwärze. Was hebst du mit silberner Hand an die Augen; und die Lider sinken wie trunken von Mohn? Aber durch die Mauer von Stein siehst du den Sternenhimmel, die Milchstraße, den Saturn; rot. Rasend an die Mauer von Stein klopft der kahle Baum. Du auf verfallenen Stufen: Baum, Stern, Stein! Du,

ein blaues Tier, das leise zittert; du, der bleiche Priester, der es hinschlachtet am schwarzen Altar. O, dein Lächeln im Dunkel, traurig und böse, daß ein Kind im Schlaf erbleicht. Eine rote Flamme sprang aus deiner Hand, und ein Nachtfalter verbrannte daran. O, die Flöte des Lichts; o, die Flöte des Tods. Was zwang dich, still zu stehen auf verfallener Stiege, im Haus deiner Väter? Drunten ans Tor klopft ein Engel mit kristallnem Finger.

O, die Hölle des Schlafs; dunkle Gasse, braunes Gärtchen. Leise läutet im blauen Abend der Toten Gestalt. Grüne Blümchen umgaukeln sie, und ihr Antlitz hat sie verlassen. Oder es neigt sich verblichen über die kalte Stirne des Mörders im Dunkel des Hausflurs: Anbetung, purpurne Flamme der Wollust; hinsterbend stürzte über schwarze Stufen der Schläfer ins Dunkel.

Jemand verließ dich am Kreuzweg, und du schaust lange zurück. Silberner Schritt im Schatten verkrüppelter Apfelbäumchen. Purpurn leuchtet die Frucht im schwarzen Geäst, und im Gras häutet sich die Schlange. O! das Dunkel; der Schweiß, der auf die eisige Stirne tritt und die traurigen Träume im Wein, in der Dorfschenke unter schwarzverrauchtem Gebälk. Du, noch Wildnis, die rosige Insel zaubert aus dem braunen Tabaksgewölk und aus dem Innern den wilden Schrei eines Greifen holt, wenn er um schwarze Klippen jagt ins Meer, Sturm und Eis. Du, ein grünes Metall und innen ein feuriges Gesicht, das hingehen will und singen vom Beinerhügel finsterer Zeiten und dem flammenden Sturz des Engels. O! Verzweiflung, die mit stummem Schrei ins Knie bricht.

Ein Toter besucht dich. Aus dem Herzen rinnt das selbstvergossene Blut, und in schwarzer Braue nistet unsäglicher Augenblick: dunkle Bewegung. Du — ein purpurner Mond, da jener im grünen Schatten des Ölbaums erscheint. Dem folgt unvergängliche Nacht.

ERZIEHUNGSROMAN

Von Albert Ehrenstein

Ich bin einer Familie entsprossen. Meine Mutter war eine Geborene. Auch mein Vater war ein Mensch. Im übrigen habe ich diese Leute nie kennengelernt. Der liebe Gott hat es so gewollt. Den schäbig zurückhaltenden Seitenverwandten habe ich nichts zu verdanken gehabt. Sie wärmten sich reich am Ofen, ich stand draußen und erprobte die Wasserdichte meiner empfänglichen Waisenknabenstiefel. Ich zerstand vor den Auslagen und sehnte mich. Aber der Schaufensterdekorateur hatte die Dinge, seine göttliche Welt, nicht für mich arrangiert. Ich sehnte mich, auch einmal im Raseurladen auf einem schwarzen Lederpolster zu sitzen und eingeseift zu werden. Hierauf hätte ich gern den erträumten Zylinder ergriffen und mich elegant und Trinkgelder verspendend entfernt. Mir blühte eine andere Wirklichkeit: ich konnte nur Motschker rauchen, die Zigarrenstummel, denen die Bürger das beste entzogen hatten. In den Volkskonditoreien saßen die Götter und aßen Buchteln, gefüllt mit Powidl, schwarzfunkelndem Powidl. Ambrosia nennen ihn die Alten. Nie befriedigt schlich ich um die glühenden Blechofen der Maronibrater — aber Kastanien, Bratäpfel und die weiß klaffenden Kartoffeln galten nicht mir, ihr Erwerb war an den Besitz von Münzen geknüpft, mit denen der Waisenvater mich nie versah. Wenn eine Herde von uns, bleichbackig, uniform vom grau in grau des Nebels gekleidet, unmunter die Vorortsstraßen durchstrich, fühlbar rottete sich das Mitleid in vorübergehenden Eltern zusammen und ballte sich zu Prügeln an die eigenen Kinder: „Sei folgsam und brav, Werner, sonst stirbt auch dir dein Vatti beziehungsweise Mutti."

Ich mag mich an die kargen Tage der Kindheit und geschändeten Jugend nicht erinnern. Stadt und Staat hatten wenig für uns übrig. Die Fußbälle waren schlecht, die Wochenkleider verschlissen, die Feste verregnet, man durfte nicht einmal onanieren: „Hände auf die Decke!" Gott strafte die Sünden des Katecheten Masturbal an seinen Kindern.

Nie durfte ich von den Bergen aus in den Himmel springen. Wir waren durch ein Anstaltsgitter getrennt von der wilden Welt. Alle grünen Ströme rannen uns gelb und schmutzig in ein trübes Meer.

Wann tauchte das erste Segel auf, hoffnungsrot und tollkühn? Es war ein Buch. Robinson gebar

in mir der Entschluß, über den städtischen Fluß zu schwimmen. Und im Gewimmel der blauen Auen und Adern eine selige, selig lehrerlose Insel zu finden. Aber statt des Eilands ward mir nur Influenza, Strafe und die späte Erkenntnis, daß die Städte, in denen ich geboren zu werden pflege, von Kanälen triefen. Die stolzen Ströme weichen ihnen aus.

Meine Finger mußten mein Abenteuer nachfühlen: vom Rohrstock brennende Finger. Nun wollte ich mich rächen und justament ein großer Mann werden. (Obwohl das zeitraubend ist, es gewiß viel praktischer wäre, sich sofort in ein Monument zu verwandeln. Beschwerlich ist der Weg zum Klassikerstandbild, die Entdeckung des Ostpols. Nur in utopischen Literatencafés erstarrt der Zahlkellnergläubiger zu des Dichters Marmorsäule.)

Die Lehrer hemmen einen immer, wenn man gerade ein großer Mann werden will. Sofort wird man während einer Schularbeit beim Schwindeln entdeckt oder beim Karl-May-Lesen — unter der Bank — vom Indianergeheul des Professors überfallen. Dies verlorene Schuljahr und eine spröd unglückliche Jugendliebe treibt fieberhaft in den Selbstmord. Aber wenn man sich dann endlich keusch und jäh umgebracht hat, scheint die Existenz viel heiterer und liebenswürdiger. Man liegt entleibt da, in seiner oder des Staates grau in grauen Waisenknabenuniform, Opfer der Zeit, ein Kranz ziert den sorgenvollen Sarg, und ein weinendes Schnupftuch zerknüllt sich der Wäscheleine entgegen. Der Totengräber spuckt siegreich in die Hände, wenn er nicht Fäustlinge trägt, und die Bahre läuft davon vor dem Erdgeruch. Der Selbstmörder hintersinnt sich nachdenklich: soll er nicht Universitätsjahre riskieren und Syphilisangst und noch einen Selbstmord?

DEZEMBERGANG *Von Albert Ehrenstein*

Schnee fiel mir widerwärtig, beleidigend ins Gesicht. Gedränge in der Herrengasse. Das Pflaster bald unangenehm tiefer Quatsch, bald schaurige Eisbahn. Jedenfalls habe ich zornig mit dem Hausmeister „Schicksal“ gehadert, bei solchem Wetter in die Hofbibliothek zu müssen. So, und jetzt bedeckte mir noch ein wahnsinniger Chauffeur Hut, Antlitz, Kragen, Winterrock, und — da ich den, vom raschen Gehen erhitzt, offen trug — auch die anderen Kleider mit Kot. Ohne auch nur einen Moment bedenken zu wollen, daß ich in einer halben Stunde am beleuchteten Vortragstisch zu erscheinen und vor „Damen“ ein Referat zu erstatten hatte. Und was das Ereignis ärgerlicherweise in ein ganz sonderbares Licht hob: das Attentat auf meinen Anzug war gewiß eine Art Revanche, eine gerechte Strafe.

Ich hatte in meinem Referat die Jesuiten verhöhnt, natürlich in einem Fall, wo sie ausnahmsweise einmal recht hatten — und im Coupé des verhängnisvollen Autos saß scharfzügig, schmal und elegant ein Jesuit: der Nuntius Seiner Heiligkeit, Kardinal Tagliardi. Nun war ich schon entschlossen, die betreffende Stelle im Vortrag wegzulassen. Aber nicht weit von der Michaelerkirche, jäh und unvermittelt, hielt der Wagen. Und unter ihm hervor kroch, als ich näherkam, etwas Langes, Schwarzes. Anfangs vermutete meine Kurzsichtigkeit, wesentlich unterstützt durch die undeutliche Beleuchtung, ein Geistlicher sei vor übergroßer Demut, in speichelleckerischer Verbeugung, ausgeglitten, und strebend-sterbend unter die Räder geraten, wie ein Hindu sich unter den Wagen Jaggernauts wirft... Der schwarze, über und über beschmutzte Rock erhob und streckte sich, war ein Kaftan. Der Lakai öffnete indigniert, „a Jud weniger“ brummend, den Wagenschlag; aus der purpurnen Kleidung sah ein erblaßtes Gesicht, der apostolische Nuntius entstieg der Karosse. Schon wanden sich seine schmalen Lippen zur usuellen Frage nach dem Befinden des Verunglückten, der merkwürdig hoheitsvolle und doch durchdringende Blick des hohlwangigen, bartlosen Juden schlug ihm die Worte zurück, er errötete fast schuldbewußt, wie auf einer Lüge ertappt. Schickte sich aber trotzdem an, auf den möglicherweise nur äußerlich Unverletzten zuzutreten. Der polnische Jude reckte die Feinglieder seiner durch irgendeinen Zufall weiß gebliebenen Hand, wie einen Unreinen abwehrend; ein Ringlein mochte gerissen sein: das diamantenblitzende Gold-



CONSTANTIN v. MITSCHKE-COLLANDE: Holzschnitt zu Walter Hartmanns Dichtung „Der begeisterte Weg“



CONSTANTIN v. MITSCHKE-COLLANDE: Holzschnitt zu Walter Hartmanns Dichtung „Der begeisterte Weg"

kreuz von der Brust des Geistlichen sauste durch ein Kanalgitter in die schmutzig-rauschende Tiefe.

Niemand anderer als der Schneidermeister Igdrasil — das intelligente Aussehen verriet den wirklichen Wiener Bürger — eine Lieferung auf den Schultern, sprach er in ebenso ehrerbietigem als angestrebtem Zurn: „So vül G'schicht'n weg'n an Jud'n. Dös schöne Kreuz! Die Banlstierer wer'n an gut'n Tag hab'n." Ehe der Wachmann Nr. 241 von dem Kandelaber bei der Burg herangehatscht und die, mit Worten wie „den haben's sauber zermotschkert", mancherseits in Vorschlag gebrachte Rettungsgesellschaft requiriert war, gerieten die Umstehenden noch während der rührend hilflosen Anwesenheit des Priesters in wüsten Streit über die Schuldfrage, und der Überfahrene entfernte sich durch ein Durchhaus, Teilnahme wie eine Belästigung abstreifend. Unten, bei einem Schuh des Enteilenden, ward einer Unterhose weiße Schnur sichtbar, hing in den Kot, fürchterlich, wie wenn ein halbzertretener Käfer, eine zerdrückte Fliege die Gedärme nachschleppt. Unheimlich ward das Verschwinden des eigensinnigen Juden in dem dunklen Gang wie das Sichverkriechen eines sterbenden Tieres.

Aufgewühlt durch den inkommensurabeln Vorfall, von irgendeiner Kraft, etwa den milden und doch gebieterischen Augen des schmachtlockigen Mannjünglings, ihm nachgezogen, ging ich halb pflichtgetreu, halb automatisch vom Michaelerplatz in die Hofbibliothek, empfing ebenso mechanisch den gewünschten Band der Fontes rerum Austria-. carum... Josefsplatz... Raben flogen unheilverkündend auf, ein ferner Bosniak brüllte unmenschlich sein „Géwehr herraus!"... Meine Erregtheit zu bekämpfen, zwang ich mich an der nächsten Straßenecke zum Studium des Theaterzettels. Ein unergründlicher Zusammenhang auch hier! Nathan der Weise wurde gegeben! Gut. Es verging ja keine Woche, ohne daß irgendein Direktor dieses Toleranzdrama spielen ließ. Aber daß außerdem Shylock, der Jude von Malta, die Jüdin von Toledo, der Graf von Charolais aufgeführt wurden, die Juden von Tschirikow, Deborah, im Zeichen des Kreuzes, die Hugenotten und, eine seltene Reprise, die Jüdin, angekündigt waren; ferner neben diesen konfessionellen Annoncen, überkleistert und doch noch lesbar, der von irgendwelchen Wahlen herrührende religiöse Anschlag: „Christen! Antisemiten! eilet zur Urne, Gefahr ist im Verzuge!" — all das war nicht ganz geeignet, mich von der peinlichen Erinnerung abzubringen. Umsonst nahm ich nicht durch die Herrengasse, sondern durch den Burghof meinen Rückweg — wie ich mir vorspiegelte: zuzuhören, wie die Spatzen im Efeu aufs Wetter schimpften. Es nützte nichts, daß ich in meinem Gehirn eine Lotterieschwester auftreten ließ, die das absurde Erlebnis, wenn sie älter war ohne, wenn sie jünger war mit Hilfe eines ägyptischen Traumbuches seiner Kolportagehaftigkeit und kindischen Symbolik entkleidete. Immerhin mochte der polnische Jude äußerstenfalls Leib Sdatschkes heißen und, damit das kraß geschmacklose Schicksal Gelegenheit fände, ihn infolge eines nicht beachteten Kanalgitters mit dem Gefährt justament eines papabile Bekanntschaft machen zu lassen, aus Tarnopolis etwa eines Nasenleidens wegen nach Wien und „um zu sehen die Burg" in diese Gegend geraten sein — ganz abgesehen davon: in einer engen Gasse fuhr in marternd langsamem Schritt Galawagen auf Galawagen über den blutenden Leichnam des stets besiegten ewigen Juden „Christus". Wahrscheinlich in irgendeine Kirche... In den vorderen Karossen Fürsten, Generalfeldwebel, Kardinäle, Superintendenten und Großrabbiner; Wagen folgten, in denen Spitzbäuche von Bankiers neben bekannten, schwarz oder rot angestrichenen Politikern saßen, die chamäleonartig von Minute zu Minute die Farbe wechselten... wechselten.

ENTREVUE

Von Albert Ehrenstein

Ich schritt gegen das Parlament hin. Schon schrieen Menschen, die überhaupt nichts sehen konnten: „Hoch Lueger!" oder „Hurra". Die meisten brüllten mechanisch mit, nur ein ehemaliger Fußballspieler leistete sich die Nuance: „Hip-Hip, hurra!" Der greise Monarch, rechts und links unaufhörlich grüßend, fuhr, trotz der herrschenden

kühlen Brise, im offenen Wagen. Kodaks hielten den unvergeßlichen Anblick fest: das Gefährt, in dem der Kral von Danubien neben unserem glorreichen Verbündeten, dem Affenkönig Hanuman, saß. Die schwerbehaarte Rechte des Gastes, der keine Handschuhe nötig hatte, salutierend an den Tschako gelegt, ließ auf eine zottige Brust schließen; im Flug hatte er sich die Herzen der Wienerinnen erobert, im Flug mich davon überzeugt, daß mein alter Lieblingsausdruck für Husarenjacken und Offiziersblusen: „Affenjanker" sehr prägnant, zutreffend, hier jedenfalls der einzig richtige war.

Wieso ich den nächsten Augenblick überleben konnte, weiß ich nicht. Mein Herz zerklopfte mich. Als Hanuman das tief symbolisch und mit Recht vor dem Parlament verharrende Standbild der Pallawatsch-Athene passierte, hob die Göttin zum Zeichen des Grußes die Lanze. Dem Affengott zu Ehren? Oder war dies eine vaterländische Verherrlichung des illustren Gastes? Undurchsichtige Machinationen!

Ein Schrei. Auf, unter den Wagen der Majestäten stürzte sich eine Uniform, der Charge nach ein Feldmarschallwebel. Oder war es ein Generalunterst? Die roten Generalsstreifen der Exzellenz lagen blutbereit am Boden unter den im allerletzten Augenblick noch zurückgerissenen Rossen. Der Wackere, Tapfere hatte sich wohl unter die Hofequipage geworfen, auf daß Hanuman sähe, wie sehr sich auch in Europa Getreue zu opfern wissen. Ich dachte: Jaggernaut in Wien. Seltene Geste. Rührend. Während ein paar Germanoslowaken dem einem schweren Orden nicht entgehenden Veteranen entgegenhalfen, zerbrach sich schon das eine Extraausgabe ahnende Publikum den Kopf mit Vermutungen, welcher der Paladine des Donaulandes so beherzt gewesen? G. d. I. Hawlatatsch von [illegible]? Strobl von Ahrenbrei? Baron Zaga Marek[illegible]? Sieger Sandek von Eichen[illegible]? Marschall Rückwärts? Man wußte es nicht.

Als sich der Hofwagen mit den Fürstlichkeiten und deren auf eine so harte Probe gestellten Nerven wieder in Bewegung setzen wollte — neuer Zwischenfall. Plötzlich sauste zischend ein rundlicher schwarzgrauer Gegenstand von der Größe eines Maschanzkerapfels in die Hofequipage, auf den Affenkönig zu.

. . . Der Kral von Danubien hatte nur eine kleine Handbewegung, nicht der Furcht, sondern der Entrüstung; aber der kleine Knabe mit der Glaskugel weit draußen in Lerchenfeld, im Verlieren begriffen die Regel des Marmorkugerlspieles ändernd, er rief vernehmlich: „Gitsch bum gilt nicht!" Hanuman jedoch betrachtete lächelnd die ihm in den Schoß gefallene kandierte Walnuß — denn so brav entpuppte sich der geschleuderte Gegenstand. Durch die Triumphpforte ging's in die Hofburg. Ob hierauf Hanuman dort blieb und der Kaiser nach Schönbrunn fuhr oder umgekehrt?

LEIDENSCHAFT *Von Albert Ehrenstein*

Ich habe mich gefangengesetzt, wo nichts zu mir dringt, kein Brief, kein Telegramm, kein Gruß, kein Wunsch. Niemand hält mich gefangen, nur mein Herz, das verzitternd stillehält — nahen Nachrichten entgegen. Ob ich im Jenseits, jenseits meiner bisherigen Grenzen, Heilung finden werde? Wie mein Ort heißt, weiß ich nicht mehr. Der Name entfiel mir, in schwarzen See, und kein Auffischer ist da, sie sind alle ertrunken. Lassen wir auch den alten Namen spurlos versinken — in Gedanken hauste ich lange schon im Grenzenlosen, wo nur das Gefühl regiert, Geld und Außenwert beschlagnahmt ist, die Münzer und Makler erschlagen daliegen, hartköpfige Rechner und Rechnerinnen.

O, wie unwiederbringlich dahin sind die Tage meiner Phantasien, als ich noch den griechischen Traum träumte und an den Gestaden meines Meeres meine Seele, beste Tänzerin, mir allein ihren Zaubertanz vortanzte. Geblieben ist von all der Herrlichkeit nur ein nordischer Schleier: Nebel, durch den ich nicht blicken kann in die Zukunft. Zukunft? Es schwimmt meine Sehnsucht, aber die Wirklichkeit ist ein öder Lastzug, der mir vorbeirasselt in endlosen Waggons. Ihr Inhalt ist unbekannt, viele Waggons, ahne ich, sind leer. Ich höre das Kreischen der Wagen, schrille Pfiffe warnen meine Neugier. Aber ich liebe sie immer



FELIXMÜLLER: Winter, Holzschnitt



WILL HECKROTT: Erntesegen, Holzschnitt

näher heranschäumende Lokomotive — wenn ich mich einmal auf die Schienen lege, wird sie so gut sein, mich zu zermalmen.

Ach, und doch hätte ich gern etwas erlebt. Nichts Ungefüges. Aber eine einzige Sommersprosse, Sonnensprosse hätte ich gern meinem Engel abgebissen, damit ich auch daheim etwas habe, wenn ich alternd allein bin und das Leben aus ist. Doch — da fällt auch dies Luftschloß ein — Sommersprossen, die dringen nur im Sommer empor, jetzt ist ihr Leben verblaßt vor Winter. Und dann: es dürften sich viele angestellt haben um Sommersprossen, und ich bin nicht der Erste und ich bin nicht der Letzte, und meine leere Hand bittet um keine Kleinigkeit, sie will den ganzen Sommer haben.

Ob ihr Blick noch von mir weiß? Einmal nämlich, da waren wir in meinem Traum wieder Kinder und spielten zusammen, blaue Tage lang, und wenn es regnete, ahnten wir nichts davon, Sonnenwind wehte, um uns prustete die Heiterkeit unserer Seelen, sich aufschwingend in schönste Seifenblasen des Glücks.

Jetzt jedoch sitze ich hier, meilenfern von ihr, keine eisernen Bahnen führen von mir zu ihr, nur zarte Spinnfäden meines Gehirns und der schwach aushauchende Duft der Tage, die vergangen sind. Doch ich möchte mich nicht vergehen, verirren in die Vergangenheit, ich hasse die rostigen Lastzüge, meine Liebe reitet den Blitz!

Meine sonst im Weltenraum einherirrende Sehnsucht, meine imaginäre Zuneigung band sich ein einziges Mal an ein meinen Blicken wahrnehmbares Mensch-Objekt. Es gab ein blondes, rotwangiges, den Zopf mit einer Masche geschmücktes Mädchen schönen Ganges, heller Augen, dessen Anblick mich Entzückungen entgegenführte. Und Erschütterungen. Man kommt aus dem Gleichgewicht, wenn das erotische Zentrum außerhalb der eigenen Macht liegt. Ich bin wie ein Säugling, der trinken will; aber es ist weder Brust noch Milch da.

ZWEIFEL

Von Albert Ehrenstein

Schlaflose Nacht. Ich mußte ans Fenster. Am grausiechen Nachthimmel flammte in Agonie eine „Nova" empor, ein funkelneuer Stern: es starb ein Gestirn. Sein jäh aufsterbendes, blitzkrank niedersterbendes Licht blinzelt sich blind. Jahrzehnte, Jahrhunderte zu spät nehmen wir Erdpassanten es wahr. Unartige Kinder, Gassenjungen wiesen schadenfroh auf den himmlischen Leuchtkäfer, mit dem „Etsch" boshafter Zeigefinger, die sich bei Erwachsenen zu Fernrohren verlängern. Armer Stern! Ach, selbst, wenn wir wollten, wir könnten ja nicht helfen, wir sind für jede Hilfe zu klein — winzige Kaninchen, machtlos mitten im Feuerwerk der Weltsysteme. Die Himmelsnacht spricht: irgendeine dumpfe, dunkle Sackgasse der Milchstraße wurde von einer Sonnenexplosion unsicher gemacht. Für Äonen ging eine Sonne unter, ging zugrunde nebst ihrem Abfall: Planeten und deren hündisch umläufigen Monden.

Dennoch aber, unbelehrbar, ergötzt sich menschliche Einbildung an dem kindischen Einfall, Gott könne den maßlos schäbigen, kleinen Sonnenirrtum „Erde" so blutig ernst genommen haben, ihnen — diesen unverbesserlichen Mördern — seinen eigenen Sohn zur Kreuzigung und ihnen beliebigen Läuterung anzuvertrauen.

Trotz aller Dämonologie: ich bin nicht klüger. Aber ich schäme mich wenigstens nicht meines Beziehungswahns, ich fürchte keinerlei Spott, ich öffne mein Visier und sage ruhig den Aberglauben, der mich bedrückt. An meine Krippe kamen nicht die Heiligen drei Könige, sondern verwunschene drei Onkel in Knoppern, alten Kleidern und Leder. Ich wurde am 13. Dezember geboren. Das furchtbarste Jugenderlebnis! Ich wagte es, mich einige Tage vor Weihnacht in die Welt zu drängen, dem gekreuzigten Zwingherrn der Erde den Vortritt nicht zu lassen. Seither geht es mir schlecht. Nicht nur, daß ich stets zu Weihnachten unbeschenkt, leer ausging, üble Gymnasialzensuren, die mir auf den Geburtstag fielen, mir immer die kargen Ferien versäuerten! Kein Mittel blieb unversucht. Hatte ich einmal den Professoren unwillkürlich, instinktiv das Maul gestopft, wurde mir eine Krankheit in die Erholungspause geschickt und zerrte mich aus Luftschlössern nieder: aus der Ruhe in das Leben des

Fiebers. Weihnächtlich durchwanderte ich alle Krankheiten, besah mir die Diphtherie, beroch Scharlach und Blattern — o, der grundgütige Rabbi Jehauschua, dieser höchste Abtrünnige seines Volkes, sandte mir ein pestilenzialisches Fahrscheinheft, und ich fuhr und schaute rechts die Greuel der Schule und des Heims, links die Genesung: die sieben Seligkeiten des Nichtseins. Und blieb mit der letzen Anspannung meines Kinnes und Willens. Er winkte mich zu sich in seinen billigen Zauberhimmel, doch mein kindliches Gemüt verkroch sich ins Nachthemd der Träume, in meiner mißtrauischen Unschuld zitierte ich ihn vor mich. Ich war damals zwölf Jahre alt, von gläubigen Zweifeln sehr geplagt — ihnen ein Ende zu setzen, bat, beschwor ich Moses, Christus und Mohammed, mir zu erscheinen. Wer von ihnen in meinen Schlaf käme, an den wollte ich glauben. Moses und Mohammed — diese Bazillen mochten ihre Virulenz bereits verloren haben oder ich ihrer Incubation keine Chancen bieten, jedenfalls: sie starteten nicht. Der Dritte hatte Lust zu kommen, er wäre gern angetreten, zu mir niedergestiegen. Es war ja von je seine Art, alle Menschen an Demut und Leidensfähigkeit zu besiegen. Er ließ sich kreuzigen, vom Schmerzkreuz aus die Menschheit desto sicherer zu beherrschen. Meine Nacht war hart und schwer, etwas wollte sich zu mir bewegen und konnte nicht. Er konnte nicht. Ein Anderer, Größerer hinderte ihn — deckte den Mann, wie die Fußballspieler sagen. Wer damals den Nazarener von mir abhielt, das vermag ich nicht auszusprechen. Ich weiß den Kommenden nicht, ich ahne ihn bloß, wittere ihn mit allen Fibern meines vergehenden Leibes. Nur die Elemente dürfen sprechen, ich bin eine zitternde Magnetnadel, gebe an, was ich kann, bevor mich eine ungeheure Hand zertrümmert.

Mich frißt die Wut, ich ärgere mich schwarz darüber, daß mich Gott nicht zum Gotte schuf. Denn alle Kraft — menschliche, tierische — verbraust unnütz, und der schönste, begabteste Narwal erreicht nicht mit seinem Fluidum den Stern Perseus.

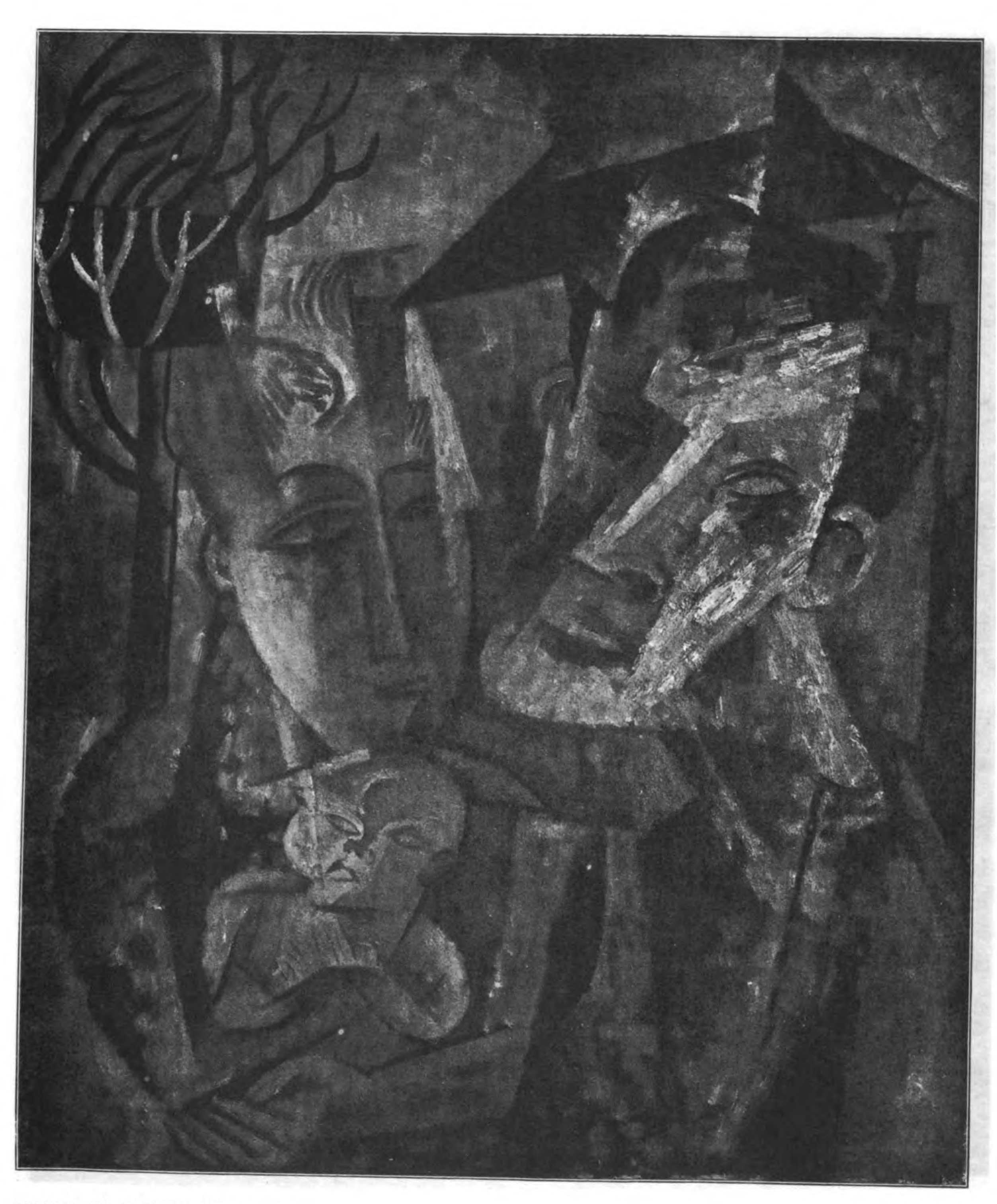
Und doch, ich wäre ein schlechter Halbgott geworden, der ich ein schwacher Mensch bin.

LEIMBIEGLER *Von Albert Ehrenstein*

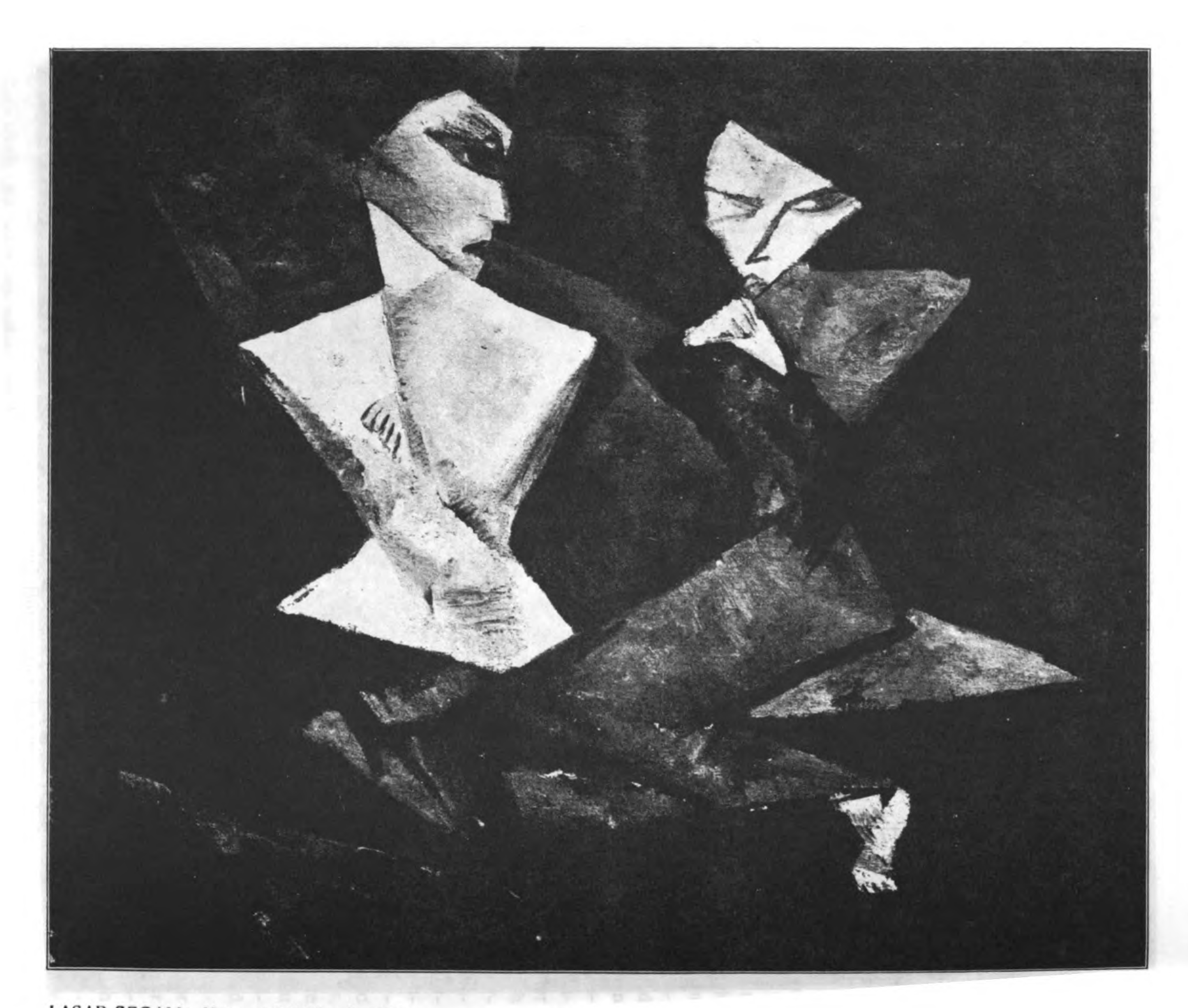
Niemand hätte geahnt, daß in dem dicken und — eine Kugel kam geflogen — was einen im Kegelkugelregen erworbenen Klumpfuß anlangt, sonderbar verkürzten Herrn Charles Leimbiegler eine solche Kraft des Hasses stecke. Er war in biederzüngigen Friedenszeiten nie ein schadenfroher „Bosnickel" gewesen. Aber der Krieg rief ihn unter Waffen, das heißt: nicht seinen schnöden Leib, der dauernd waffenunfähig prangte, sondern die edelsten Gefühle, die sofort seinen welschen Vornamen „Charles" in ein markiges, patriotisches „Karl" umtauften.

Wiesehr er auch in kleinen Friedenstagen als ein bauchbeschaulicher Rentner nichtstuerisch gleich den Prinzen, Erbfaulpelzen der Jahrtausende, den Tod für das Vaterland gelebt hatte, der Kriegszustand schüttelte seine gestockten Lebenssäfte und beutelte Herrn Leimbiegler zu einer vaterländischen Tätigkeit auf. Nicht nur, daß er sämtliche Kriegserklärungen im „Original" des Amtsblattes sammelte und einfach alle Extraausgaben aller Blätter besaß und als ein gewissenhafter Addierer täglich die Summe der von den verbündeten Armeen erbeuteten Gefangenen, Geschütze und Maschinengewehre zog, abends das in den langen Kampfjahren keinen selbsterrungenen Sieg von sichgebenwollende Kriegsministerium mit seinen Explosivblicken bombardierte! Auch seine fürs Heimatland schrankenlose Wohltätigkeit kannte keine Grenze, keine Konfinierung. Zwar lehnt der allzeit Getreue mit einem energischen „Das hat alles der Staat zu machen!" für sich die Mitwirkung an den öffentlichen Sammlungen ab, beteilte höchstens hie und da Verwundete mit längst seiner Bibliothek entrangierten aufregenden Schauerromanen. Aber der Art und Weise, wie er, für seine Person in der Straßenbahn vor dem Anschlag „Zeichnet Kriegsanleihe" zu dem aufklärenden „Vor Taschendieben wird gewarnt" retirierend, über das kriegsanleihenscheue Vermögen durchhaltender Schwarzenberge und Börsentäler disponierte, ließ sich eine gewisse Großzügigkeit nicht absprechen.

Seine Allwissenheit erstreckte sich über die ver-



FELIXMÜLLER: Familie, Gemälde



LASAR SEGALL: Mann und Weib, Gemälde



LASAR SEGALL: Kaddisch (Totengebet), Gemälde



OTTO DIX: Familie Felixmüller



OTTO DIX: Leda, Gemälde



WILL HECKROTT: Maienkönigin, Gemälde



OTTO SCHUBERT: Im Walde, Gemälde



GELA FORSTER: Empfängnis, Plastik

schiedensten Ressorts. Und wenn ihm heute Methode der Verwundetentransporte mörderisch veraltet und „I möcht's besser machen" schien, so startete er morgen eine neudeutsche Technik der Volksernährung (mittels Nährhefe, Gelatine und Rattenersatz). Kurz und gut: er hätte den eisernen Gschaftelhuberorden allererster Klasse verdient, ja, die Ernennung zum Wiener Bürger — wenn er nicht schon so was gewesen wäre.

Doch sein eigentliches, ihn schließlich überwucherndes Tätigkeitsfeld erhielt er erst, als etliche Krämer und Greisler in Menschenhaß zu machen begannen.

Von da ab unterließ er es, landesübliche Mehlspeisen: Knödel und Wuchteln zu essen — es hätte ja bei der Füllung alter serbischer Powidl verarbeitet sein können! Aber nicht nur gegen balkanesisches Pflaumenmus, auch gegen Champagner, Asti spumante, Kognak, Boroevička und Sliwowitz richtete sich die ganze Breitseite seiner patriotischen Energien — der vermeintlich welsche oder südslavische Ursprung dieser harmlos von magyarischer Heimatkunst fabrizierten Feuerwässer hatte ihn „aufgehußt".

Die Photographie der alten französischen Gouvernante seiner Kinderjahre zerriß er — hätte sich ihm die leibhaftige Jungfrau von Orleans entgegengereckt und ihm die Faust zum ewigen Bunde gereicht, er hätte ihr ungalant sein Hinterland zugekehrt und sie als eine seit Jahrzehnten auf allen möglichen Bühnen herumvagabundierende feindliche Ausländerin abschieben lassen.

Ganz pervers schien ihm die ohne ein bodenständiges Reifen-, Kreisel- oder Kegelspiel immer noch in einem echt englischen Fußballtraining dahintreibende Schuljugend.

Aus gewalttätigen Träumen erwachte er schweißübergossen — er war regelmäßig ein deutsches U-Boot gewesen.

Ein gutgesinntes Abzeichen auf der von dito Gefühlen gestärkten Schmerbrust zu tragen, verschmähte er — Leimbiegler war der erste, der auf seinem heimatlichen Leib Jungösterreichs Fahnenfarbe hißte, schwarzgelbe Anzüge in Flor brachte.

Seine vaterländischen Hunde hießen seit August 1914 „Joffre" und „Nikolaus".

Die Schanzarbeiten in der dadurch geschändeten Umgebung des Brückenkopfs Wien nahm er beifällig auf, seiner Ansicht nach wäre es allerdings auch nötig gewesen, im Wiener Strandbad Gänsehäufel Minen zu legen. Hie und da ging seine austriakische Erregung in Selbstaufopferung über — zum Beispiel in jenen Tagen, da das unsinnige Gerücht auftauchte, die Katzelmacher oder die Serben (sprich: Serm) hätten die heilige Hochquellenwasserleitung vergiftet, übertrank er sich an „Gespritztem". Überhaupt: die Sorge um den Gesundheitsstand der zeitweise im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder Danubiens füllte manche seiner patriotischen Überstunden aus. Die, wie man weiß, vereinzelten Cholerafälle ließen ihm keine „Ruhr". Er kam endlich so weit, alle Speisen als rohes Obst zu betrachten, I-Punkte in den Zeitungen hielt er für Vibrionen, verlor Speck und Fett. Nachgerade begann sein Aussehen an die magerste unter den sieben Kriegs-Kühen Pharaos zu erinnern. Und bei seinem hygienischen Verdünnungsverfahren tat es ihm nur leid, daß keines der Blätter, in denen er auf den Weltkrieg abonniert war, die mit seinem Bild geschmückte Notiz bringen wollte, der Wiener Bürger Karl Leimbiegler junior verweigere im Interesse des ausgehungerten Vaterlandes jedwede Nahrungsaufnahme.

Als er schließlich, da eben ein letztes Traumkipfel auf seiner Zunge zerging, in den Armen seines einzigen Freundes Ententinger mit dem Rufe: „Noch einen Hindenburg könnten wir brauchen!" im Fieberfeuer fiel, erwies es sich, daß auch sein testamentarisch letzter Hauch heldisch durchglüht gewesen war. Dieser vorbildliche Atemzug vermachte mit einem Federstrich Leimbieglers ganzes Hab und Gut, seine abgelaufene Leibrente, dem Veteranenverein „General Mack" — unter der Bedingung, ein Schuß eines unserer wackeren 30,5 Zentimetermörser möge seine widrigenfalls in Hötzendorf beizusetzende Asche in alle Winde schießen!

LEID

Albert Ehrenstein

Wie bin ich vorgespannt
Den Kohlenwagen meiner Trauer!
Widrig wie eine Spinne
Bekriecht mich die Zeit.
Fällt mein Haar,
Ergraut mein Haupt zum Feld.
Darüber der letzte
Schnitter sichelt.
Schlaf umdunkelt mein Gebein.
Im Traum schon starb ich,
Gras schoß aus meinem Schädel.
Aus schwarzer Erde war mein Kopf.

DIE HÖLLE

Albert Ehrenstein

Mit weißem Mauszahn biß mich das Schicksal.
Unwürdig zu Füßen dem Weib,
Der unerstürmten Belacherin, Lebensverwüsterin,
Heute zertrampelt von Launen,
Scheinmorgen borgend aus gnädigen Worten
— Liebe ersehn' ich, endlose Liebe.
Nicht gab mir die Mutter nie endenden Kuß,
Ich suche ihn ewig, und ewig
Weicht er vor mir zurück,
Aus dem Tag in die Nacht,
Auch Nacht ist hart, Schlaf gibt mir ihn nicht,
Es haben die Berge des Traumes
Nicht anderen Ort, sie zerschmettern die Brust mir.

DER KRIEGSGOTT

Albert Ehrenstein

Heiter rieselt ein Wasser,
Abendlich blutet das Feld,
Aber aufreckend das wildbewachsene Tierhaupt,
Den Menschen feind,
Zerschmettere ich, Ares,
Zerkrachend schwaches Kinn und Nase,
Kirchtürme abdrehend vor Wut,
Euere Erde.
Lasset ab, den Gott zu rufen, der nicht hört.
Nicht hintersinnet ihr dies:
Ein kleiner Unterteufel herrscht auf der Erde,
Ihm dienen Unvernunft und Tollwut.
Menschenhäute spannte ich an Stangen um die
Städte.
Der ich der alten Burgen Wanketore
Auf meine Dämonsschultern lud,
Ich schütte aus die dürre Kriegszeit,
Steck' Europa in den Kriegssack.
Rot umblüht euer Blut
Meinen Schlächterarm,
Wie freut mich der Anblick!
Der Feind flammt auf
In regenbitterer Nacht,
Geschosse zerhacken euere Frauen,
Auf den Boden
Verstreut sind die Hoden
Euerer Söhne
Wie die Körner von Gurken.
Unabwendbar eueren Kinderhänden
Rührt euere Massen der Tod.
Blut gebt ihr für Kot,
Reichtum für Not,
Schon speien die Wölfe
Nach meinen Festen,
Euer Aas muß sie übermästen.
Bleibt noch ein Rest
Nach Ruhr und Pest?
Aufheult in mir die Lust,
Euch gänzlich zu beenden.

DER VERWUNDETE

Albert Ehrenstein

Ich kletterte wund an des Gebets Mastbaum
Nach fernem Himmel,
Ich weinte tief. Sind Tränen,
Gott, dir kein Schrei?
Opfernd vergoß ich mein Blut,
Den trostlosen, rotschluchzenden Mohn.
Licht: betend starrt' ich dich an,
Bis im gelben Sonnengespinst die Augen mir starben.
Nun entsinkt nicht silberner Punkt,
Zitterlicht keines Sternes der Nacht.
Feuergeblendet die Blinden werden mich nicht finden.
Zermorscht — wipfellos — erdarmer Strunk
Streckt mich matt
Aus verfaulten, taufrierenden Rinden:
Kahlklaffenden Holzes letztes, umwintertes Blatt.



P. A. BOECKSTIEGEL: Holzschnitt



OTTO LANGE: Holzschnitt

DEM ERMORDETEN BRUDER

Albert Ehrenstein

O Kind, das nie, nichts sah!
Die Front war Ferne,
Der Arzt nur allzunah.

Aus dumpfem Enghaus,
Wiederkehr der Lehrerschrullen,
Träumtest du dich in heldische Patrouillen,
Gefangener Falter im Kriegsgespinst!
Trank morgens Grau die Sterne aus,
Hungernd und hustend tatest du Dienst,
Im Staub laufend bis ans Ende der Straßen,
Wo abends, unter bekümmertem Himmel,
Soldaten verschimmeltes Maisbrot fassen.
Dann kamen die Schmerzen;
Stolz wolltest du nicht klagen,
Marode dich nicht melden vor Kameraden.
Es boten zu viel Lieferanten
Gesunden Blinddarm dem Messerarm.
Dich Ohnmächtigen, Kranken nannten
Kriegsärzte einen Simulanten.
Und, todeiternde Tage zu spät, verdammt
Das Messer Metzger-Ärzte zum Mörderamt.
Du trugst tränenlos die Überqual,
Der du, verblutend im Wiener Militärspital,
Strafweise Sterbende sterben sehen mußtest im
Todessaal.
Du schenktest schwindend der einzigen guten
Wärterin Andersens Märchen,
Die anderen leben. Den Erzprinzen deines Alters
Lärmen noch Lerchen.
Sie kämpfen Tennis, spielen Etappe,
Krieg? Famos! Feudale Attrappe!
Dir ward Digitalis; Injektionen:
Kampfer, Kochsalz, Koffëin.
Steil ins Urweh schwillt die Fieberkurve.
Du sehntest dich nach Haus.
Auftat sich letztes Tor.
Vergebens nahmst du dir vor,
Viel Milch zu trinken und gesund zu werden.
Aber du — mußtest sinken zu den getöteten Herden.

„Magst du nicht die Milchstraße trinken?!"
Flüstre ich alter Irrenwärter zu Gott.
„Sieh, dort sind noch viel solche Sterne,
Sie wimmern zu mir in Erdbeschwerden,
Willst du nicht deine Kinder einlullen?
Laß ab von schrillen Schöpfungsschrullen,
Mach dich auf letzte Patrouillen!
Sonnenverfinsterer, Hausherr vom Himmelhaus,
Mann im Mond, tritt die Sterne aus!
Nimm von ihnen ihre große Zeit,
Tod und all deiner Kriege Leid.
Mein Bruder hatte nur ein Märchenbuch
Und ein wenig tödliches Soldatentuch.
Dem Kind, das nie, nichts sah
— Die Front war Ferne —
Du tratst ihm allzunah!"

AUS EINEM TOTENTANZ (1917)

W. G. Hartmann

I

Wach auf, Europa, aus Schlaf und gleichgültigem
Rausch!
Fühlst du das eisige Schweigen der Toten nicht?
Hörst du den Schrei nicht der gegen den Tod Ge-
hetzten?
Wach auf, Europa, in deinen blutigen Tag!

Es stehen Tausende mit verkrampften Händen
Und rütteln,
Weinend vor Zorn,
An deiner fühllosen Trägheit:
Schlagen,
Verzweifelte Helden,
An deine herzlose Brust.

Wach auf, Europa!
Müde sind deine Opfer und geben sich wehrlos
Diesem verstumpften Gemetzel hin.
Nimm sie nicht mehr, diese hingeworfenen Leiber,
Denen das Leben schon das Blut aus den Adern sog.
In ihre stierende Leere
Stürzte euch alle
Dies Dulden hilfloser Fügung.

II

Nach Berlin! Nach Paris!
Nach London, auf! Und hinüber über den Ozean!

Nieder die Metropolen!
Dort an den Tischen schwatzen und prassen die Schuldigen,
Nieder die Metropolen! Dort vergessen die Ämter,
Die Zahlen, die Würden
Euch einfache, schlagende Herzen.

Über Nacht brechen wir ein in verruchte Gewöhnung,
Stürzen die schalen Gehäuse, zerstieben den Hurentanz.
Zorn-Atem, Fluch, Fluch
Glüht noch heiß in uns Toten,
Niederzubrennen ihr feistes Gesetz,
Das sinnlosen Mord in sinnlosem Zwang erhält.

Gewaltig schlägt unsre Faust.
Paläste klirren
In braunen Staubwolken nieder,
Die bunten, lärmenden Fahnen zerfetzen,
Brand lodert auf
Aus den Lumpen der Staatsgewänder.
Ihre blanken, bezaubernden
Rattenfänger-Trompeten
Zergellen im Sturm.
Einbricht in die Zäune frecher Lüge
Kraft unsrer fegenden Freiheit.
Gefängnis, Kaserne und Turm
Zerspringen mit berstenden Wänden.
Und Gott, der alte, helfende Gott,
Erstickt im Aschefall
Die tyrannischen Sklaven.

Wir kommen, hütet euch!
Wir kommen!
Ihr zwingt uns, wie Räuber einzubrechen
In unser Eigentum, das ihr verdarbt
Zu unkenntlichem Irrsinn.

Hütet euch! Die glänzenden Städte stürmen wir,
In denen ihr prunkt und treibt.
Bollwerk der Paragraphen,
Der Phrase versöhnliche Geste
Schützt euch nicht mehr!
Wir sind erwacht und sehen im neuen Licht,
Nehmen uns wieder, was ihr gestohlen
Und was doch unser ist, unser ist:
Meine Seele, mein Herz,
Mein Leben und meinen Willen.

III

Du, Lebender, geh nicht bei meinem Wort vorbei!
Warum duldetest du, daß ich stürbe?

Bin ich für dich gestorben, Feigling,
Daß dich weiter die bunte Welle trägt
Durch Erlebnis, Ehrgeiz und Eitelkeit?
Daß du dein faules Blut in sichren Adern behieltest?

Bin ich für dich gestorben, Schwächling,
Daß du Verse lügst über die große Zeit
Und Erschütterung tändelst, die du nicht ahnst?
Daß du dich brüstest mit deinem bewegten unehrlichen Herzen?

Bin ich für dich gestorben, Schächer,
Daß du rechnest deinen schmutzigen Gewinn,
Erpreßt aus dem Hunger und Zorn der Armen?
Daß deine Listen und schamlosen Freuden die Welt verpesten?

Bin ich für euch gestorben, Tyrannen,
Daß neues Gold und Band eure Brust behängt,
Daß eure Fahnen sich blähn über neu errungene Ruinen?

Bin ich für dich gestorben, Kamerad,
Daß dir der Frieden deines Daches bliebe
Im grünen Dorfe am Rhein?
Vergeblicher Trost!
Umsonst und ganz verschwendet auch d i e s e r Tod!
Wär nicht Tyrann und Schächer, Feigling und Schwächling, —
Es tat nicht not, mit Leben Heimat zu wahren.
Wem lag daran, sein Leben hinzugeben,
Damit der Nachbar floh von seinem Gut?
Wer hielt es seines Lebens wert,
Des Nachbars Dorf und Feld zu überstürzen?
Wär nicht das Recht der ganzen Welt geknechtet,
Es müßte k e i n e r für die Heimat fallen!
Du, Lebender, geht nicht bei meinem Tod vorbei!
Warum hast du geduldet, daß ich stürbe?!

IV

Dem plumpen Sinn muß plump begegnet werden,
Ins derbe Herz nur derb hineingefaßt!
Es hilft nicht, rüstet nur den üblen Spuk
Und angetreten zu der teuflischen Polonaise! —

Wir wollen euch beehren, hohe Herren,
Minister, Diplomaten, Exzellenzen, —
Wir Gräber-Schmäuse, Ohne-Gräber, jung und alten Leichen,
Für euch, durch euch und alle — gegen euch gefallen.
Erschreckt nicht, wenn ich bitten darf:
Es hat der Krieg nun einmal dies Gesicht.
Ihr habt ihn gut besorgt und seinen Geist gepriesen!

Da sind wir, Bleichgebeine und nackte Knochen!
Wie's in euch aussieht, zeigt der Gliedermann.
Was uns in Kopf und Brust einst lebte,
— Jetzt sind sie klappernd leer — ward längst vergessen.
Das wackelt dumm bei unsern Komplimenten,
Und trug doch einst den Frack so prall wie ihr!

Tritt du zurück, Herr Knochenmann,
Du siehst manierlich aus und ganz vertraut,
Und im Skelett kennt niemand mehr den Menschen!
Da sind w i r — in der Maske der Verwesung,
Geschwollenen, giftroten Angesichts,
Die Augenhöhlen weißlich-grün und von den Säften
Der braunen Erde Nase und Fleisch zerfressen.
Von Würmern überwimmelt ganz und gar
Und überhaucht von süßlich-eklem Schweiß.
O, und das Herz, das tickte wie das eure,
Wollt ihr es sehen? Daß mit dieser Hand,
Der faulen und zerfallenden, ich euch's —
Den armen, ganz verdorbnen Klumpen, —
Ins angstvoll starre Angesicht doch würfe!
Allein die Höflichkeit verbietet das.
Da sind wir, Tausende und Abertausend —
Was denn mißfällt euch an den Helden,
Den Heldentoten mit gerühmtem Schicksal?
Nein, wendet nicht die Augen von uns ab,
Schon schlingt der Reigen sich durch eure Säle,
Blickt dreist auf uns! Bald werden eure Söhne
Euch so begrüßen, wie wir heute kommen,
In bunter, lorbeer-weihrauchvoller Fäulnis. — —

O schrecklich lächerlicher Spuk!
O böser Spott mit unsrer Erdgestalt!
Es hilft nicht, Brüder, — diese Herzen
Verstehen unsre Geistersprache nicht.
So laßt uns ihre derben Sinne
Mit unserm derben Irdischen zerschmeißen!

DRESDNER SEZESSION „GRUPPE 1919"

Von Will Grohmann

Die Apostel des neuen Glaubens sind heute auch in Dresden unter einem Dach. Im Frühjahr 1914 rettet sich Ludwig Meidner aus dem rasenden, tausendstimmigen Berlin hierher auf dieses blumige, noch unbescholtene Gefild. „In meine Striche floß ein wenig die edle Geigenmusik von Dresden ein. Ich fühlte, daß die Gegenwart allgütig leicht und wie ein langer, sanfter Traum aus meinen Händen strömte. Der Gesang der Türme umrauschte uns lieblich wie ein alter Choral. Dresden! Dein Schall und deine leisen Stürme! Dein Übermut am Strom hinan; dein Aufseufzen, dein Auflachen, dein zärtlicher Tränenfluß, deine barocken Sehnsüchte, ja — dein ergrauendes Haar sind mir noch immer selig nah." Schriebst du heute noch so? Die Jüngsten erzittern die geistige Atmosphäre. Und die Dresdner lernen begreifen: da wir alles wissen, ist die Welt entzaubert. Mit Urteilen bleiben wir am Tor, mit Inbrunst fassen wir ans Herz. Nur das Gefühl ist unbegrenzt; nur das Gefühl gebiert den schöpferischen Akt, der die zartesten Vibrationen der Kunst verstehen läßt, die zuckende Intuition, die in Einfalt den seelischen Antrieb eines neuen Propheten begreift. Sie sind voll des süßen Weines? Ja, Gott sei Dank! Voll von Gesang und Beschwingtheit. Wie verlören sie sich anders an die Überwirklichkeit der Welt, hörten ihren Freund Laotse: „Das Unstoffliche wirkt Wesenheit!" Propheten der Geistigkeit, geben wir seit den frühen Miniaturen lieber das Sein als den Schein, lieber das Lebensgesetz als die Dinge, lieber den metaphysischen Gehalt der Wirklichkeit als ihre Relativitäten. Sind die Objekte mehr als Brücke für den Geist? Sie

sind den großen Wundern, den wohltuenden Unbegreiflichkeiten offen, dem Ewigen als Priester hingegeben, aus innerlicher Versenkung und hellseherischer Intuition schöpferisch. Aus dem Glauben. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Trotz nördlicher Skepsis sind sie Glühende, voll innerer Ekstasen und Visionen, voll Glauben an die Erlösung der Welt zum Göttlichen. Man will das Letzte, will die Liebe und wäre wie van Gogh wenigstens Gläubiger im Unglauben. Man steht zwischen Gott und Mensch. Und mancher will seinen Pinsel den Gewissenlosen lassen, will den Menschen helfen, wieder zu Gott zu kommen. An die Seele denkt man, nicht an die Mittel. Wer erlebte sonst das Morgenrot neuer Erleuchtung? Du suchst die Glaubenstatsachen? Siehst du nicht, wie das ewige Licht aus allem strahlt? Ist nicht jeder Gegenstand bereit, dem Göttlichen Obdach zu geben? Hast du es nie erlebt, wie die verachtetsten Dinge der Erde plötzlich als deutungsreiche Symbole leuchteten?

Anders darstellen? Nein, Freund, wie sollte man neuen Wein in alte Schläuche gießen? Transzendente Bildinhalte fordern neue Formen. Wo bliebe das gesteigert Seelische! Linien müssen ekstatische Gesten sein, sich bäumen, kämpfen, sich demütigen, Flächenteilungen müssen erschüttern, Farben dich quälen oder beseligen. Außerhalb der willensstarken Formulierung gibt es keinen Inhalt. Hat die Musik Inhalte neben der Form? Ja, gäbe es eine malerische Harmonielehre, einen malerischen Kontrapunkt! wir verstünden uns leichter. So befremdet sich die Farbenfuge, die mystisch bewegte Farbmasse, die unmittelbare Manifestation. Das Blau des Himmels sei nicht azur? Wer möchte mit Gottvater konkurrieren! Aber es gibt ein Erlebnis des strahlend blauen Himmels. Wie, wenn einer das malte! Also Märchenspiele? Nein, überzeugende Konfessionen und Symbole. Du vermißt, was sonst dich freute, den Körper, die Gebärde, den Vorgang, das Dabei. Würde der innere Klang stärker? Gleichgültige Klänge schwächen, wo allgemein menschliches Gefühl da ist. Oder willst du Erfahrungen und Begebenheiten, Psychologie und Literatur?

Schau Lasar Segall. Die tragédie humaine unseres gemeinsamen Freundes Dostojewski wittert in gleicher Intensität um die Gefäße seiner wehfrohen Seelen. Mit der intuitiven Kraft des Russen erfühlt er die überirdische Einheit und Beseeltheit alles Lebens. Abgründige Symbolik erwächst hier einfachsten menschlichen Beziehungen. Ein behutsames Anklammern an das letzte Materielle, an das für Augenblicke durchleuchtende Grundgerüst. Verzicht auf alles, was euch freute, euch befreundete. Die schmucklose Herrschaft des Ausdruckes, die seelische Tendenz, der innere Klang. Sinnlich und reflektierend, logisch und irrational, versenkend und verewigend in einem. Mich ergreift „das Totengebet". Drei Waisen. Dreifache Verlassenheit, die Verlassenheit selbst. Die variierte Wiederholung verdichtet: Ewigkeitsgehalt im Einzelschicksal. Als ob alle Trauer durch den Maler hindurchgeflossen wäre und hier Wurzel faßte. Das Material verliert alles Materielle, weil nur an die innerste Wahrheit gedacht ist. In den Farben betende Versenktheit und Trauer, dumpfes Braun des Hoffnungslosen, schon zitterndes Braun der Schwester, fahles Grau des Überflüssigen, bohrendes Gelb auf den Köpfen, Violett chinesischer Trauer dahinter. Dahinter? Gibt es Raum? Unendlichen, und also vielleicht doch keinen. „Das Atelier": angestrengtes Rot des schöpferischen Menschen auf zusammengedrücktem Körper, umlauert vom Verständnis zweier grüngelb gespannter Frauengesichter. „Mann und Weib": beseligende und schmerzliche Zusammengehörigkeit. In verzweifelter Nähe sich stoßend, und doch in den härtesten Kanten sorgsam ausweichend. Sein Blau schrill, angreifend, sonst dämmerndes Rotbraun. In den Blättern zur „Sanften" einer ganzen Dichtung schwer atmende Melodie. Kammermusik: warum sollen nicht alle Dinge einmal führen? Warum nicht das Fenster bemitleiden, die Tür stoßen?

Felixmüller erlebt blitzartig, arbeitet hastig, kann kaum die Reife erwarten, glüht. Aber seine Begeisterungen gingen durch ein Läuterungsfeuer intellektueller Theorien und Experimente. Außerhalb der Formenstruktur gibt es für ihn keine Inhalte. Daher im ganzen Werk reine Formulierung.

Alles Mystische wird fest gebannt. Von der Interessantheit der Materie bleibt ein Skelett. Seine Formensprache entfaltete sich einst kubistisch, heute hört man überzeugendere Musik. Radikalste Absonderung führt leicht zum Schema, die Gefahr ist vorbei. Heimlichkeiten, erfühlte Lebenstendenzen quellen aus seinen neuen Gestalten, die Morgenröte! „Die Familie": warmes Zusammengehören in matten Farben, die rote Zukunft des Kindes, vor dem kahlen Geäst eines skeptischen Baumes geschützt, aber Blau zuckt auf seinem linken Gesicht, reißt weg: auch das Weib erlöst den Mann nicht.

Otto Dix ist reiner Instinkt, allen Erwägungen feind, denkt nicht über sich, erlebt sich. Von südlicher Fülle, ungebändigter Phantasie, wundergläubig, selbst ein Wunder. Letzter Extrakt seiner Erinnerungen; keine Analysen, keine Kunst des Vocabulaire; Rausch des Lebens, tänzerische Besessenheit der Farben. Ihr könnt seine Bilder umdrehen — sie bestehen. So sehr ist seine Kunst reine Darstellung der Affekte. Genialer Dilettantismus? Dazu sind die Behauptungen zu sicher: „Leda": Zergehen in Lust, auch das Weib brennend. „Der Kanonier": die Hölle der Vernichtung und doch Sieg, Auferstehung.

Heckrotts „Maienkönigin": die jüngere Schwester der Ostender Madonna Heckels, naiver, seliger, werdender. Sie steht nicht im Zentrum, sie ist es, strahlend in wärmstem Gelb. Ihre gnadenreichen Hände haben die Gebärde, als hätten sie das Knäblein dem Schoß enthoben, dazu den ganzen Garten Gottes mit dem singenden Waldvöglein. Feinfingrig horchen sie in sich hinein und formen doch diese Bildwelt. Hier ist Frommsein im Jubel der Sonne. Glückhaftes Rosa umhüllt schützend die Königin, Isoldes Haar. Gott Vater aber zeigt sich in unvergänglichem Blau. „Der Kampf": apokalyptisch, auf roten Chimärenpferden, das Blau gibt die Richtung, vergiftetes Grün wirbelt sich hoffnungslos um den Rand. Aufzeichnungen aus dem Krieg, die gehetzte Kreatur in einziger Liebesgemeinschaft mit der Natur. Pferd und Reiter am Bach, ein Baum neigt sich dienend über sie. Einst schützte er Maria auf der Flucht.

Vom Erkennen zum Bekennen kommt auch Mitschke-Collande. Auch er drängt, wie Rilke von Paula Modersohn sagt, vom streng und leidenschaftlich außen Geschauten bis zur Vision vor, die den unbeschreiblich angeeigneten Gegenstand in der Welt der inneren Beziehungen erlebter und menschlicher wieder erscheinen läßt. Er zeigt Graphik von unverfälschter Werksprache. Tektonische Flächen, entstofflicht, abstrakt, um ganz wahr und monumental zu sein. Aller Ausdruck in den Formelementen, in Strich und Fläche. Konturen bis zum Höchstmaß mit Pathos und Erschütterung gefüllt. Nirgends ein Füllsel, eine Leere, und doch locker und beschwingt bei diszipliniertem Stilwillen. Blätter zu Hartmanns „Begeistertem Weg": Taten, Gefühle, Proklamationen der Liebe. Nirgends reißt die sinnliche Illusion aus dem geistigen Erleben heraus, überall die geistige Illusionskraft unserer klassischen mittelalterlichen Buchzeichnung.

Der Zwang des Holzschnittes wurde auch Boeckstiegel Hilfe zum Stil. Seine Anschauung ist heute substanzloser. Die Relativität der Erscheinungswelt weicht, die Dinge in ihrer geistigen Existenz werden erlebt. Und am Ende steht das Schlichte aus Instinkt. Hinter den strahlenden Farbenerlebnissen ist die Wirklichkeit noch nicht in diesem höheren Sinne Wahrheit.

Auch nicht bei Otto Lange. Nicht jedes Ding hat seinen geistigen Schwerpunkt. Zwar reden auch die Steine, aber die Fähigkeit, fromm zu schweigen, fehlt noch. Sein kühnes Draufgängertum gefährdet bisweilen die Intensität, das innerliche Sprechen.

Otto Schubert fängt nochmal an, wo die Welt alles werden kann, beginnt für sich, die Kunst in die Form zu befreien. Seine Sprache entspringt noch nicht völlig der Eigenart der malerischen Darstellungsmittel, das Suchen nach Einheit führt zu linearer Stilisierung, aber gleichgültige Klänge werden seltener.

Plastiken von Gela Forster. So werde ich erschrecken, wenn ich vor den Ming-Gräbern stehe. Nur der große Stil aus genialster Einfalt faßt eine so kühne Seele. Hier ist kein Theater, keine Literatur, auch keine Gotik. Aber stolze Architektur: Ur-

sprung und Ziel der Plastik. Vor Zeiten waren sie Schwestern. Hier endlich wieder. Aus der Erde scheinen die Gestalten gewachsen, eins in Wesen und Substanz. Wie Geist Form wird, bleibt hier unergründlich. Die Enträtselung bleibt im Stein, das Unendliche umgibt nicht, ist drin! Der Widerstand des Volumens ist übermenschlich und scheint doch besiegt von Gesichten und Musik, ohne Zwiespalt. „Der Mann" auf dem Brückenbogen seiner Beinstümpfe wird den Himmel einstoßen, wenn er sich erhebt. „Das Weib" hört auf die Erfüllung ihres Wesens. Sternbild 1919. Ohne Anfang und Ende.

BITTERNIS DES UMFANGENS

Max Pulver

Blitzstrahl klafft über uns.
Flammen, Brautflamme
Sturmverschmolzen!
Was wühlt sich empor aus Blicken,
Tropft schmelzend in meine Adern hinüber?
Du!
Blutig ging im Westen die Sonne schlafen
Am Bach unter Weidenbüschen.
Deine Lippen sind blau gefärbt wie von fremdem Wein.
Auf den weichen Wellen deines Leibes
Hüpft der Wahnsinn des Geschlechts.
Wie wir uns biegen im Krampf!
So frißt stiebender Komet ins Dunkel.
Sternpaare vertropfen so lautlos im Anprall.
Unermeßliche Glutschluchten, verschattet von braungoldnen Haarwäldern,
Abgründiger Schrei des plötzlichen Falken im Frühlicht!
Deine Lende wiegt den Takt der Schnitter im Korn.
Adern, zart wie Bäche sonnbeschienener Glutebenen.
Schwarze Flamme tropft auf unser Polster.
Abendkühle streift bitter unsre nackten Herzen.
Blaues Traumnetz zerrt uns in seinen Maschen hinweg.
Des Fischers drohender Schatten zuckt über unsre Tiefe.
Braunes Segel schleppt uns ins brüllende Meer.

DER BERG

Alfred Günther

Hier ist das Tor. Der Felsen ist zersprungen.
In schweren Angeln rührte sich der Berg.
Metall und Stein hat magisch laut gesungen.
Scheues Getier lief her, Einhorn und Zwerg.

Die Kinder lockt die angelehnte Türe.
Wer warnt sie, in das Finstere zu gehn;
Sehn sie im Fels durchsichtig Frager stehn?
Sie zaudern. Noch verführen keine Schwüre.

Goldkuckuck rief sein Vogelwort aus Harz,
Tief neigten sich die Blumen vor dem Mond.
Der Fichten traurig Harren ward belohnt.
Ein Türkisfisch sprang aus dem Rosenquarz.

Stern schwankt am Blütenstiel in seidner Luft.
Und der Kristall beschwor in seiner Zelle
Geheime Bruderschaft von Stein und Quelle.
Dicht um den Berg quoll dunkler Feuer Duft.

NACHT DES KRANKEN

Alfred Günther

Durchstoßnen Herzens letzte Schläge
Fenster dieses Grabs zersplittern.
Qualentürme meiner Nacht erzittern,
Knirschend blitzt blaublutend Sternensäge.

Prunkende Stadt des bäumenden Tags:
Gräberfelder! Leichenkammern!
Weiße Larven zuckend sich umklammern,
Furchtgewärtig nahen Uhrenschlags.

Totenlicht vor meinem Katafalke
Drehn erloschne Sonnen sich an Drähten.
Naht dein Flügelschlag, du Morgenfalke?
Fluß und Sturm hör ich im Finstern beten.

WEGE NEUSTER DEUTSCHER DICHTUNG

Von Oskar Walzel

Die Kriegsliteratur, die anfangs ins Unermeßliche sich auszudehnen schien, ebbte indes allmählich ab. Lauter ließen sich die Gegner des Krieges

vernehmen. Vor allem stellten sich österreichische Dichter auf die Seite der grundsätzlichen Kriegsgegner und Anwälte der Menschenversöhnung. Um den Wiener Schriftsteller Karl Kraus, der seit langem mit scharfsinniger Dialektik die schwachen Seiten aller herrschenden Tagesmeinungen befehdet und im Dienste dieser Aufgabe seine Zeitschrift „Die Fackel" herausgegeben, vielmehr zum größten Teil selbst geschrieben hatte, sammelten sich junge österreichische Dichter, die mit ihm dem Krieg widersagten. Sie zählten durchweg zum Expressionismus und wandten sich mit Kraus gegen die österreichischen Dichter der älteren Schicht, die im vaterländischen Sinne den Aufgaben des Kriegs gerecht zu werden suchten. Zu Berlin erstand ihnen Bundesgenossenschaft auf künstlerischem wie auf politischem Boden in der Zeitschrift „Die Aktion", die seit 1911 erschien, im Krieg mit voller Entschiedenheit auf die Seite der rückhaltlosesten Friedensfreunde und einer nichtvölkischen Politik trat. Ausdruckskunst und Kriegsgegnerschaft verknüpften sich eng miteinander.

Vorläufig geht auf deutschem Boden die dichterische Entwicklung nach kurzer Unterbrechung durch die Kriegsdichtung unentwegten Schrittes in der Richtung des Expressionismus weiter. Das Grelle barocken Kunstwollens herrscht nicht allein. Der Grundzug des Expressionismus, die Abkehr von der Wirklichkeit, setzt sich mehr und mehr durch. Zugleich aber ertönen unter dem schweren Druck der Zeit die Weckrufe des Geistes, der vom Expressionismus wieder in seine alten Rechte eingesetzt worden war, lauter und lauter. Die Dichter werden aus Beschauern wieder Bekenner. Sie greifen ins Metaphysische hinüber. Sie wollen der Welt aus schwerem Leid eine neue Weltanschauung erbringen.

Wesentliche Eigenheiten des sogenannten Expressionismus ergeben sich schon aus dem Versuche, eine allmähliche Vorbereitung darzulegen. Er ist grundsätzliche Überwindung der Absichten des Impressionismus, er bedeutet zugleich, da der Impressionismus nur letzte Stufe einer Entwicklung ist, die schon früh im 19. Jahrhundert einsetzt, eine Abkehr von fast allen weltanschaulichen und künstlerischen Überzeugungen, die dem größten Teil des 19. Jahrhunderts eigen waren.

Als der Relativist Ernst Mach den Begriff von Wahrheit, die der Erkenntnis des Menschen zugänglich ist, in der Summe von Empfindungen feststellte, zwischen denen sich wissenschaftlich Beziehungen herstellen lassen, wehrte er sich ausdrücklich gegen die Annahme, man benötige im Hintergrunde doch wieder ein beobachtendes und handelndes Ich. Spöttisch erinnerte er an die Geschichte von dem Landwirt, der sich die Dampfmaschinen einer Fabrik erklären ließ und schließlich fragte, durch welche Pferde denn die Maschinen getrieben würden.

Der Dichter der Gegenwart zweifelt nicht länger, daß nicht das Echte sein kann, was als äußere Realität erscheint. Er fordert vielmehr, daß die Realität von uns geschaffen werde. Das Bild der Welt ist für ihn nur in uns selbst.

Die Eindruckskunst wollte der Vielgestaltigkeit des Erlebens möglichst nahebleiben. Sie meinte, ihr Ziel am sichersten zu erreichen, wenn sie den Augenblick künstlerisch festhielt oder sein rasches Verrauschen fühlbar machte. Der Ausdruckskunst ist der Augenblick entwertet; denn sie geht aufs Ewige.

Sie löst den Menschen los von dem Alltag seiner Umgebung. Sie befreit ihn von gesellschaftlichen Banden, von Familie, Pflicht, Sittlichkeit. Er soll nur noch Mensch, er hört auf, Bürger zu sein; er ist auch nicht bloß Weltbürger. Zwischen ihm und dem Kosmos steht keine Scheidewand. Das Kleinliche einer steten Auseinandersetzung mit dem Leben ist aufgegeben.

Zwecklos erscheint Erforschung der menschlichen Seele und der verschiedenen Lagen, in die sie im Widerspiel mit der Welt getrieben wird. Denn nicht die mannigfachen Stimmungen der Seele, sondern ein einziges großes Gefühl zum Ausdruck gelangen zu lassen, ist jetzt das Ziel. Dieses Gefühl ergibt sich nur der Ekstase. Psychologie aber war Sache der Analyse gewesen, hatte erklären wollen, während die Welt und Gott psychologisch nicht zu erklären sind. Der Ausdruckskünstler ver-

läßt sich nur auf sein großes Gefühl. Es steigert sich zu Begeisterungen, die an Gott heranreichen, der nur unerhörter Ekstase des Geistes erreichbar wird.

So deuten Ausdruckskünstler sich selbst. Sie verraten die grenzenlose Befreiung, die unter ihren Händen dem Menschen ersteht. Eine schwere Last von Bedingungen fällt vom Menschen ab. Einst hätte man gesagt: Der Mensch tritt wieder unmittelbar in Fühlung mit dem Absoluten. Das Absolute war seit Jahrzehnten derart in Verruf gekommen, daß selbst heute dieses Wort nur selten wiederaufgenommen wird. Vielleicht schmeckt es den Ekstatikern zu sehr nach vernünftigen Denkvorgängen.

Sonst scheut jedoch die Ausdruckskunst durchaus nicht, Worte und Anschauungen wieder zu Ehren zu bringen, die zuletzt, ja schon während eines guten Teils des 19. Jahrhunderts, nur noch spöttisches Lächeln wachriefen. Mit mutiger Hand verficht sie den Wert von Vorstellungen, die einst der Welt bedeutsam gewesen waren, einem wesentlich materialistischen Lebensgefühl jedoch nur wie müßiges Gedankenspielzeug erschienen.

Die Ausdruckskunst ist sich bewußt, daß sie Ahnen hat, daß sie nicht wie etwas unerhört Neues in die Welt hineintritt. Sie findet sich wieder in primitiver Religiosität, bei Ägyptern, Assyrern und Persern, in der Gotik, bei altdeutschen Malern, bei Shakespeare. Wichtig ist, daß sie Goethe nicht nennt, auffällig, daß sie ihrer Zusammenhänge mit Schleiermacher sich nicht bewußt ist.

Doch vielleicht erscheint die Art, in der auf Schleiermachers Wegen das Gefühl den Zusammenhang mit der Gottheit herstellt, dem Ausdruckskünstler immer noch zu rationalistisch, vor allem zu gedämpft. Zwar ist auch Schleiermacher ein Erbe Plotins, des späten Griechen. Plotin trug seine Überzeugung, daß die Gottheit nur in der Ekstasis zu erreichen sei, in die Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit hinein. Er wies germanischer Gefühlsekstase den Weg. Germanisch und ganz besonders deutsch ist die hohe Bewertung, die dem Gefühl in der Ausdruckskunst zugebilligt wird. Etwas Urdeutsches bleibt in der Ausdruckskunst daher bestehen, wenn auch ihre innere seelische Spannung dem deutschen Formgefühl, wie es im 18. Jahrhundert erfaßt worden war, widerspricht.

Vergessenes kommt zu neuen Ehren, Dichter, die lange Zeit wenig beachtet worden waren, erleben eine Wiedergeburt. Umgekehrt treten viele in den Hintergrund, denen das 19. Jahrhundert unbedingt gehuldigt, vielleicht wird sogar mancher jetzt abgelehnt, weil ihn das 19. Jahrhundert für sich in Anspruch genommen und dabei einseitig gedeutet hatte. Es ist eine Umkehr, wie sie seit dem Beginn unserer klassischen Zeit sich kaum mit gleicher Gewalt durchgesetzt hat, auch nicht in der deutschen Romantik.

Die Romantik wollte nur die Form, die von Goethe erbracht worden war, weiterentwickeln, eine Form, die sich minder fühlbar vom Leben abhebt als die Strenge der Renaissance oder die Wucht des Barocks. Letzte Folgerung aus solcher Absicht war die Eindruckskunst, die noch unmittelbarer dem Leben sich anschloß und auf eine Formung von selbständiger Bedeutung noch ausdrücklicher verzichtete.

Jetzt aber wird der Gegensatz von Leben oder Natur oder Wirklichkeit einerseits und Kunst anderseits wieder größer. Wendung zum Barock war der erste Schritt der neuen Dichtung. Auch das Wort Gotik wurde für sie in Anspruch genommen. Eine mächtige seelische Erregung stand im Hintergrund. Sie findet nicht Raum in den Grenzen, die seit Goethe dem Ausdruck deutschen Gefühls gezogen worden waren. Sie flammt heißer auf, sie wühlt sich tiefer ein. Wenn Goethes Form als deutsche Form angesprochen werden darf, so mag an jüngsten Gestaltungen etwas beteiligt sein, das heißer und jäher empfindet als der Deutsche. Allein völlig fremd ist diese gesteigerte Art des Fühlens dem Deutschen nicht. Sie findet sich im deutschen Klassizismus neben Goethe. Sie ist einem urdeutschen Meister wie Albrecht Dürer nicht fremd. Hat doch Dürer den Typus des sogenannten zornigen Porträts geschaffen; er lieh Gesichtern geistige und seelische Spannung, nahm sie im Augenblick der Erregung, die Brauen gerunzelt, die Augen rollend. Er wollte das Letzte aus ihnen herausholen, er trieb

sie zum Pathos hinauf. Ebenso drängen die Dichter heute ihre Menschen zur Ekstase hin.

Fühlbarer wird die Formung. Sie kann, aber sie muß nicht zum Ebenmaß der Antike und der Renaissance gelangen. Zuweilen ist es, als wollten sich die Wünsche des Neuklassizismus jetzt in einer Gestaltung von strenger Linienführung verwirklichen. Näher jedoch liegt der neueren Kunst des ekstatischen Pathos die lockere Form des Barocks, die immer noch viel stärker sich verspüren läßt als die Form Goethes. Sie steht dem Erleben ferner, sie ist weniger das künstlerische Abbild von etwas Einmaligem und ganz Persönlichem.

Weil der Reiz des ganz Persönlichen zu verblassen beginnt, rückt Psychologie ab von der bevorzugten Stellung, die sie bis vor kurzem in der Dichtung einnahm. Den Zielen des Neuklassizismus entspricht diese Entwertung der Seelenergründung. Auch die Ausdruckskunst will nicht länger Abzeichnung von Seelenvorgängen an die Stelle von künstlerischer Gestaltung setzen. Aber sie verzichtet deshalb vorläufig nicht auf Seelisches. Es wird nur minder zergliedert als in starker Erregung ausgesprochen. Es gibt sich als Äußerung des Gefühls, nicht des berechnenden Verstandes. Fraglich kann noch erscheinen, ob Erforschung der Seele völlig in den Hintergrund treten oder nur in anderem Sinne getrieben werden soll.

Wissenschaftliche Philosophie neuester Richtung verficht den Wert reiner „antipsychologischer" Logik. Ihr ist Logik eine formale, apriorische, demonstrative, von der Psychologie unabhängige Wissenschaft und die Grundlage aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Edmund Husserl, der Österreicher und Mähre, nennt in vollem Gegensatz zum Relativismus die Wahrheit wieder etwas Ewiges, erhebt sie wieder zu einer überzeitlichen Idee. Was wahr ist, ist an sich wahr. Wahr aber ist in diesem Sinne nicht die flüchtige Erkenntniserscheinung. Das Ich verfestigt sich in solcher Betrachtung von neuem. Es schwebt nicht über den Erlebnissen, es ist die Verknüpfungseinheit der Erlebnisse.

Das ist Weiterführung von Platon und Leibniz, Kant und Herbart. Aber es verzichtet nicht auf alle Psychologie, nimmt nur Psychologie vom Standpunkt einer Logik, die ihrerseits nicht von Psychologie beherrscht oder gar verneint wird.

Wie nahe die wissenschaftliche Wendung, die durch Husserl und seine Gesinnungsgenossen in der Philosophie erbracht wurde, zusammentrifft mit den letzten Wandlungen dichterischer Weltbetrachtung, bedarf keines näheren Erweises. Die Rolle, die in dem Weltbild des Dichters der Seele zufällt, dürfte sich daher künftig ähnlich gestalten wie die Rolle, die ihr von der neuen formalen Logik zugewiesen wird.

Vorläufig steht allerdings ein guter Teil gerade der jüngsten Dichter noch von anderer Seite in engster Fühlung mit älterer Psychologie. Die Psychoanalyse des Wiener Nervenarztes Sigmund Freud hatte schon große Bedeutung für die Eindruckskünstler, vor allem für die Wiener. Einige Ausdruckskünstler arbeiten noch mit Freuds Psychoanalyse. Oder sie stützen sich auf Freuds Fortsetzer Alfred Adler. Wird dieser Zusammenhang bestehen bleiben? Es ist eine der vielen Fragen, die von jüngster dichterischer Entwicklung gestellt werden, jetzt aber noch nicht Beantwortung finden können.

Angesichts solcher Fragen eröffnet sich nur noch weiter die Fülle von Möglichkeiten, die in der neusten deutschen Dichtung enthalten ist. Klärung kann nur langsam sich einstellen. Entscheidungen stehen bevor; sie werden so wenig ohne schwere Kämpfe zu erbringen sein wie die vielen anderen Entscheidungen, die der nächsten Zukunft im Schoße ruhen.

(Dieser Aufsatz entstammt der Arbeit „Die Deutsche Dichtung seit Goethes Tod", die demnächst zu Berlin im Askanischen Verlag erscheint.)

NOTIZEN

Die „Brücke" wurde in Dresden gebaut. Der Wille zum anderen Ufer, ins Land der Erfüllung zielend, reckte sich also hier zum erstenmal auf. Die Erbauer brachen das Gerüst zu kühner Planung bald ab, um andernorts günstigeren Boden für neue Wölbung zu finden. Es wäre wirklich widersinnig gewesen, die Erfüllung frommer Gebete gerade in dieser Stadt abzuwarten. —

Der Herbst 1916 brachte in Dresden wieder eine Ausstellung der „Brücke" und ihrer Freunde. Die letzte

Expressionisten - Ausstellung vor dem Kriege hatte im trübe plätschernden Wässerchen eines immer bürgerlicher werdenden Kunstbetriebes nur noch einen blassen Nachhall, verschwommenen Lichtstrahl, hinterlassen. Massenangriff: neben die gemalten und gemeißelten Symbole einer anbrechenden Zeit, gegen die von vornherein zu protestieren die heute Gescheiterten schon damals den gewitzten Instinkt hatten, stellten sich die Dichter und schleuderten Blitze in das ausgetrocknete Röhricht empört aufwellender Schädelmassen; Schönbergs ekstatische Klänge gellten „Sieg!" in die Watteohren iener, deren Sprache morgen unverstanden sein wird. Im Herbst 1916 begann die neue Situation. —

Wir haben die Bildung des „Neuen Kreises" einst freudig begrüßt. Fanden das Programm „Förderung des Expressionismus" nicht zeitgemäß in Tagen der Schlachten-Hochkonjunktur und hätten lieber eine Gemeinschaft das Fremdwort „Revolution" aussprechen gelehrt. Immerhin, man durfte etwas erwarten. Daß es der Kreis zu keiner radialen Ausstrahlung brachte, zündende Partikelchen in die Umgebung sendend, daran war sein Zentrales schuld. Es war eine Phrase, ein Nichts, ein Vacuum. Nach der ersten Hitze bildete sich ein um sich selber drehendes Vereinskügelchen, eine G. m. b. H. zur Förderung niedlicher Eitelkeiten, unter Ausschluß Unbequemer. Um Frager zu befriedigen, Seelen zu retten, Verwechselungen endgültig aus der Welt zu schaffen, notieren wir: der „Neue Kreis" hat nichts zu den Entscheidungen im Kampf der Jugend um eine bessere, gütigere Welt hinzuzutragen, er unterläßt und verhindert jede Kundgebung zugunsten tatkräftiger Unternehmungen, die den Sieg der neuen Kunst vorbereiten sollen, er braut harmlos-mystische Verschwörungen, über deren Zweck und Ziel nicht gegrübelt werden soll. Oder: hat das Kreiselchen schon zu brummen aufgehört? —

Die „Neue Vereinigung für Kunst", eine bürgerlich-anständige Vereinigung, die nicht mehr scheinen will, als was sie vorgibt, bringt bisher allein die für den Fortschritt der Kunst wesentlichen Ausstellungen. Auf daß Verantwortung nicht zu schwer laste, wird sie daher von fast allen gemieden, die vorlaut versprachen, für eine „Galerie der Neuen" zu sorgen. —

Das staatliche Kupferstichkabinett gehört zu den seltenen Instituten, die reichlich mit Mitteln für zu lösende Aufgaben versehen sind. Das graphische Werk Oskar Kokoschkas, an künstlerischem Wert unmeßbar das überragend, was vierteljährlich als „zeitgenössische" Erwerbung — von künftigen, urteilsfähigeren Kunstbeflissenen für ein Kuriosum gehalten, — in sauberen Fächern verschwindet, ist mit keinem Blatt vertreten. Und es sitzt doch ein beamteter Mann da, der ein (schlechtes) Buch über moderne Graphik geschrieben und wohl als Sachverständiger gelten will. Wer von den Herren ist also verpflichtet, sich, wenigstens nebenbei, mit Kunst zu befassen? Er müßte erfahren haben, daß Oskar Kokoschka seit 1916 in Dresden weilt und die seltene Gelegenheit gegeben ist, einen europäischen Künstler ehren zu dürfen.

Es ist angenehm, zu wissen, daß der Tag gekommen, an dem Mitstreiter links und rechts zur Seite stehen. Die „Gruppe 1919" soll eine brüderliche Vereinigung und eine Kampforganisation sein. Erst werden wir ein paar kurze, deutliche „Lieder der Abschüttelung" singen. Denn wir wollen immer sehr lustig sein und mit Gelächter die vertreiben, deren listige Schatten uns umstellen: auch auf leisesten Sohlen gelangt man nicht an unsere Rockschöße. Die Ziele liegen weit vor uns. Wir sind im Anmarsch. Überall im Lande, in Frankreich, in Rußland, in Italien und in der Schweiz sind Freunde. Was sind uns noch die alten Werte? Die Kunst, die wir aufrichten wollen, ist voll jungen Lebens, hat Raum nur für wahrhaft Gelebtes, ist Symbol neuer Gesetzmäßigkeiten, aufsteigend aus des Geistes und des Herzens Helle. —

Ärger und Lustvolles ziehen wechselnd dahin. Aufgaben, immer wieder Aufgaben, umstellen den Weg. Man gebe ihnen ein Antlitz. Freunde, bald tun wir den ersten, harten Griff in ein noch „Ungestaltetes"! H. Z.

PHILOSOPHIE DES DIONYSISMUS

Bei Gelegenheit von S. Friedlaender
„Schöpferische Indifferenz"
(Georg Müller, Verlag, München 1918)

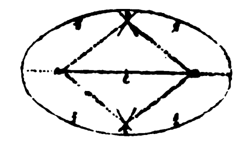
Der Verfasser dieses kurzen ‚Referats legt Wert auf die Feststellung, daß er, als ein in der abstrakten Philosophie durchaus Ungeübter, seine Ausführungen nicht als wissenschaftlich-philosophische und noch weniger als Kritik gewertet wissen möchte. Er hält es nur für seine Pflicht, auf das Lebenswerk eines Menschen hinzuweisen, der, als unter uns Lebender, neue und eigene Wege in der Philosophie geht.

Dieses Buch ist der Blitzschlag, der, eine souveräne Sekunde lang, jene Welt überirdisch erhellt, die er erschuf. Die Düsternisse des menschlichen Denkens sind, für einen Augenblick, zerteilt und zertrümmert. Nun gilt es, den Mut zu haben, in den Blitz zu schauen, hinter dem die Klarheit lebt und eine ewige Sonne brennt. Es gilt, den „Sprung aus der Welt", den Sprung auch aus sich selbst heraus zu wagen, um sich selbst und die Welt, in unerhörter Totalität, zu finden. Das Buch des Philosophen Friedlaender ist nicht nur Demonstration, es ist vor allem der Versuch einer Revolutionierung des menschlichen Denkens, des menschlichen Seins. — Wie Schopenhauer nicht ohne Kant, Nietzsche nicht ohne Schopenhauer, so ist Friedlaender nicht ohne Nietzsche denkbar. Wie Nietzsche den Sprengstoff des Individualismus in die Schopenhauersche Philosophie trug, so bringt Friedlaender diesen Individualismus zur Explosion.

Die Welt, sagt Friedlaender, und alles „Außen" ist *Differenz*, Unterschiedenheit eines einzigen, ununterschiedenen und ununterscheidbaren „Innen", schöpferischer *Indifferenz*, die selbst frei von aller Vereinzelung ist: *In*dividuum. im eigentlichen Sinne dieses Wortes d. h. eximiert von aller Dividualität, dessen Wesen es ist, sich polar zu äußern. Polarität, Polarisation ist die Geburt des Unterschiedes, der Differenz, aus dem in sich Identischen, dem Ununterschiedenen, Indifferenten, Individuum. Unter „Individuum" ist hier nichts Einzelnes verstanden, also auch kein einzelner Mensch, „... sondern das Ganze, aber nicht objektiv, sondern subjektiv, ein schöpferisches Pathos, der Wille, der Entschluß, Freiheit..."

Welt-Person, Gott-Mensch, All-Ich, Dionysos, der sich zerstückt. Die Philosophie des *Dionysismus* ist es, die hier gepredigt wird. Man sei sich darüber klar, daß jenes höchstpersönliche (nicht einzelpersönliche) Individuum der Ausgangspunkt aller (polaren) Differenz (jenes allgemeinsten Kriteriums jeder irgendmöglichen Erscheinung) ist: — und man hat sich und die Welt neu gewonnen.

Die schöpferische Selbstentdeckung, die Eroberung des eigenen innersten Innern, persönlicher Identität, ist die Prämisse alles Folgenden, alles Anderen, d. h. der Welt, des „Außen". Aus den Zwiespälten der polaren Differenz ist eine neue Synthese zu gewinnen, reinster Art, frei von bloßer Vermengung, flachem Mischmasch der Gegensätze, der niemals schöpferisch ist. Versuchen wir, mit Hilfe einer kleinen mathematischen Darstellung anschaulich zu machen, was hier, in dieser Kardinalfrage der schöpferischen Indifferenz, gemeint ist.



Die beiden Punkte A und B mögen die Pole der Differenz bezeichnen, Brennpunkte einer Ellipse f. Punkt C würde dann die banale Mitte, die tote Indifferenz, doch niemals eine Synthese sein. D und E, Schnittpunkte der um A und B geschlagenen Kreise, würden die ersten Synthesen darstellen, die aber, da es eine oben und eine unten gibt, kein Neutrum, keine Indifferenz wären. Die synthetische schöpferische Indifferenz kann überhaupt kein Punkt sein, da jeder Punkt, der sich aus zwei anderen Punkten ergibt, notwendig seinen Gegenpunkt haben müßte, so daß es immer noch bei Polarität bliebe. Die synthetische Indifferenz, die beide Pole A und B beherrscht und sich in ihnen äußert, ist vielmehr die Ellipse f selbst, deren Brennpunkte A und B sind; das runde, ungeteilte Ganze, das dies alles umschließt, ohne sich ihm zu vermengen. —

Dieses umfängliche Ganze der selbsteigenen Identität, des Ich über allen Einzel-Ichen, ist es, sagt Friedlaender, was alle Polarität, alle Differenz, alle Einzel-Iche beherrscht und regiert. „Es ist weder schwer noch leicht, eigne Individualität zu erlangen; es ist der urplötzliche Blitzschlag des innersten Entschlusses, der diesen wie jeden anderen Unterschied im Selbste trifft und vertilgt. Ja, das Individuum ist der sich selber treffende Blitz. Das ganze „Pathos der Distanz" urplötzlich aufgerissen zwischen mir, dem Individuum, und mir, dem Einzelnen. — Besinne dich auf Dich, ergreife Besitz von Dir, und dir wird alles andere zufallen. Alles Außer-Dir, auch dein kleines dividuales Selbst, ist Trabant deiner selbsteigenen individualen Sonne, die alle Bahnen gesetzmäßig polar bestimmt und beherrscht.

Dies ist es, was das Buch, in tausend Gleichnissen, in tausend Wendungen und Belichtungen, ausspricht und immer wieder illustriert. Es ist, nach der Philosophie eines Stirner und Nietzsche, eines Bergson, die revolutionäre Aufforderung zur *Selbstumstülpung*, zum Sturz in das Chaos, um den Kosmos zu finden. Es zählt zu den wenigen philosophischen Werken, die Anruf und Erweckung sind, Dionysiertum klarster Observanz, trotz außerordentlicher Abstraktheit der Gedankengänge überreich an glücklich gefundenen, intuitiven, höchst anschaulichen Bildern, die, in ihrer Originalität, auch dem in der philosophischen Terminologie Ungewandten die Lektüre zu einem hohen geistigen Genuß machen.

Dem Wesen des Buches, dem Wesen dieser „Philosophie des Hochbewußten" ist es nicht unnatürlich, daß ihr Verkünder, unter dem Pseudonym *Mynona*, seine elementare Idee im Spiegel der Groteske, die hier weniger als sonstwo Zerrspiegel ist, darstellt und zu erläutern sucht. In den Grotesken-Büchern *„Rosa, die schöne Schutzmannsfrau"*, *„Schwarz-Weiß-Rot"* (Kurt Wolff Verlag, Leipzig), *„Für Hunde und andere Menschen"*, (Verlag Der Sturm, Berlin W 9) und in den Sonetten *„Hundert Bonbons"* (Georg Müller Verlag, München) zeigt sich ein dichterischer Menschenkenner von originellstem Humor, einer der witzigsten und geistvollsten Köpfe unter lebenden Schriftstellern.

(Vgl. auch den Aufsatz im Oktober-Heft dieser Zeitschrift: *S. Friedlaender „Zur Psychologie der Engel".*)

Walter Rheiner.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

Albert Ehrenstein: Tubutsch, illustriert von Oskar Kokoschka — Insel-Verlag, Leipzig.
Der Selbstmord eines Katers — Insel-Verlag, Leipzig.
Die weiße Zeit — Insel-Verlag, Leipzig.
Nicht da, nicht dort — Kurt Wolff Verlag, Leipzig.
Die rote Zeit — S. Fischer Verlag, Berlin.
Den ermordeten Brüdern — Max Rascher, Verlag, Zürich.

Georg Trakl: Gesammelte Gedichte — Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

Mit diesem Doppelheft
schließt
der 1. Jahrgang
„1919 Neue Blätter für Kunst und Dichtung“

Zur Erneuerung des Bezuges richte man die inliegende Bestellkarte an eine Buchhandlung oder an

Emil Richter / Verlag / Dresden

1.Jahrg.1918-19 / NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG / März-Doppel-Heft

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden